**Diese Mikroverfilmung wurde von der**

**Stiftung der Sparkasse Eichsfeld**

**ermöglicht**

. Jahrgang – Nr. 14

Sonntag, 5. April 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postge'ührem)

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## DER ALTE BILDSTOCK

Klar aus Nebeln wächst der Tag,
Sonne strahlt. Auf allen Hügeln
Blühen Farben blaß und zag,
Wolken wehn mit weißen Flügeln.

Eine Lerche jubelnd steigt;
Dann ist wieder tiefe Stille.
Leise wiegt ein Zweig und neigt
Seiner Knospen schwere Fülle

Vor dem Bildstock, der am Rain
Langsam, Jahr um Jahr, verwittert;
Drin des jungen Jahres Schein
Zart den Tod des Herrn umzittert.

Betende Frauen

Bavaria-Verlag (Bild: Eigene Anfertigung)

## iefe Tage

Immer im frühen Jahr, wenn die junge ahreszeit gerade die ersten Tage ihres strah-nden Triumphes mit leuchtenden Sonnen-unden unser saphirblauen Himmel uns eschert, wenn unser Herz aufjauchzen möchte seligem Frühlingsglück, immer dann kom-en jene heiligen Tage vor dem österlichen est heran, die mit ihren großen Geheimnissen, t ihrer schweigenden Feierlichkeit die Welt Bann halten. Es gibt kaum ein Volk, s diese Tage mit Lärmen übergünge, so ndringlich ist ihre Sprache in die Zeit. Die nze Christenheit ohne Unterschied des Be-nntnisses findet sich in gleichem Gedenken das furchtbare Geschehen auf Golgatha, nd auch die staatliche Gewalt hat mit den itteln ihrer Macht diese Tage geschützt. r Glanz der jungen Frühlingswelt verliert r dem tiefen inneren Glanz dieser Tage. nd das Seltsame: Wir empfinden diese ille der Stunden nicht wie eine Störung seres jubelnden Glücks über den wieder-schenkten Frühling, sondern wie eine Ver-rung. Ja wir fühlen, daß uns etwas rloren sein müßte, blieben diese stillen ge einmal aus. So eng sind sie mit dem ndervollen Geschehen verbunden, das sich dieser Zeit draußen vollzieht, daß es da endeine tiefinnerliche Beziehung geben muß. Und tatsächlich ist der Frühling wie keine dere Jahreszeit eine innerliche Zeit, d seine Tage Tage der Seele, seine Stun-n Stunden innerlicher Schau. Was sich Frühling bereitet, bereitet sich innen. ch sind die Farben spärlich draußen im ld, noch steht dahinter dunkel der Wald d nur ein ganz feiner, kaum verspürter uch keimenden Grüns fliegt im sonnigen hein ihn an. Es ist Knospenzeit überall d Knospen tragen ihre Schönheit, ihr Ge-mnis innen. Wer je hätte ohne Jauchzen jungen Keimen und Sprossen gestanden! er hätte nicht in andächtiger Ehrfurcht dem mlichen Regen nachgedacht, das sich un-bar, aber wohlgeahnt unter all den viel-den, entzückenden schwellenden Gebärden verbirgt! Und wer hätte nicht dieser noch gedacht in solchen Stunden, hätte nicht das Gleichnis geschaut, das sich in solchem Bilde vor uns auftut! Dann richten sich auch unsere Augen nach innen und wir schauen innerlichen Frühling, den Frühling der Seele, der sich aus keimender Hoffnung, gläubiger Gewißheit und seligem Vertrauen herrlich entfaltet. Denn der herrlichste Vogelruf muß im sonnigsten Tag verhallen, wenn keine Stimme des menschlichen Herzens Antwort gibt. Das köstlichste Blühen muß sich sinnlos vertun, wenn unser inneres Auge nicht anspricht, das alles Werdende mit ehrfürchtigen Gedanken schaut. Vielen wird all dies unbewußt so geschehen, aber es nimmt doch immer der Frühling den Weg durch das Herz. Wie könnte er sonst so reine und helle Freude allerorten auslösen!

In dieses Erlebnis kommen die stillen Tage der Karwoche wie eine Offenbarung. Ist doch die Trauer dieser Tage keine Trauer der Vernichtung, vielmehr birgt sie soviel Hoffnung in sich, daß sie im rechten Erleben Freude auslösen muß, heilige Freude über den Sieg des Lichtes, den diese Trauer bereitet. Es ist eine Trauer in diesen Tagen, die läutert und klar macht, es ist eine Stille, die allen Lärm unterdrückt, nicht aber die großen Stimmen, die aus innen kommen. Nicht die Stimmen, die uns Menschen zu uns selbst zurückrufen und zu den tiefsten Beziehungen, zum Schöpfer-Gott. Wieder müssen wir den großen Weltenplan durchzudenken versuchen, wieder erkennen wir die Größe und Güte der Vorsehung und wiederum holen wir uns aus all diesem Gedenken neue Kraft, uns einzuordnen in den Plan der Vorsehung, zu tragen, was uns bestimmt ist und zu erfüllen, was uns aufgegeben ist.

Das ist die erschütternde Predigt dieser Tage, aber es ist doch auch eine frohe Predigt, die unserem irdischen Leben einen klaren Sinn gibt und die soviel freudige Verheißung in sich schließt. Er ist eine herrliche Frühlingspredigt im Blau des hohen Himmelsdoms, vom Gold der jungen Sonne überglänzt.

Dieweilen hält der junge Frühling keine Ruh. Knospen brechen, die ersten Blüten springen auf, in den Stämmen und Zweigen steigt der Saft wie klopfendes Blut. Es ist wahrhaftig eine große Zeit. Laßt uns ganz still sein und tief nach drinnen und nach draußen horchen! —

# Das Meisterwerk / Erzählung von Peter Bauer

Der junge Maler war voll innerer Unruhe. Seit Wochen gelang ihm nichts, was ihm restlos Freude machte. Eine fertige Landschaft auf der Staffelei hatte er zur Bestürzung seiner hinzugekommenen Wirtin mit ein paar Pinselstrichen überkitzt, weil sie ihn anödete. Ja, manchmal kamen ihm ernsthafte Zweifel, ob er überhaupt noch an seine künstlerische Berufung glauben dürfe. Daß man für seine ausgestellten italienischen Landschaften so viel lobende Worte verschwendete, täuschte ihn keineswegs über sein persönliches Unbefriedigtsein hinweg. Ihn ließen die größtenteils noch unverkauften Aquarelle südlicher Naturausschnitte heute ebenso kühl wie damals, als er mit ihnen nach einer kurzen Studienreise vom Lido heimgekehrt war. Sie waren nicht das, was er ersehnt hatte, wonach er eine heimliche Glut im Herzen trug.

Bernd Jungenfels warf eine halbvollendete Skizze mißmutig beiseite, riß sich von einem der vielen Blätter, die mit angefangenen Zeichnungen und Studien den großen Tisch bedeckten, einen Fidibus ab und zündete damit am Ofenfeuer seine kurze Pfeife an. Dann verließ er mit langsamen Schritten sein Zimmer. Er hatte den Kopf so voll wirrer Gedanken, daß ihn der Gruß des Freundes auf der Treppe beinahe erschreckte.

„Träumer!" lachte der Freund. „Nein, nein!" wehrte er ab, als Bernd den Versuch machte umzukehren und ihn mit hinauf in seine Wohnung zu gängeln. „Was ich dir zu sagen habe, können wir auch unterwegs erledigen." Und Arm in Arm, als kämen sie von einer lustigen Weinprobe, betraten sie die Straße.

Bernd war gespannt, was es gebe, wartete aber vergebens auf die überraschende Neuigkeit. Die übermütige Stimmung des Freundes war aus jeder Aeußerung spürbar, hinter den letzten Grund seiner Aufgeräumtheit suchte Bernd lange umsonst zu kommen. Endlich glaubte er den richtigen Dipp zu tun: „Du hast ein Bild verkauft, Kunz!" sagte er vor ihm stehenbleibend.

„Gut verkauft," nickte der Freund lachend und darum werde er sich mit Marianne eine kleine Ferienfahrt gestatten. Bernd müsse natürlich mitkommen, da gäbe es keine Widerrede. Er sei ja einfach eingefroren mit seinem Schaffen und brauche Sonne und vor allem ein Erlebnis, das seinen Seelengrund einmal tüchtig aufwühle.

Das bestätigte auch Marianne, des Freundes junge Frau, als sie schließlich in dessen Wohnung landeten, die in ihrer geschmackvollen Ausstattung so fein abgestimmt war, daß sich Bernd in dieser Atmosphäre immer wie verwandelt fühlte. Auch jetzt taute er rasch auf und half schwärmerisch an der Ausschmückung des Reiseplanes mit, dem er von Herzen zustimmte. Er glaubte zuversichtlich an die ersehnte Anregung in einer anderen Umgebung und wollte unter allen Umständen sein „Handwerkszeug" mitnehmen, was Kunz und Marianne, die ausschließlich zu bummeln gedachten, lächelnd guthießen.

Die Bergstraße zwischen Heidelberg und Frankfurt, die mit ihren Pfirsich- und Aprikosengärten immer dem Frühling ein gutes Stück voraus ist, prangte schon in voller Herrlichkeit, als sie in einem kleinen Städtchen einkehrten und sich in einem alleinstehenden Hause einmieteten, das, am weitesten bergan gelegert, mitten in blühenden Obstbäumen stand. Wie wenn Tänzer und Tänzerinnen rosafarbene und weiße Schleier in anmutiger Weise über ihren Köpfen wehen ließen, so zart in Formen und Linien umschwebte der duftige Flor das Haus.

Bernds Zimmer zu ebener Erde lag in rosigem Schimmer, der durch das einzige aber breite Fenster hereinflutete. Bernd packte begeistert aus. Seine Farben kamen ihm viel leuchtender vor als sonst. Wie wenn der frische Atem des Gartens eine dicke Staubschicht von ihnen fortgeblasen hätte. Er pfiff wie ein Schuljunge und skizzierte mit raschen Strichen einige Pfirsichzweige auf die Leinwand.

Kunz lobte das Blatt, Marianne war entzückt und Bernd bat, es fertigstellen zu dürfen für sie. Sie lächelte geschmeichelt. Aber zunächst müsse man die Gegend kennenlernen. Auch am folgenden und überfolgenden Tage streiften sie zu dreien umher. Der Ueberschwang der blühenden Landschaft brach in Bernds Herz wie eine Morgenröte in schwaches Dämmerlicht. Motive und Stimmungen reizten, lockten und bedrängten ihn, daß er sich wie ein überreich beschenktes Kind vorkam und mit federnden Schritten und hellem Gesicht umherging. Er blieb kaum zu Hause, und Kunz und Marianne fühlten sich mehr als einmal „versetzt".

Eines Tages überraschte er beide mit dem Geständnis, er werde ein Mädchenbildnis malen. „Na mal zu!" ermutigte ihn Kunz. Draußen im Garten sei der gegebene Platz. Das Mädchen werde selber wie eine Pfirsichblüte leuchten, wenn soviel Abglanz auf sie falle.

Sie habe den fremden Glanz gar nicht nötig, versicherte Bernd und pries den zarten Schimmer ihres hellblonden Haares, ihr leichtfüßiges Schreiten, den Liebreiz ihres Lächelns, die großen Augen.

„Genug!" wehrte Kunz lachend," sonst könnte es mir noch leid tun, Palette und Pinsel nicht hier zu haben." Worauf Marianne scheinisch ein wenig die Entrüstete spielte.

Am folgenden Tag erkannten sie das Mädchen nach Bernds Beschreibung auf der Straße. Sie war bei aller Einfachheit so gut und geschmackvoll gekleidet, daß sie im Alltag des Städtchens auffallen mußte. Kunz und Marianne zweifelten nicht, daß sie die Fremde war, und ihre Vermutung bestätigte sich, als Marianne, um sicher zu sein, das Mädchen ansprach und nach einem Weg fragte. Sie kamen ins Plaudern und gingen ein Stück miteinander, Kunz in der Mitte. Zuguterletzt verabredeten sie einen gemeinsamen Spaziergang für den nächsten Nachmittag.

Bernd glaubte zu träumen, als er Mariannes Stimme von oben hörte und mit einem Blick durch die zarten Gardinen das Mädchen sah, mit dem sie sprach. Das Fräulein möge die peinliche Unpünktlichkeit entschuldigen, das Mittagsschläfchen sei schuld, aber in wenigen Minuten seien sie unten. Im ersten Augenblick wollte Bernd zu Kunz hinaufstürmen und fragen, wie so sie das Mädchen kennten, das er noch nicht angereden gewagt hatte. Oder sollte er das Fenster aufreißen und die Fremde ansprechen, oder — noch besser — zu ihr hinausseilen? Er verwarf das eine wie das andere und starrte mit großen Augen nach der lieblichen Erscheinung. Die Wirtin hatte ihr eine kleine Birkenbank in die Sonne gerückt, seinem Fenster gegenüber. Das Mädchen saß leicht nach vorn geneigt und lächelte, als ob es von etwas entzückt wäre. Sahen seine sehnsüchtigen Augen ein heimliches Wunschbild oder schlug der leise Jubel der kleinen Pfirsichblüten an sein lauschend Ohr. Bernd erinnerte sich an des Freundes Wort von der Leuchtkraft der ersten Gartenlust, er schaute die Wirkung, konnte aber trotzdem nicht vor soviel Anmut den Einwand seines Herzens unterdrücken: War am Ende die Beschenkte nicht doch die Schenkende? Leuchteten die Blüten nicht darum so schön, weil sie der Rahmen sein durften um ein begabendes Bild?

Wie unter geheimen Zwang begann er den Entwurf der Skizze und arbeitete fieberhaft. Hin und her flogen seine Blicke, und die Rechte glitt unermüdlich über die Leinwand. Dabei horchte er angestrengt auf jeden Schritt im Zimmer oben. Sie durften noch nicht kommen und ihm das Mädchen entreißen. Eher sollte ihnen ein Unglücksfall zustoßen, dachte er grimmig. Nein, kein Unglücksfall, verbesserte er sich. Kunz brauchte sich ja nur beim Rasieren zu schneiden. Aber es müßte schon länger bluten . . .

Er biß sich mit einer Verwünschung auf die Lippen. Sie kamen schon die Treppe herunter und riefen seinen Namen. Mit einem Satz war er an der Tür und verriegelte sie geräuschlos. Seine Blicke hingen sich jetzt wie tausend Magnete an die holden Züge des Mädchens draußen. Sein klopfendes Herz betäubte die Herzliebe. Sie mußte es doch fühlen, wie er sie beschwor zu bleiben und daß er sie nicht loslassen konnte! Als die Schritte vor dem Hause verhallt waren, wagte er lange keinen Blick hinaus. Je weiter das liebliche Bild aus der Leinwand wuchs, um so heißer machte ihm die Angst, sie könnte weg sein. Sein Kopf glühte, da er ihn endlich mit geschlossenen Augen gegen das Fenster hob. Zuerst blieb es Nacht, dann aber — seine Finger zitterten vor Erregung — leuchtete die Erscheinung wie ein aufgehelltes Bühnenbild aus dem Dunkel. So arbeitete er Stunde um Stunde. Sein Arm ermüdete, seine Augen brannten, aber die Leinwand ließ ihn nicht los.

Einmal beseelt er die Augen offen, als er hinausblickte. Da wurden sie starr und groß vor dem geschauten Wunder: das Mädchen sah noch da in unveränderter Haltung. Bernd vergleich mit prüfenden Blicken die Erscheinung mit dem schier vollendeten Bildnis auf der Leinwand und lächelte, während die Rechte schon wieder tätig war. Ein Glücksgefühl, wie er es noch nach keinem vollendeten Werk so stark gefühlt hatte, durchströmte seinen müden Körper und riß ihn wie ein Rausch in raschen und tiefen Schlaf.

Natürlich machten sich Kunz und Mariannes Gedanken um Bernd. Besonders die verschlossene Tür geriet Kunz nicht. Morgen früh werde er gewaltsam öffnen, erklärte er der erschrockenen Wirtin. Aber beim Früh-

## Wanderer im April

*Ueber kahles Feld, auf Strauch und Baum,*
*Rauscht und rinnt der kalte Regenschwall.*
*Graue Nebelwatte hüllt den Raum*
*Und erstickt jedweden Laut und Schall.*

*Jetzt ist Wandern Last und nimmer Lust.*
*Müde geht der Fuß und Schritt vor Schritt.*
*Müder geht der Herzschlag in der Brust,*
*Und die Hoffnungslosigkeit geht mit.*

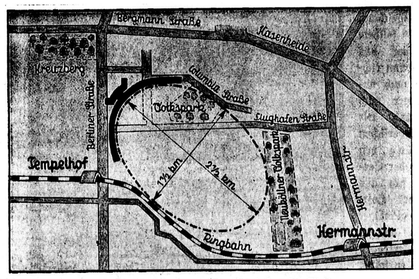
*Und das Auge schaut die enge Welt*
*Wie durch Fensterscheiben, grau und blind . . .*
*Aber plötzlich, als der Nebel fällt,*
*Und zerflattert unter einem Wind,*

*Welcher flüsternd durch das Riedgras geigt,*
*Liegt in blassem Sonnenglanz die Au.*
*Und der Blick, der jäh gen Himmel steigt,*
*Sieht ihn tief und feierlich und blau.*

*Alle Trauer sänftigt sich, wird still,*
*Herz und Lippe sagt zum Leben: Ja!*
*Zwar: noch spottet unser der April,*
*Doch der Mai, der Frühling sind schon nah.*

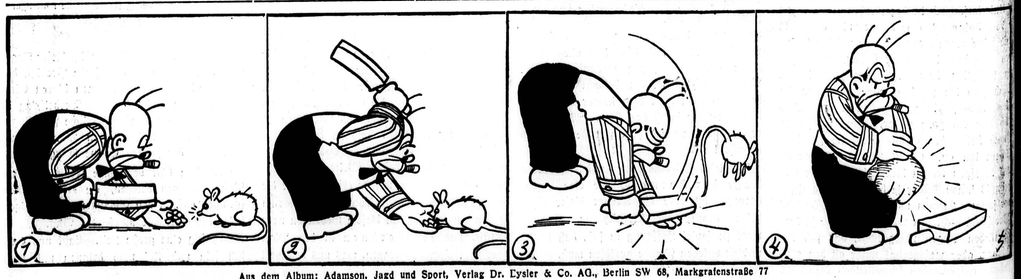
*A. R.*

Frühling im Olympischen Dorf (Schirner, K.)




**In Berlin entsteht der größte Flughafen der Welt**

Infolge der in den Jahren seit der Machtergreifung eingetretenen ungewöhnlichen Belebung des Luftverkehrs hat sich eine Vergrößerung des Tempelhofer Flughafens in Berlin als notwendig erwiesen, der dem gesteigerten Luftverkehr kaum noch gewachsen ist. Mit den Arbeiten ist bereits vor einigen Wochen begonnen worden. Unter Zusammenlassung des bisherigen Flughafengeländes, des bekannten Aufmarschgeländes für den 1. Mai, eines Parks, mehrerer Sportplätze und Laubenkolonien wird nunmehr ein Rollfeld geschaffen, das 2½ Kilometer lang und 1½ Kilometer breit sein wird. Gleichzeitig wird an der Berliner Straße ein neues riesiges Flughafengebäude entstehen. Die Arbeiten an dem neuen Flughafen, dessen Lage unsere Skizze zeigt, wird etwa drei Jahre in Anspruch nehmen. Nach seiner Fertigstellung wird Deutschland, ohnehin schon das Herz des Luftverkehrs, den größten Flughafen der Welt besitzen. (Graphische Werkstätten, K.)

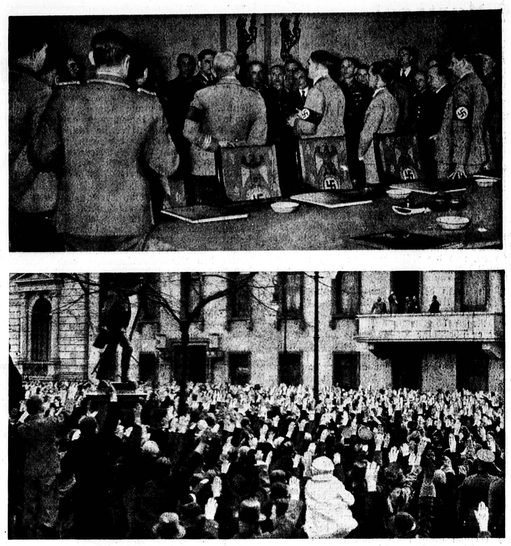


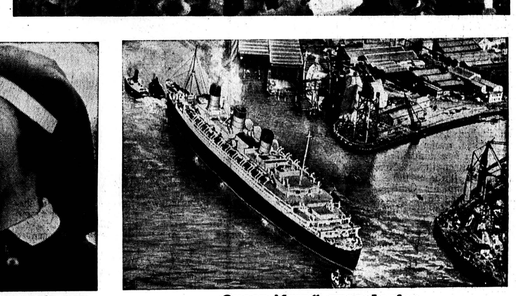
Aus dem Album: Adamson, Jagd und Sport, Verlag Dr. Eysler & Co. AG., Berlin SW 68, Markgrafenstraße 77



# Der Tag des Triumphes

Keiner fehlte beim Aufmarsch für Freiheit und Frieden. Schon in den frühen Vormittagsstunden bildeten sich vor den Wahllokalen lange „Schlangen" von Wählern. An die Kranken wurde wie immer gedacht. Wahlhelfer sorgten dafür, daß auch alte und gebrechliche Volksgenossen dem Führer ihre Treue bekunden konnten. (Weltbild 2, Atlantic, Scherl Bilderdienst, K.) — Bild oben rechts: Der Dank des Führers. Am Abend des Wahltages empfing der Führer seine Mitarbeiter, um ihnen für die vorbildliche Durchführung des Wahlkampfes zu danken. (Heinr. Hoffmann, K.) — Am Abend nach der Reichstagswahl fand sich vor der Reichskanzlei in der Wilhelmstraße zu Berlin eine riesige Menschenmenge ein, die den Führer mit nicht endenwollendem Jubel durch Heilrufe immer wieder auf den Balkon rief. (Scherl Bilderdienst, K.)





**Rettung im letzten Augenblick**

Ein Bild von der großen amerikanischen Ueberschwemmungskatastrophe. Ein Mann und eine Frau haben vor den Fluten nur mit großer Mühe im letzten Augenblick einen Baum erreicht, wo sie sich festhielten und auch nach längerer Zeit tatsächlich gerettet wurden. (Scherl Bilderdienst, K.)

**Die Kronprinzessin von Italien geht nach Ostafrika**

Die italienische Kronprinzessin hat sich an Bord eines Hospitalschiffes nach Eritrea eingeschifft. Das Bild zeigt sie in ihrer Roten-Kreuz-Tracht.



**„Queen Mary" ausgelaufen**

Englands Stolz, das neue Riesenschiff „Queen Mary" hat seine erste Fahrt von der Werft zum Meer unternommen. (Weltbild, K.)

**Zwangsweise in die Badewanne**

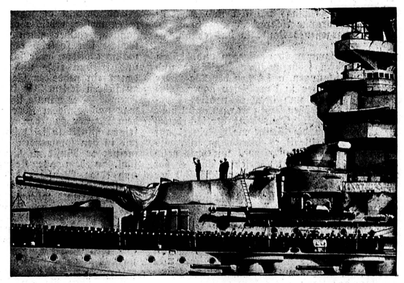
In Rumänien sind in letzter Zeit verschiedentlich Fälle von Typhus festgestellt worden. Um einer weiteren Ausbreitung der Krankheit vorzubeugen, wurde in Bukarest angeordnet, daß alle Bettler und Vagabunden gebadet und ihre Sachen desinfiziert werden. Das Bild zeigt sie unter Bewachung auf dem Wege zur Badeanstalt. (Weltbild, K.) →

**Der letzte Akt der blutigen Dorffehde in Krakau**

Die Stadt Krakau war vor wenigen Tagen der Schauplatz schwerer Arbeiterunruhen und Streikdemonstrationen, die sieben Todesopfer und fünfzig Schwerverletzte forderten. Ein riesiger Leichenzug geleitete jetzt die Opfer zu Grabe. ← (Swiatowid, K.)

**Der Wechsel im britischen Mittelmeerkommando**

Der bisherige Oberbefehlshaber der britischen Seestreitkräfte im Mittelländischen Meer, Admiral Fisher, ist in den Ruhestand getreten. Hier verläßt er auf dem Flaggschiff „Queen Elizabeth" Alexandria. → (Pressephoto, K.)



**Die letzte Fahrt der „Atlantique"**

Der französische Luxusdampfer „Atlantique", der bekanntlich ausbrannte und im Innern völlig vernichtet wurde, hat seine letzte Fahrt beendet. Er traf in Port Glasgow in Schottland ein, wo er jetzt abgewrackt wird. (Pressephoto, K.)

**D. Marissal:**

# Die Heimkehr des Andreas Noll

Schwer liegt die Nacht über der großen Stadt. Die regendurchpeitschten Straßen glänzen und verlieren sich im Nebel. Die Bogenlampen schwingen im gelben Dunst, und von den Dächern tropft es unaufhörlich.

Die Tür der kleinen Hafenwirtschaft am Baumwall knarrt mißtönig. Und der Mann, der in den Regen hinaustritt, flucht vor sich hin. Er schlägt den Rockkragen hoch und zieht die Mütze tiefer in die Stirn.

Es ist der Matrose Andreas Noll, und er ist wütend darüber, daß es noch immer regnet. Er hat ein paar Glas Grog und auch Schnaps getrunken, ist sehr warm davon geworden, und die Nässe draußen stört ihn nun doppelt. Und er vergräbt die Hände tief in die Taschen.

Vom Turm der St. Pauli-Landungsbrücken schlägt die Uhr. Elfmal zählt er. Aber er hat sich verrechnet, denn es ist schon zwölf. Der Regen hört nicht auf. Beim Chilehaus biegt er über eine Brücke rechts ab. Er geht an Zollschranken vorbei, stolpert über nasse, schwarze Gleise und flucht wieder vor sich hin. Sein Schiff liegt drüben an den Lagerhäusern bei der Amerika-Höft. Er wird mit der Fähre übersetzen. Alles in allem aber ist er nicht ganz klar in seinem Kopf. Und überhaupt wird er sich nie in diesem großen Hafen zurecht finden. Auf dem dunklen Wasser bleiben die Schuten zurück. Es ist still und finster um ihn. Kein Mensch weit und breit. Die spärlichen Lichter werden trübe im Regen, und der Nebel breitet sich mehr über die Schuppen und Lagerhäuser. — Nun geht er über eine breite Straße mit holprigem Pflaster. Hier brennen die Lampen heller, und jetzt kennt er sich auch wieder aus. Drüben ist eine Kantine für die Schauerleute.

Es ist fast eins. Er lehnt mit dem Rücken gegen einen glänzenden Pfosten und wartet. Unter seinen Füßen schaukelt der Ponton, dümpelt auf und ab. Wollig bauscht sich der Nebel über dem Hafen. Das schwarze Wasser dampft. Tief muß es hier sein, sehr tief. Eine Gaslaterne wirft grünes Licht darüber.

Dem Matrosen Andreas Noll ist es plötzlich, als löse er sich auf in dieser einförmigen Stille.

Auf und ab schaukelt er mit dem Ponton. Seine Augen saugen sich in den Nebel, bis er von überall her Lichter sieht. Da liegen sie die Schiffe, große und kleine. Sie recken die Masten in den nächtlichen Himmel. Die Bullaugen glänzen in der Nässe, und zum Zerreißen straff spannen sich im Strom die Taue. Ruhelos sind die Schiffe. Und ruhelos der, der mit ihnen fährt.

Die Fähre kommt nicht. — Aber der Mann auf dem Ponton ist daran, sie ganz zu vergessen. Er träumt. Er sieht sein Schiff vor sich und das weite Meer. Er schlendert durch fremde Häfen und Städte. Aber da ist kein Fleck, an dem er bleiben möchte.

Der Ponton wiegt sich. Er reibt sich an den schweren Bohlen und knarrt leise. Gleichmäßig zieht dieser Laut über das Wasser. Und vor Andreas stehen plötzlich alle die Jahre, in denen er durch die Welt gewandert ist. Und als es ihm gleichzeitig zum Bewußtsein kommt, daß in dieser ganzen Zeit und viel länger noch der Ponton hier still liegt und in der schwachen Dünung des Flusses schaukelt, lächelt er. Es ist ein verlegenes Lächeln vor der Größe der Dinge, die da um einen sind, die hingenommen, aber nie beachtet werden.

Zu seinen Füßen gleitet der Fluß vorbei. Die kleinen Wellchen laufen eilig dahin. Der Nebel zieht darüber hin und macht wie die Wellchen einen Augenblick halt vor den Dutzendaben, die inmitten des Flusses leben. Tief sind die Stämme in den Fluß gerammt, und zu ihren Füßen sitzen Klumpen von Muscheln, die leben! Wieder lächelt Andreas.

Da zieht der Fluß. Weiter und immer weiter. Und so wird auch Andreas Noll weiter ziehen. Hinaus in die Welt, die so groß ist und so laut. Er wird in Rio an Land gehen und in Melbourne. Hier aber wird der Ponton weiter schaukeln, Tag und Nacht unaufhörlich. Und zu den Dutzendaben hinüber sehen und zu den kleinen Muscheln.

Norden und Süden, Ost und West. Ewig kann man wandern, und nirgends ist man zu Haus.

Die Fähre kommt noch immer nicht, und der Regen läßt nicht nach. Von irgendwoher schlägt eine Uhr, aber Andreas Noll kommt nicht zu sich. Der Fluß hält ihn fest. Der Fluß und der Nebel.

Und plötzlich verschieben sich die Bilder. Seine Füße stehen nicht mehr in schmutzigem Regenwasser. Er steht auf einer schmalen, ausgefahrenen und krummen Straße. Er ist einen Berg hinaufgestiegen und atmet schwer. Er hat einen weiten Blick über kleine winkelige Täler, und rings um ihn sind Kiefernwälder und braune Ackererde.

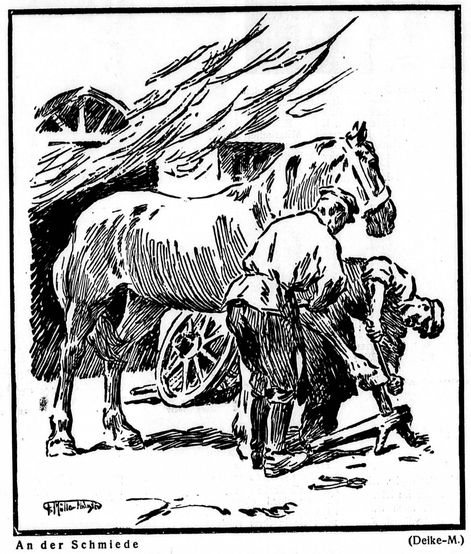
Längst vergessenes Land, in das er hineingeht.

Hohlwege kommen ihm entgegen und bleiben zurück. Durch Föhrenwälder streift er und über Waldlichtungen, auf denen der Wacholder steht. Die Dörfer in den Tiefen haben spitzgiebelige Häuser und krauses altes Fachwerk. Auf den Höhen stehen Burgen aus längst vergangener Zeit. Der Wind streicht durch die Wipfel, und die Sonne malt Ringel auf das Moos. Still ist es hier, ganz still, und hier hat Andreas Noll einmal im Gras gelegen. Er hat geträumt wie jetzt. Aber er hat von der Ferne geträumt und der Schönheit der Welt, und die Sehnsucht nach der Weite war übergroß gewesen. Er hat darüber die braune Ackererde vergessen und die Heimat und ihre vertrauten Dinge. — Und das Mädchen Anna.

Sie geht über die Felder und ist zum Greifen nahe. Sie trägt derbe Schuhe und einen weiten faltenreichen Rock, in dem ihre Gestalt verschwindet. Sie hat braune Himmende Haare und eine braune Haut. Und sie schreitet über das Land, als gehöre es ihr.

Sie hat weiße Zähne und einen roten Mund. Sie hat blaue Augen und runde Arme. Sie kann lachen und arbeiten und auch betörend sein. Aber sie kann nicht verstehen, was Andreas in der Ferne will. Denn sie will nicht weg von dem kleinen Dorf. Sie träumt andere Dinge wie Andreas. Sie träumt von den Dahlien im Garten und einem neuen Haus.

Er spürt ihren Atem. Sie gehen von der Kirchweih heim über die Höhen. Sie schreien sehr nah nebeneinander her. Anna lacht. Warum soll sie auch nicht lachen? Und sie lacht, daß es durch die dämmerigen Wälder klingt. Sie neckt Andreas und versteckt sich hinter den Wacholderbäumchen und wartet, daß Andreas sie küßt. Aber Andreas ist nicht bei der Sache. Die Abendsonne vergoldet die zerfallene Burg dort drüben auf dem Bergkegel, die aus der Ferne herüberragt, und die Sehnsucht ist wieder eingekehrt in sein Herz. Wie weit und wie schön muß die Welt sein, und was ist das Mädchen Anna dagegen.



An der Schmiede (Deike-M.)

Und er hat ihr von seiner Sehnsucht erzählt auf dem Jahrmarkt. Aber sie hat nichts darauf gesagt. Sie sitzen in einer samtenen Kutsche und drehen sich im Kreise. Weiter, immer weiter. Schneller, immer schneller. Und das Mädchen Anna muß ihn halten, als sie wieder auf der Straße stehen. Denn immer noch dreht sich die Welt. Die große weite Welt. Die Buden tanzen ihm vor den Augen, und die Menschen tanzen und die Lichter, die Lichter, und überall ist Nebel.

Aber es ist kein Jahrmarkt heute. Es ist nur der Ponton, der schaukelt, auf und ab, unaufhörlich, und es sind die Lichter des Hafens, die durch den Nebel dringen, die Lichter des Hafens, der hinausfährt in die Welt, ewig ruhelos.

*

Es ist fünf Uhr morgens, als die Fähre kommt. Durch die milchig gewordene Luft schieben sich die Hellinge und Krane der Werften. Ueber den Dächern der Lagerschuppen steigen die Masten der Schiffe in den Himmel. Der Regen hat aufgehört.

Der Mann auf der Fähre macht eine einladende Handbewegung zu Andreas hinüber. Aber Andreas schüttelt den Kopf. Er schüttelt ihn, ohne daß er es weiß. Es kommt ihm überhaupt alles viel später erst richtig zum Bewußtsein. Auf jeden Fall aber geht Andreas wieder zurück in die Stadt. Er geht in die aufwachende Stadt hinein wie ein Traumwandelnder.

Viel später kommt ihm alles erst richtig zum Bewußtsein. Viel später, als er längst schon im Zuge sitzt. Und während er in den ratternden Wagen hin und her geschüttelt wird, lächelt er. Ein merkwürdiges und grundloses Lächeln, denkt sein Gegenüber. Aber was weiß dieser davon, an was Andreas denkt.

Vor den Fenstern fliegen Dörfer vorbei und Felder, und Andreas denkt an Erde. An weiche, braune Heimaterde.

**Ludwig Bäte:**

# Eine Abendmahlslegende

Leonardo da Vinci hatte lange in Mailand zu suchen, ehe er ein Modell für den Christus seines Abendmahles fand. Die reiche, üppige Stadt hatte weltlicher Gesichter genug, Gezüge, Prasser, Raufbolde, Trunkene, Dirnen und putzüberladene Damen der reichen Häuser, aber einen Menschen mit einfachen, unverdorbenen Zügen, aus denen das Göttliche leise zu singen begann, sah er nicht, so viel Mühe er sich auch gab.

Endlich, als er schon jede Hoffnung aufgeben wollte, erblickte er schräg dem Domeingang gegenüber einen jungen Mann, dessen Gesicht ihn sogleich ergriff. Es war regelmäßig gebildet, hatte schöne gleichmäßige Züge von seltsam tiefe und große Augen. Hinter denen ein geadelter Geist sein eigenes Leben zu führen schien. Er sprach ihn an, und der Fremde — er nannte sich Pietro Bandinelli — war nach einigem Zögern auch einverstanden. Dem Meister zu sitzen. Leonardo hatte selten seinen Pinsel so fesig über die Fläche geführt wie in den kommenden Wochen. Fortwährend meinte er Musik zu hören, und Pietros Gesicht, in dem alle Kleine zu einem großen und edlen Menschen des Aufbruchs nur zu warten schienen, spiegelte sich bald verklärt in seinem Christus wieder, den die Welt leidend den erbarmlosen, den Menschenhaß je geschaffen nennt. Der Meister hatte sich bald so in dem jungen Menschen verloren, daß er ihm das Du anbot und sogar seine Wohnung mit ihm teilte. Sie sangen manchmal zusammen nach draußen, lauschten dem Gesang der Vögel, freuten sich der unendlich ausgegossenen Felder, über die ein seltsam verschwenderischer Frühling seine Blüten schüttete und wie den laute Gemeinschaft der andern. Des Meisters Freunde drängten sich nicht in die abgekehrte Stille, sie wußten, welche Aufgabe ihn bewegte, sprach man doch schon lange in der Stadt von dem Außerordentlichen, das sich im Refektorium der Mönche von Santa Maria della Grazie auszubreiten begann. Bis dann eines Tages Messer Leonardo den Pinsel hinlegte und weinend dem jungen Freund in die Arme sank, ihssen das fertige Haupt des Heilandes, aller Irdischheit entrückt, von den kahlen Wänden herabschien.

Pietro verabschiedete sich bald danach, um zu seinen Eltern zurückzukehren, die unweit von Florenz ein kleines Bauernaut besaßen, dessen Mühe und Arbeit er ihnen abzunehmen denen ein geadelter Geist sein eigenes Leben zu führen schien. Er sprach ihn an, und der Fremde — er nannte sich Pietro Bandinelli — war nach einigem Zögern auch einverstanden. Dem Meister zu sitzen. Leonardo hatte selten seinen Pinsel so fesig über die Fläche geführt wie in den kommenden Wochen. Fortwährend meinte er Musik zu hören, und Pietros Gesicht, in dem alle Kleine zu einem großen und edlen Menschen des Aufbruchs nur zu warten schienen, spiegelte sich bald verklärt in seinem Christus wieder, den die Welt leidend den erbarmlosen, den Menschenhaß je geschaffen nennt. Der Meister hatte sich bald so in dem jungen Menschen verloren, daß er ihm das Du anbot und sogar seine Wohnung mit ihm teilte. Sie sangen manchmal zusammen nach draußen, lauschten dem Gesang der Vögel, freuten sich der unendlich ausgegossenen Felder, über die ein seltsam verschwenderischer Frühling seine Blüten schüttete und wie

## Die Amsel

Karl Burkert

Ich liebe ihn, diesen dunklen Vogel. Er ist mein Gefährte durch viele Wochen. Von einem Park her höre ich ihn den ganzen Frühling über. Wir stehen gewöhnlich noch in den schneedurchflockten Februartagen, wenn er den ersten klingenden Ton versucht. Und wenn seine Kehle endlich wieder verstummt, schreitet bereits das berauschende Wunder der Rosenblüte durch die Gärten und flutet die erregende Süße des Holunders durch die Mittsommernacht.

Ich wüßte mir keinen Vogel, dem ich soviel Dank schulde, auch keinen, der mir so vertraut ist. Ich bilde mir ein, ich kenne die ganze Skala dieser Vogelseele. Jeden Laut aus diesem Schnabel weiß ich mir irgend zu deuten. Ich verstehe, wenn meine Amsel der Hunger quält, ich höre, wenn aus ihr der Neid zetert. Ich kann sagen, wann sie zufrieden ist, wann sie munter ist, wann schläfrig. Aber ich kann auch sagen, wann sie zornig ist auf eine Katze, wann sie auf Wehmut gestimmt ist oder wann die Liebe in ihr fiebert.

Und doch dünkt mich, daß da noch manches Rätsel bleibt und daß ich die Amsel noch lange nicht ergründet habe. Weiß ich doch noch nicht einmal, wer sie eigentlich ist. Ist sie der Strahl von einem Nebelfleck, der durch unermeßliche Zeiten, durch zahllose, namenlose Wandlungen endlich sein irdisches Gleichnis in diesem Vogelwesen gefunden hat? Ist sie eine ewige Melodie, die, von Gott auf einer Sternenharfe angeschlagen, nun nicht mehr vergehen, verwehen kann, nur immer wieder ins Dasein will und immer aufs neue in dieser Vogelseele aufklingen muß? Hat sich eine Weltensehnsucht in diesen dunklen Federball verkrochen, jauchzt eine Erfüllung aus diesem gelben Schnabel? Weiß ich's, weißt du es? Ist diese Amselstrophe die trauernde Stimme einer längst verblühten Liebe? Ist sie nichts weiter als ein melodischer Zeitvertreib, ein immer wieder versuchtes Selbstgespräch? Ist sie eine Frage, eine Antwort? ... Du zauberhafter Abendvogel, du Vogel der ersten Morgenröte, du Vogel, flötend im sonnenflirrenden Goldgeäst, willst du mir's nicht verraten?

Sowie ich eine Amsel vernehme, beginnt es in mir zu fluten von allerlei verborgenen, geheimnisvollen Quellen, und oft kommt es, daß ich dann ganz überströmt bin von Erinnerungen, Empfindungen und Gedanken: Da fällt mir zum Beispiel ganz leicht ein sterbender Ulan ein, der mir rasch noch ein paar Worte für zu Hause auftragen gewollt, sich aber plötzlich unterbrach, weil da jetzt eine Amsel aus dem nahen Gebüsch schluchzte. Sich unterbrach und dann nicht mehr zu Ende kam, denn seine Seele war ihr zwischen entflohen. Ein andermal kommt mir Mozart in den Sinn oder so eine vom süßesten Himmelsgold umwehte Madonna Perugino's. Dann wieder gedenke ich eines blonden Mädchens, das eine so weiche, dunkle Stimme hatte und so kleine, so seltene Hände. Oder es ist mir, als ob ein Duft von Ackerschollen, Gärten, Waldsäumen und Dorfhecken in meine arme, graue Stadtstube hereinstreiche und alles darinnen verzaubere.

Du liebe kleine Schwarzamsel, ich finde, du bist ein Geschenk Gottes. Ohne dich wären unsere Städte noch steinerner, als sie schon sind, und wir darinnen noch verlassener. Aber du schenkst uns mitunter ein Entzücken. Ich sehe zuweilen einen alten, müden Mann, ein greisenhaftes Frauchen auf einer Bank sitzen und weil sie horchen jetzt über sich in die Ulme, in die Linde hinauf und sie sind ganz selig von deinem bißchen Gefläte. Und ich sehe immer wieder ein Kind, daß auf seinem Schulgang plötzlich stehen bleibt und über einen Zaun, eine Mauer hinweg, nach einem singenden, klingenden Wipfel die Augen hebt; ganz hingerissen, ganz traumumfangen. Und das bist wieder nur du! Ein Stück Geheimnis lebt in dir, ein Stück vom Urgeheimnis. Und wie ein später Nachglanz bist du aus einem frühen Märchen.



# Uraufführung in Kopenhagen

ROMAN VON WILHELM SCHEIDER

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W 62

4. Fortsetzung

Er sah sie lange an und erkannte hellsichtig, wie es um sie stand.

Da packte er ihre Arme: „Konstanze!"

Er fühlte das Zittern ihres Körpers, riß sie an sich und küßte sie.

Sekundenlang. Dann stieß sie ihn zurück. Schweigen.

„Konstanze!"

Ihr Kopf sank nach vorn, sie schloß die Augen. Ihre Schultern zuckten wie im verhaltenen Weinen.

„Konstanze", bat er weich, „sieh mich doch an!"

Sie verharrte in der gleichen Stellung.

„Ist es nicht gleichgültig", sagte er, „wer ich bin?"

„Nein."

Plötzlich riß sie den Schlag auf, lief über den Weg. Flucht, nichts als Flucht!

Mit einem Satz war auch er draußen. Er holte sie ein, packte sie bei den Armen, riß sie an sich, starrte ihr auf den zuckenden Mund, auf die in Ohnmacht geschlossenen Augen, auf das bleiche Gesicht.

„Konstanze", rief er, „ich bin der, für den du mich hältst, der Hochstapler, der Betrüger, der Schuft. Aber trotzdem gehörst du zu mir, trotzdem ..."

Und er küßte sie zum zweiten Male, und jetzt gab sie allen Widerstand auf. Es war eine Ewigkeit, bis sie sich in die Wirklichkeit zurückgefunden hatte. Sie blinzelte ihn an.

„George!"

„Konstanze?"

„Was willst du hier in Dänemark?"

„Ihn."

„Er ist ..."

„Ja, er ist hier, hier in Kopenhagen. Ich werde dir ihn zeigen, noch heute abend."

„George, ist es ja alles nicht wahr. Warum mußt du mich so?"

Und wieder sagte er: „Komm!" und nahm sie an die Hand. Sie folgte demütig und gehorsam, das große Glück und die große Qual ihrer Liebe im Herzen.

Nun lag sie in seinen Armen. Sie tanzten. Es war ein toller, wirbelnder Walzer.

Sie hörte nichts mehr von der harten, dumpfen Blechmusik. Sie tanzte, und ein unfaßbares Glück war in ihr.

Dabei sah sie starr auf seinen Mund. Auf den hochmütig lächelnden, eigensinnigen Mund, den sie liebte.

*

Die Abende in Kai Vendels „Taverne" begannen eigentlich erst gegen Mitternacht.

Kai Vendel, ehemaliger Landschaftsmaler und guter Impressionist, ein breiter, derber, bodenständiger Mann, hatte vor Jahren die Oede gehabt, eine einfache Hafenschenke zu einem Lokal für Künstler umzugestalten. Die Sache schlug ein, um so mehr da es gelungen war, auch bürgerliche Kreise heranzuziehen, die das Treiben der Maler und Literaten als wohlfeile Attraktion genossen.

Trotzdem war das Kolorit und die Atmosphäre der Hafenkneipe erhalten geblieben.

Von der Decke herab hingen alte Schiffsmodelle, ausgestopfte Seehunde und Fischereigeräte. Ringsherum an den Wänden standen rohe Holztische und Bänke. Außer dem großen Raum gab es noch eine Reihe kleiner quadratischer Zimmer, so zum Beispiel eine schwedische, eine holländische, eine hamburgische und eine Marseiller Schifferstube.

Jahre hindurch waren die Künstler ihrem alten Kai Vendel treugeblieben, obwohl sich nach und nach auch verdächtige Hafengestalten hier festsetzten. Den bürgerlichen Gästen war diese Mischung gerade recht. Erst jetzt bewiesen die schlecht beleuchteten, verräucherten Räume ihre besondere Anziehungskraft. Die Atmosphäre des Verruchten, des Ungewöhnlichen lockte. Schon seit Monaten verkehrte hier die gute Gesellschaft Kopenhagens.

Hinzu kam noch, daß Kai Vendel für die richtige Stimmungsmusik sorgte. Er hatte zwei tüchtige Akkordeon-Spieler engagiert, die virtuos mit ihren Instrumenten umzugehen wußten: einen Mann und eine Frau. Sie war eine hübsche, aparte, immer gutgelaunte Person, die manchmal auch sang, Seemannslieder in allerlei Sprachen.

Als Elliot mit Konstanze das Lokal betrat, war es eine Stunde nach Mitternacht.

Tärm und Musik schlug ihnen schon im Vorraum entgegen. Dann blickten sie in einen rötlich beleuchteten Raum hinein, in dem sich zahlreiche Tanzpaare auf einer kleinen Tanzfläche drehten.

Auf sämtlichen Tischen standen flackernde Kerzen.

Die tanzende Menge schien kostümiert: es gab Vorstadtmädchen in Rock und Bluse, Seeleute, Männer im frogenlosen Smoking, Damen in großer Abendtoilette, elegante Männer im Frack, junge Leute mit einfältigen Gesichtern und alte, verdächtige Burschen.

Die Musikanten sah man nicht, sie waren wohl in irgendeiner Ecke verborgen. Eine hübsche, sehr gefällige Musik. Nach den weichen und vollen Rhythmen der beiden Instrumente, gegen durch Flügelbegleitung, tanzte man einen melodischen Tango. Der Rauch hing in dichten grauen Schwaden unter der niedrigen Balkendecke. Die ausgestopften Seehunde und die alten Schiffsmodelle bewegten sich im Luftzug eines Ventilators.

Konstanze schmiegte sich verwirrt in Elliots Arm. Aber schon stand Kai Vendel vor ihnen, breit und wuchtig im blauen Anzug, die Schiffermütze schief auf dem Kopf. Bedächtig geleitete er sie durch das Gewühl der Tänzer zu einem Platz. Es war ein kleiner, runder Gartentisch, eben hatte man ihn hereingebracht und in eine abseitige Ecke gequetscht. Der Kellner, in der schmucken Uniform eines Stewards, bot sich an, Kerzen zu bringen — Elliot lehnte es ab.

Sein Blick ging suchend durch den rötlichen Dunst.

In einer Nische stand der Flügel, bearbeitet von einem bleichen, hageren, trübseligen Burschen. Vom Flügel herab baumelten die Beine des Sander-Duo. Die Oberkörper schräg hineingelegt in die großen, weißen Instrumente, schaufelten im Takt.

Wie trugen Matrosenkleidung: der Mann mit dem blonden, kurzgeschnittenen Vollbart einen blauen, derben Tuchanzug, der den Hals freiließ, hinten hing ein Kragen herunter, dazu eine schirmlose Mütze mit Bändern, schief in die Stirn gerückt — die Frau weite, weiße Hosen, eine weiße Matrosenjacke mit blauem Kragen und die gleiche Mütze wie der Mann.

Sie spielten wie die Teufel, mit eingefrorenem Lächeln um den Mund. Dann kam der Refrain. Gritti begann zu singen, ihre helle Stimme übertönte den Lärm. Es war ein banaler, amerikanischer Text.

George war erschüttert. So tief ging die Erschütterung, daß er Konstanze ganz vergaß.

„Siehst du ihn?" fragte Elliot nach einer Weile. Es schien Konstanze, als käme seine Stimme von weit her.

„Wen?"

„Ihn."

Konstanze blickte mit aufgerissenen Augen zum Sander-Duo hinüber. Es war gerade Pause. Ein großer, bäuerlicher Mann, vielleicht ein dänischer Gutsbesitzer, stand beim Flügel und scherzte mit Gritti. Sie schien ihm sehr gewandte Antworten zu geben. Der bärtige Matrose stand daneben, ein melancholisch-lächelnder Clown. Hin und wieder nahm er einen Schluck aus einem Grogglas.

Konstanze hatte Gritti gleich bei ihrem Eintritt wiedererkannt. Das war doch die Frau, die gestern abend plötzlich in Georges Loge erschienen war ... aber den Doppelgänger, den gab sie nicht. Sie war unmäßig erregt, alles begann vor ihren Augen zu verschwimmen.

„Wo?" stieß sie hervor.

„Der Matrose ..."

In diesem Augenblick legte der Matrose die Mütze auf den Flügel.

Konstanze griff nach Elliots Hand, sie glaubte zu versinken. Alles war ein Traum, ein wilder, phantastischer Traum ...

Der melancholische Clown in der Schifferkracht war tatsächlich dem Bilde Hartenaus sehr ähnlich — und ähnlich auch dem Manne, der neben ihr saß. Die gleiche Gesichtsbildung und Augenstellung, der gleiche Haarwuchs, die gleiche Stirn — nur sehr verändert durch die äußere Aufmachung, durch den Bart, der ja sicher auch die Narbe verdeckte.

„Konstanze", hörte sie Elliots leise Stimme. „Du darfst nicht fortgehen! Du mußt ausharren, bei mir bleiben. Jetzt kommt die schlimmste Stunde meines Lebens. Was auch geschieht, bleibe bei mir — wenn du mich lieb hast."

Sie schüttelte den Kopf: „George, ich fühle, es ist zuviel für mich."

Da schenkte er ihr ein Glas Sekt ein. Sie trank durstig wie ein Kind.

Und nun setzte auch wieder die Musik ein: abgehackte, eckige Rhythmen, scharfe Synkopen — ein Slow-Fox.

*

Gegen halb zwei Uhr hatte der Tumult seinen Höhepunkt erreicht.

Die Musik brach mitten in einem Walzer ab und intonierte einen Marsch. Gleichzeitig sprang Gritti leichtfüßig vom Flügel. Mutig weiterspielend drängte sie sich durch die tanzende Menge, die ihr Platz machte. So wanderte sie überall herum, an allen Tischen vorüber, sich überall graziös verneigend, mit dem gelüften Lächeln der Artisten.

Wo sie erschien, da verstummten die Menschen. Plötzlich begann sie zu singen. Der Marschrhythmus ging in eine weiche und elegische Melodie über. Die Tänzer erstarrten und blieben stehen. Grittis Stimme klang jetzt auch nicht mehr grell und hell, sie war von dunkler Süße.

Sie sang ein altes deutsches Seemannslied:

„Die Reise nach Jütland,
ach, die fällt mir so schwer.
Du wunderschönes Mädchen,
ich seh dich nicht mehr."

So wanderte Gritti überall herum mit ihrem weißen, blanken Instrument. Und immer stiller wurde es in der Runde. Die Tänzer schlichen an die Tische zurück, alles lauschte. Jetzt fiel auch der bärtige Matrose, der noch immer auf dem Flügel saß, in der Gesang ein. Er hatte einen weichen, gutklingenden Bariton. Zweistimmig sangen sie das alte Lied.

Gritti kam immer näher heran. Als das sentimentale Lied aus war, ging sie mit dem Instrument in einen wilden Polka über, der auch vom Flügel übernommen wurde. Ihr Gesicht strahlte auf, und mit schriller Stimme sang sie einen plattdeutschen Gassenhauer:

„Lot is dot,
Lot is dot.
Jule ligt in 'n Graben.
wat will he daar,
wat will he daar . . ."

Jetzt hatte Gritti George entdeckt. Jäh brach sie ihren Gesang ab, das Akkordeon gab noch einen letzten schrillen Klang von sich. Der Mann am Flügel spielte noch einige verlorene Takte weiter, hielt dann aber auch ein. Grittis routiniertes Lächeln war erloschen, mit aufgerissenen Augen starrte sie auf George.

Jedes Geräusch erstarb im Raum, wie aus weiter Ferne hörte man grelles Lachen . . .

Neugierig blickte alles zu Elliots Tisch hinüber.

George erhob sich, seine Augen blitzten, er hatte ein volles Sektglas in der Hand — das reichte er Gritti.

Sie nahm es, leckte es an die Lippen und trank. Einige Leute klatschten.

Inzwischen war der Matrose vom Flügel heruntergerutscht, mit einem Sprung war er neben Gritti.

Die Leute, die in der Nähe des Tisches saßen, bemerkten deutlich, wie sich das Gesicht des Schifferclowns verzerrte, zu einer wilden, haßerfüllten Grimasse verzerrte . . .

Eifersucht? Jedenfalls deuteten es die Leute so.

Ein Herr im Frack begann zu singen: „Bin ich Bajazzo . . ." Er wurde sofort niedergezischt.

Gritti reichte das Glas zurück.

Sie lächelte wieder in ihrer alten Art, verneigte sich vor George, legte sich in ihr Instrument hinein, setzte den Polka fort:

„Lott is dot
Jule ligt in 'n Graben."

Damit wanderte sie weiter.

Auch der Matrose griff von neuem in sein Instrument. Langsam, mit gesenktem Kopf ging er hinter Gritti her.

„George!"

„Konstanze?"

Sie sah ihn fest in die Augen: „Das ist Hartenau?"

„Ja."

„Dann wird er jetzt die Polizei alarmieren."

„Nein. Nichts wird geschehen."

Sie saßen in ihrer dunklen Ecke. Der Tumult schrillte ihnen in die Ohren. Die drei Musikanten spielten wilde Schlager. Die Menge tobte, warf Papierschlangen über die Tänzer.

Die kleine Künstlerin (Zwiener, Deike M.)

## Wag's!

Nun ist er endlich kommen doch
In grünem Knospenschuh;
„Er kam, er kam ja immer noch!"
Die Bäume nicken sich's zu.

Sie konnten ihn all erwarten kaum,
Nun treiben sie Schuß auf Schuß;
Im Garten der alte Apfelbaum:
Er sträubt sich, aber er muß.

Wohl zögert auch das alte Herz
Und atmet noch nicht frei,
Es bangt und sorgt: „Es ist erst März
Und März ist noch nicht Mai".

O, schüttle ab den schweren Traum
Und die lange Winterruh,
Es wagt es der alte Apfelbaum,
Herze, wag's auch du!

Theodor Fontane

Konstanze fragte: „Du kennst ihn von früher?"

„Ja."

„Was wird jetzt geschehen?"

„Das erste Wiedersehen wäre vorüber. Jetzt stelle ich mich ihm."

„George!"

„Konstanze, es muß sein!"

Gegen zwei Uhr trat eine Pause ein. Die Musikanten verschwanden von der Bildfläche. Man hörte nur den Lärm der Ventilatoren rauschen.

George erhob sich.

„Konstanze, wartest du auf mich?"

„Ja . . ."

George suchte sie in allen Räumen, er fand aber weder Achim noch Gritti.

Schließlich zeigte man ihm einen Weg, der über einen Hof und von dort in ein kleines Zimmer führte. Es war die Garderobe der Artisten.

George klopfte und wartete an der Tür. Die Tür wurde einen Spalt breit geöffnet. Es war Gritti.

„Ist Achim hier?" fragte George.

„Ja."

Sie gab den Weg frei.

Achim saß vor einem hohen Spiegel, in den von oben herein gelbes Soffittenlicht fiel. Sonst war das Zimmer unbeleuchtet.

Achim wandte sich nicht um, als George eintrat. Er blickte in den Spiegel, suchte George darin, lächelte spöttisch, voller Verachtung und mit verkniffenem Mund.

George trat näher. Die Blicke der beiden trafen sich im Spiegel.

Auch George lächelte, er hatte sich ausgezeichnet in der Gewalt, die Erregung überwältigte ihn nicht. Mitten im Zimmer blieb er stehen, in lässiger Haltung, die eine Hand in der Tasche.

Achim sprach als erster. Er sagte rauh: „Du hast den Mut, zu mir zu kommen?"

Immer noch blickte er unverwandt in den Spiegel.

Da wandte sich George an Gritti: „Darf ich dich bitten, uns allein zu lassen?"

„Ich denke nicht daran", sagte Gritti fest. In ihren Augen blitzte es.

„Sie soll bleiben", entschied Achim vom Spiegel her, „ich brauche einen Zeugen."

In diesem Augenblick ging George auf den Spiegel zu, riß mit einem Ruck den Drehstuhl herum, auf dem Achim saß.

„Kein Theater, mein Junge!" sagte er drohend.

Achim erhob sich. Gritti und er standen jetzt beieinander.

„Ich habe mir das Wiedersehen anders gedacht", sagte George.

Achim zuckte die Achseln.

„Zwanzig Jahre", begann George seinen Angriff, „inzwischen habt ihr mich für tot erklären lassen."

„Was hast du in den zwanzig Jahren getrieben?" fragte Achim voller Hohn.

„Grund und Boden erworben. Wir Hartenaus sind Bauern. Hast du das vergessen?"

„Vollkommen vergessen."

„So? Dann möchte ich dich freundlichst daran erinnern. Bänkelsänger, Jahrmarktsleute und Artisten hat es unter den Hartenaus nie gegeben."

„Höchstwahrscheinlich nicht", antwortete Achim, „aber die Zeiten haben sich geändert. Wir hatten bisher auch keine Gauner und Hochstapler in der Familie."

„Nein", sagte George, „jedenfalls weiß ich nichts davon."

Nun mischte sich Gritti ein: „Jetzt spielst du Komödie, George. Du hast recht gut verstanden, was er meint."

George schmunzelte breit: „Ich bin also in euren Augen der Mann, der sich das Vergnügen machte, Achim um sein Vermögen zu bringen?"

„Es kommt kein anderer als du in Frage", antwortete Gritti, „du hast dir künstlich die Narbe beigebracht, um die Aehnlichkeit, die von Natur aus vorhanden war, noch zu verstärken. Du warst verschollen, wir hielten dich für tot. Aber du lebtest und hast den Streich gegen deinen Bruder geführt. Ich habe es damals gleich geahnt, aber Achim wollte es nicht glauben . . ."

„Er glaubt es auch heute noch nicht", sagte George und blickte seinen Bruder unentwegt in die Augen.

Achim antwortete voller Verachtung: „Ich glaube es nicht nur, ich weiß es. Du hast dich ja schon früher für mich ausgegeben."

George lachte breit: „Verzeihung, ich vergaß es inzwischen. Aber wollen wir uns nicht setzen? Ich möchte mich mit dir darüber unterhalten."

Er zeigte auf ein paar Sessel, die in der Ecke standen.

„Meinetwegen", antwortete Achim, „es wird unsere letzte Unterhaltung sein. Ich rechne damit, daß man dich noch heute nacht verhaften wird."

„Die Polizei weiß also schon Bescheid?"

„Noch nicht, aber bald, ich werde telefonieren."

Sie gingen auf die Sesselecke zu. Gritti setzte sich zwischen die beiden Brüder. George begann in aller Ruhe seine Pfeife zu stopfen. Achim belauerte ihn, voller Verachtung, voller Hochmut.

„Was für Gründe hast du," fragte Achim, „dich mir jetzt ganz offen in den Weg zu stellen?"

„Ich wollte meinen Bruder einmal wiedersehen."

„Nett von dir," erwiderte Achim mit scharfem Spott, „leider muß ich dich enttäuschen. Ich bin nicht in der Lage, deine brüderliche Liebe zu erwidern. Ich würde sie auch dann nicht erwidern können, wenn du den Streich gegen mich nicht geführt hättest. Derlei Dinge sind tot in mir."

„Man kann alles wiedererwecken, auch wenn es noch so versunken ist."

George sagte es einfach und gütig.

Achim schüttelte hochmütig den Kopf. Seine Haltung wurde von Minute zu Minute starrer und ablehnender.

„Was hast du mir sonst noch zu sagen?" fragte er.

„Ich möchte mit dir über deine Tätigkeit sprechen, Achim. Sie ist unter deiner Würde."

„Oho, gestatte, ich bin anderer Meinung. Es ist eine wunderbare Arbeit. Nie in meinem Leben habe ich mich so wohl gefühlt."

„Achim, du nennst es Arbeit?"

„Allerdings."

„Aber keine Arbeit für einen Hartenau. Die Arbeit, die wir zu leisten haben, muß immer einem großen Ziel dienen. Darf ich daran erinnern, was die Hartenaus in früheren Jahrhunderten waren und was sie geleistet haben?"

„George, ist es nicht lächerlich, wenn einer, der sich als Abenteurer und Hochstapler betätigt, so große Worte in den Mund nimmt?"

George ließ sich dadurch nicht beirren. „Die Hartenaus", sagte er, „waren immer Bauern, Kolonisatoren oder Offiziere. Jeder hatte ein hohes, leuchtendes Ziel, sie dienten ihrem Volke."

„Ach," machte Achim, „wir haben keine Zeit, wir müssen spielen. Was willst du?"

„Dir einen Vorschlag machen, Achim."

„Heraus damit!"

„Ich möchte dich bitten, mein Teilhaber zu werden."

„Soll das ein Witz sein? Ich würde einen sehr mittelmäßigen Hochstapler abgeben."

„Mein voller Ernst. Ich kann es nicht dulden, daß mein Bruder einfach verkommt."

Plötzlich mischte sich Gritti ein. „George, nun sag schon endlich, was du von ihm willst. Unsere Pause ist zu Ende. Wir müssen arbeiten."

„Also gut," begann George, „mein Vorschlag ist einfach. Ich verkaufe meine Farm in Südafrika, kehre nach Deutschland zurück und siedle mich hier in Deutschland als Bauer an. Ich denke an die Lüneburger Heide. Das ist weites Land, wie ich es liebe. Viehzucht will ich dort treiben. Schafzucht, davon verstehe ich etwas. Aber ich brauche jemanden, der mir hilft. Ich brauche ungeheure Strecken Landes. Schafzucht lohnt sich nur, wenn man sie im Großen betreibt. Ich fürchte, mit meinem Kapital nicht auskommen. Da habe ich an dich gedacht. Ich geb dir eine große Chance, mein Bruder: du kannst mein Teilhaber werden."

Achim ließ ein kurzes, höhnisches Lachen hören.

Dann sprach er rasch und heiser: „Du Märchenkönig — deine Farm in Südafrika — sie liegt auf dem Mond. Willst du mich vielleicht zum zweitenmal betrügen? Weißt du denn nicht, daß du mir alles genommen hast, daß ich nichts mehr besitze?"

„Achim, du bist ein sehr wohlhabender Mann."

„Was redest du für Unsinn!"

„Du hast eine Gemäldesammlung. Wenn du sie verkaufst . . ."

„Halt, jetzt weiß ich endlich, worauf du hinauswillst. Nein, mein Junge, auf den Leim krieche ich nicht."

In diesem Augenblick mischte sich Gritti ein:

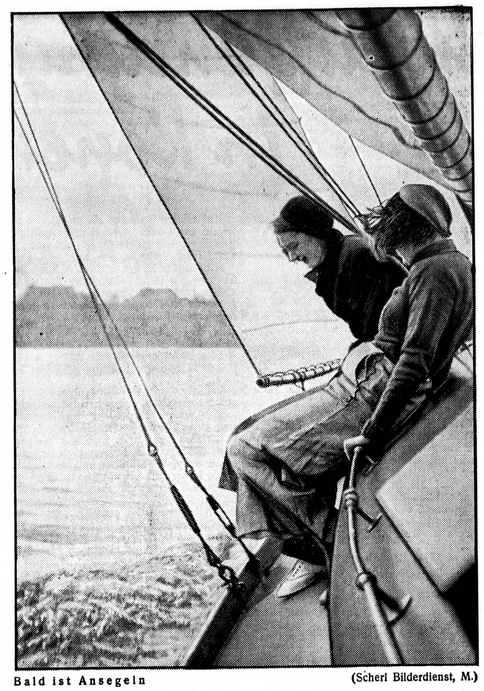
„Du solltest ihm lieber sein Geld zurückgeben", sagte sie lauernd, „vielleicht könntet ihr dann wirklich zusammen Land kaufen. Bist du gekommen, ihm das anzubieten?"

George zuckte lächelnd die Achseln: „Ich habe ihm kein Geld genommen."

„George," sagte Gritti, und ihre Stimme hatte plötzlich einen viel weicheren Klang, „ich begreife jetzt, worauf du hinauswillst. Vor zwei Jahren hast du ihm sein Vermögen abgenommen. Aus Haß hast du es getan. Er hatte dich für tot erklären lassen, um die ganze Erbschaft an sich zu reißen. Dein Haß war verständlich. Nun aber ist dein Haß erloschen. Du bist zu ihm gekommen, weil du deine Tat bereust. Du möchtest ihm jetzt wenigstens einen Teil des Geraubten zur Verfügung stellen, wagst es aber nicht, es ihm offen anzubieten."

George schüttelte lächelnd den Kopf: „Dein Scharfsinn in Ehren, aber diesmal irrst du dich."

„Laß mich bitte ausreden", fuhr Gritti fort, „deine Farm, George, die glaube ich die — du bist immer ein tüchtiger Bursche gewesen. Jetzt schlägst du ihm vor, sich an einer Gründung in Deutschland zu beteiligen. Er soll seine Bilder verkaufen, um Geld hereinzubringen in das neue Unternehmen. Keine schlechte Idee. Du würdest damit zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: erstens ihn von seinem Bildervahn heilen — und zweitens ihm hübsch langsam das geraubte Vermögen wieder zur Verfügung stellen, ohne daß du dich augenblicklich bloßzustellen brauchst. Stimmt es?"



Bald ist Ansegeln (Scherl Bilderdienst, M.)

„Nein."

Achim musterte Gritti, dann George. Gleich darauf brach es wild aus ihm heraus:

„Jetzt — jetzt erst begreife ich, was hier gespielt wird. Ihr beide — ihr gehört zusammen. Ihr steht im Komplott."

Da packte George seinen Bruder fest an den Armen: „Achim, komm zu dir! Ich will ja nichts anders als die Schmach wieder auslöschen, die du über unseren Namen gebracht hast."

Achim riß sich los. Er war kreideblaich: „Du willst mir meine Bilder stehlen?"

„Nein, verkaufen sollst du sie. Die Ghirlandajos und das ganze andere Zeug, die hundert alten Schinken, für die du so tief gesunken bist. Verkaufe alles! Werde das, was deine Väter waren: Bauer auf eigenem Grund und Boden . . ."

Achim hörte nicht mehr, was George sagte, das sah man ihm an. Er starrte auf Gritti herunter, die schreckensbleich ihre Hände auf das klopfende Herz gelegt hatte.

„Es ist noch einer mehr im Komplott", stieß Achim hervor.

„Bitte, wer?" fragte George.

„Juelsborg — dieser Schuft." Und zu Gritti: „Willst du bestreiten, daß du heimlich zu Juelsborg gehst? Jawohl, ich habe dich beobachten lassen. Ich traue dir schon lange nicht mehr. Willst du es bestreiten?"

„Nein", sagte Gritti leise, hielt aber seinem Blicke stand.

Doch Achim tobte weiter: „Die Ghirlandajos wollt ihr mir stehlen. Und nun habt ihr euch an den gewandt, an meinen sogenannten Bruder, um alles fachgemäß durchzuführen. Schluß damit. Wer mir das einzige nehmen will, das ich noch habe, das einzige, das ich lieb, an dem ich noch hänge — der . . ."

Jetzt umklammerte Gritti Achims Arme. Sie flehte ihn an, er möge doch Vernunft annehmen. Er dürfe nicht glauben, daß sie gegen ihn arbeite. Aus ganz anderen Gründen sei sie zu Juelsborg gegangen.

„Achim, ich will dir alles erklären!"

Er riß sich von ihr los und jagte aus dem Zimmer. Gritti folgte ihm.

George blieb zurück. Er stand regungslos.

Gefahr! Was war zu tun?

Würde Achim die Polizei alarmieren? Das war so gut wie sicher. Und drüben im Lokal wartete Konstanze . . .

Verfehltes Spiel, der wilde Husarenritt war mißlungen! Hier galt es einen festen Entschluß zu fassen, einen sehr schnellen, harten Entschluß.

Seit einer Viertelstunde wartete Konstanze.

Ringsherum der Tumult, die phantastischen Gestalten der „Taverne", Toben, Kreischen, — das alles erschien ihr mit einemmal unwahrscheinlich und rätselhaft.

Plötzlich gellte ein greller Pfiff durch den Raum. Sie erschrak. War vielleicht schon etwas geschehen?

Da erschien Kai Pendel mit rotem Gesicht und stürzte davon. Neue Pfiffe. Sie begriff: das Publikum war ungeduldig geworden, man wollte Musik. Der Tanz, das Bacchanal sollte weitergehen.

In diesem Augenblick setzte sich ein fremder Mann zu ihr an den Tisch. Er war wohl eben hereingekommen, hatte den Hut noch auf dem Kopf, grinste betrunken und sprach auf sie ein.

Wo blieb George? Sie konnte hier doch hier nicht sitzenbleiben!

Aber, da kam er schon. Sie schoß hoch und lief ihm entgegen. George blieb vor einem Kellner stehen, zahlte. Seine Bewegungen waren hastig, deutlich erkannte es Konstanze, seine Augen hatten seltsamen Glanz.

Dann, als er mit dem Kellner fertig war, sagte er: „Komm, wir haben es eilig."

„Wohin?"

Er sah ihr fest und durchdringend in die Augen.

Dann, sehr leise sagte er: „Ich muß fort . . ."

Er nahm ihren Arm, sie verließen das Lokal. Draußen stand sein Wagen.

„Konstanze, ich fahre dich zunächst ins Hotel."

„Nein. Bitte, fahre allein. Ich will nicht. Du mußt fort?"

Aber er drängte sie in den Wagen. „Ich will noch schnell mein Gepäck holen."

Menschenleer lag die halbdunkle Straße in der Nacht. Sie sagten davon.

Vor dem Hotel angekommen, sagte er: „Abschied, Konstanze."

Und er küßte sie auf den Mund. Willenlos ertrug sie die Qual. Auch die Amagettory war menschenleer zu dieser Stunde.

Sie stiegen aus, gingen zusammen ins Hotel. Der Nachtportier händigte ihnen die Schlüssel aus.

George legte einen Geldschein auf den Tisch: „Ich reise ab, sofort."

Sie gingen durch die kleine leere Halle. Da flammerte sie sich an seine Brust.

„George!"

Er strich ihr zärtlich über die Wange:

„Mein Kind, ich habe es sehr eilig. Uebrigens treffen wir uns in ein paar Tagen in Berlin."

„Nein."

„Oh doch."

„George — mein Leben ist bisher reich gewesen. Dies hier war ein Traum, eine Verirrung. Vielleicht hatte ich dich auch wirklich lieb. Aber ich will nicht mehr. Lebwohl!"

Sie küßte ihn, dann gab sie ihn frei.

(Fortsetzung folgt.)

# CHINA wie es ein Deutscher sah

## Erlebnisse im Fernen Osten

von Ernst von Kiegstein

1. Fortsetzung

### Es gibt etwa 10000 Schriftzeichen

Der Chinese schreibt von oben nach unten, wobei er auf der rechten Seite des Blattes anfängt und nach links hinübergeht. Ein Buch wird also für unsere Begriffe von hinten nach vorn gelesen. Wie schwierig die chinesische Sprache ist, geht daraus hervor, daß es etwa 10 000 Schriftzeichen gibt, und daß man mindestens 1000 Schriftzeichen kennen muß, um nur einigermaßen eine gewöhnliche Zeitung lesen zu können. Moderne Bestrebungen, ein europäisches Alphabet einzuführen, müssen daran scheitern, daß die chinesische Sprache eine Silbensprache ist. Jede Silbe läßt sich mit verschiedenem Tonfall aussprechen und bedeutet dann jedesmal etwas anderes. So kann z. B. die Silbe „ma" bedeuten: Getreide, Mutter, Pferd, schelten und anderes, je nach der Art, wie man sie ausspricht und in welchem Zusammenhang sie gebraucht wird. Man unterscheidet im Nordchinesischen vier Töne, das ist die leichteste Sprache, in Kanton dagegen hat man sogar neun Töne. Wenn man nur zwei oder drei Silben hört, kann man deshalb nicht immer wissen, um was es sich handelt, sondern es ist notwendig, die entsprechenden Schriftzeichen niederzuschreiben, die dann den Zweifel beheben. Für die verschiedenen Bedeutungen, die also eine gleiche Silbe hat, ein gleiches Wort haben kann, gibt es stets verschiedene Schriftzeichen, die jede Verwechselung, die etwa das gesprochene Wort an sich mit sich bringen könnte, ausschließen.

Der einfache Chinese hat keine Begriffe für große Zahlen; für alles, was zahlenmäßig über seinen Verstand geht, sagt er einfach „wan", ein Wort, das in Wirklichkeit „10 000" bedeutet, das aber für jede große Zahl als Sammelbegriff angewendet wird. So sagte im Chinesisch-Japanischen Kriege 1939 ein Boy eines Tages zu seinem Master: „Heute nacht eine Million Japaner tot." Jede Aufklärung darüber, daß diese Zahl unmöglich stimmen könne, war vergeblich, denn der Begriff für eine solche große Zahl fehlte eben vollkommen.

### Englisch hilft aus

Die Schwierigkeiten der chinesischen Sprache haben zu dem merkwürdigen Ergebnis geführt, daß die einfachen Chinesen, um sich untereinander und mit den Fremden leichter verständigen zu können, sich eines primitiven Englisch, des sogenannten Pidgin-Englisch bedienen. Da auch die Unterschiede in der Sprache in Nordchina und Südchina so groß sind, daß sich Leute aus diesen Landschaften in ihrer eigenen Muttersprache nicht verständigen können, kommt es häufig vor, daß sogar gebildete Chinesen in solchem Falle Englisch sprechen. Es geschieht, wenn man in China auf Reisen ist, daß man lange nach einem Deutschen suchen muß, der die Sprache eines Ortes beherrscht, der nur 100 Kilometer entfernt liegt!

Ein paar Beispiele für das Pidgin-Englisch! Ueberall hört man: „my no sabe", d. h. ich weiß nicht, ich verstehe nicht. Das Flugzeug hat die merkwürdige Bezeichnung „Topside tiksha" bekommen, d. h. eigentlich: „Die in der Luft fahrende Rikscha." „Mafki" entspricht etwa dem russischen Rischewo und wird auch wie dieses recht häufig gebraucht. „Big bala bala" ist eine recht schöne klangmalerische Bezeichnung für „Großes Gerede". „No wanishy cumshaw" ist eine Wortfolge, die man allerdings kaum zu hören bekommt, denn sie bedeutet: „Ich will kein Trinkgeld." „All same big josman talky talky", das ist die etwas schwierige Umschreibung für „Gewitter". Derjenige, der Englisch versteht, wird, wenn er das Wort „Josman" mit „Gott" erklärt bekommt, den Ausdruck sich selbst deuten können.

### Wehe dem, der photographiert

Wie bei vielen farbigen Völkern ist auch bei den Chinesen die Meinung weit verbreitet, daß der Photoapparat nicht nur den äußeren Menschen erwischt, sondern durch das Auge auch die Seele. Es kann einem geschehen, daß sich die Chinesen wutentbrannt auf einen losstürzen, wenn man photographieren oder filmen will oder daß sie schreiend vor Angst fortlaufen. Man sieht hieraus, wie gering die geistige Vorstellungskraft ist, eine Eigenschaft, oder besser gesagt ein Mangel an Eigenschaft, der sich auch in einer für unsere Begriffe ganz merkwürdigen Primitivität der Auffassung ausdrückt. So kamen z. B. bei dem Chinesisch-Japanischen Krieg 1932 einige Offiziers-Boys und Kulis zu den Deutschen Abschriften und fragten sie, wann denn nun die deutschen Kriegsschiffe kämen, die den Chinesen gegen die Japaner helfen würden, denn der Deutsche wäre doch der „hau pung ju", der gute Freund der Chinesen. Und dies zu einer Zeit, in der Deutschland völlig waffenlos war!

### Verfaulte Eier?

Wenn man von einem fremden Land erzählt, ist natürlich die interessanteste Frage die nach dem Essen. Da nun bekanntlich für uns der Begriff „Chinese" mit dem Begriff „verfaulte Eier" merkwürdigerweise zusammengehört wie das Kalb zur Kuh, kann es nicht verwundern, wenn man immer noch diesen „verfaulten Eiern" gefragt wird, sobald es sich darum handelt, zu erzählen, was in China gegessen wird! In China ißt man die Eier nach einem besonderen, offenbar sehr alten Verfahren konserviert — das ist alles. Diese Eier sehen anders aus als konservierte Eier, sie sind von dunkelblau-grünlicher Farbe und sollen, wenn sie besonders gut sind, auf der Tafel reicher Chinesen oft bis zu 20 Jahre alt sein. Also offenbar wächst die Güte dieser Eier für den Begriff der Chinesen etwa so, wie wir einen Wein als „alten Jahrgang" schätzen! Solche Eier schmecken für unseren Geschmack gar nicht mehr wie Eier, es ist auch sehr schwer zu sagen, wie ihr Geschmack eigentlich ist, aber er ist auf alle Fälle gar nicht etwa schlecht. Es gibt Europäer, die derartige Eier gern essen, während andere wieder in ihnen keinen besonderen Leckerbissen sehen. Aber auf alle Fälle ist der Begriff „verfaulte Eier" recht abwegig und unsachlich!

Man glaubt bei uns kaum, daß man in China tatsächlich zu essen bekommt, was man haben will. Es gibt in dieser Hinsicht oft die komischsten Vorstellungen. Wenn erzählt wird, in China bekomme man nur die unmöglichsten und ausgefallensten Dinge, die für einen europäischen Gaumen nichts sind, so ist das ein glattes Märchen. In den Europäervierteln der großen Städte, wie Schanghai, Hankau, Tsingtau, Tientsin usw. ist es für den Angehörigen jeder Nation möglich, jedes Leib- und Magengericht zu bekommen. Der Deutsche, der Engländer, der Amerikaner, der Franzose, der Russe, der Holländer, der Italiener, jeder findet seine heimatlichen Speisen, fast mehr als an jedem anderen Platze der Welt, ja mehr noch, jeder von ihnen findet ein Restaurant seiner Nationalität. Und wie es den weißen Völkern in dieser Hinsicht ergeht, so geht es erst recht den Japanern, Indern usw.

Blick auf Schanghai, die Metropole des Ostens (Deutscher Provinzverlag, M.)

Daß man in den europäischen Restaurants und in den europäisch geführten Haushalten genau so ißt, wie wir es in der Heimat gewöhnt sind, dürfte nach dem vorher Gesagten einleuchtend sein, aber jeder, der einmal etwas von China gehört hat, hat auch von den berühmten zwei Stäbchen gehört, mit denen die Chinesen essen, aber selten stellt man sich darunter etwas richtiges vor.

### Wie ist das mit den Speisestäbchen?

Wie geht es nun bei einem richtigen chinesischen Essen zu, zu dem man als Europäer eingeladen ist? Ein solches Gastmahl findet entweder im Hause des Gastgebers statt oder in einem chinesischen Restaurant. Solche chinesischen Restaurants sind in einzelne Zimmer eingeteilt, jede „party", jede Gesellschaft, bekommt ein solches Zimmer für sich. Nehmen wir an, wir wären zu 7 Uhr abends zu einem Essen eingeladen. Dann geht man so gegen 8 Uhr hin, im gewöhnlichen Straßenanzug. Man sieht herum, unterhält sich mit dem Gastgeber und den anderen Gästen und wird dann nach einer Weile schließlich aufgefordert, sich zu setzen. Handelt es sich um eine größere Gesellschaft, so wird an mehreren Tischen gegessen, da man meistens nur 10 Personen im Höchstfalle an die fast immer runden Tische setzt. Zuerst erscheint ein Boy im weißen Jchang, so heißt das bis fast auf die Knöchel reichende weiße Leinengewand, das dieser trägt. Auf dem Kopf hat er die schwarze Mauze, eine runde, schwarze Stoffkappe, oben mit einem weißen oder roten Knopf verziert. An den Füßen hat der Boy Stoffschuhe mit einer Art Kreppsohlen, die ihm kaum hörbares Gehen ermöglichen. Er wischt jedem Teilnehmer mit dem nötigen Schwung ein sehr heißes, feuchtes Handtuch zu, mit dem man sich Hände und Gesicht zur Säuberung abreiben soll. Viele Europäer ziehen es aber vor, sich nur die Hände zu säubern. Nachdem man dies getan hat, wirft man dem Boy das Handtuch wieder zu und dieser fängt es geschickt auf. Dann ergreift der Gastgeber seine Stäbchen, klopft auf den Tisch und fordert die Anwesenden durch höfliche Geste auf, zuzulangen.

In diesen Fällen beginnt man die Mahlzeit mit einer Suppe, die für unsere Begriffe recht wässerig ist und in einer großen Schüssel auf den Tisch kommt. Man nimmt sich aus dieser seine Portion mit einem kleinen Porzellanlöffel heraus. Dieser Porzellanlöffel liegt auf einem kleinen Porzellanteller. In die danebenstehende kleine Porzellanschale füllt man sich die Suppe, wenn die ganze Gesellschaft nicht einfach sich mit ihrem Löffelchen die Suppe geradenwegs aus der großen Schüssel herauslöffelt . . .

Nach der Suppe kommt der nächste Gang auf den Tisch. Alles, was aufgetragen wird, ist bereits in kleine Stücke geschnitten. Nehmen wir an, es sei ein Fleischgericht. Nunmehr wird mit den berühmten zwei Stäbchen gegessen. Man nimmt die beiden, etwa 20 Zmtr. langen Stäbchen aus Holz, Bambus, Knochen, Elfenbein, Silber o. ä. in die rechte Hand, stößt sie leicht auf den Tisch, damit die beiden Spitzen gleich lang sind, und greift nunmehr mit ihnen die Fleischstückchen heraus. Die meisten Gerichte tunkt man in eine braune Sojabohnen-Sauce, von der ein ganz kleines Schälchen neben jedem Gast auf dem Tisch steht. Diese Tunke ist sehr gewürzig und schmackhaft. Neben dem Saucenschälchen steht noch ein anderes mit sogenannten Peanuts, das sind geröstete und gesalzene Erdnüsse, die man zwischendurch knabbert. In bunter Folge erscheinen bei einem derartigen Essen nun manchmal 30 bis 35 verschiedene Gänge auf dem Tisch, die niemals aufgegessen werden.

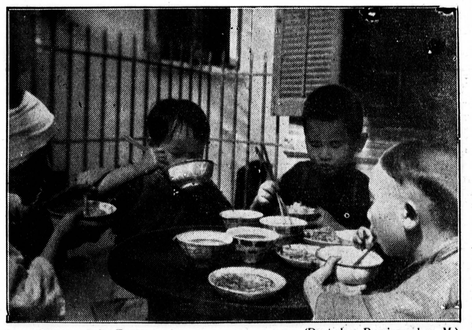
### Chinesische Delikatessen

Woraus bestehen nun alle diese Gerichte? Wir finden dabei auch die berühmten Haifischflossen, das Lieblingsessen der Chinesen. Diese Haifischflossen stellen eine knorpelige Masse dar, die für uns kaum Geschmack hat und die wir deshalb kaum als Delikatesse anzuprechen vermögen. Dies ist eines der teuersten Gerichte. Die Haifischflossen werden teilweise aus dem Roten Meer eingeführt. Auch die berühmten Schwalbennester sind für unseren Geschmack nicht beschreibbar. Gänseleber ist schon eher etwas für unseren Gaumen, ebenso die sogenannte Peking-Ente. Auch diese wird in kleine Stücke zerschnitten auf den Tisch gebracht, zum Zeit trieben. Man muß verstehen, sie sämtig zu essen: in die linke Hand nimmt man einen grauen, gesalzenen Mehlfladen, holt sich mit den Stäbchen ein Stück der Ente, legt dies auf den Mehlfladen herauf, legt die Stäbchen weg, wickelt sich ein Pächchen aus dem Fladen mit dem Fleisch und verspeist das Ganze.

Weiter finden wir auch Bambussprossen, Fisch- und Schlangengerichte als Merkwürdigkeiten. Wichtig ist, daß der Chinese, so wie er sein Land in drei Kulturzentren einteilt, auch drei Essenzentren sozusagen unterscheidet, nämlich Nordchina mit Peking und der Pekinger Ente als charakteristisches heimatliches Gericht, Mittelchina mit Sutschau als Mittelpunkt mit schneeweißen mit Marmelade gefüllten Mehlklößen und Kanton in Südchina mit berühmten Würsten, die auch dem europäischen Gaumen gut munden. Es ist das also ganz genau so, als wenn wir in unserem deutschen Vaterlande in jeder Landschaft irgendwelche besonderen heimatlichen Gerichte haben, die man nur an der einen Stelle gerade bekommt. Während man in Nord- und Mittelchina einen heißen Reiswein zum chinesischen Essen trinkt, den sogenannten Samschu, trinkt man im Süden des Landes einen kalten Wein.

Man könnte noch vieles über die Merkwürdigkeiten des chinesischen Essens erzählen oder die vorstehenden Einzelheiten geben schon ein anschauliches Bild von dem Unterschied der europäischen und der chinesischen Küche. Erwähnt man zum Schluß, daß es zur Höflichkeit beim chinesischen Essen gehört, daß man seine Zufriedenheit und seine Sättigung durch recht lautes Aufstoßen deutlich und verständlich zum Ausdruck bringt, dann erkennt man auch hieran, daß man sich in China eben in einer anderen Welt befindet!

Um die Gefahr, Krankheiten wie Typhus, Dysenterie zu bekommen, möglichst weitgehend auszuschalten, trinkt man kein unabgekochtes Wasser, schält man Pfirsiche, Pflaumen, Aepfel, Birnen, ja sogar Weintrauben, benutzt man für Erdbeeren übermangansaures Kali als Desinfektionsmittel, vermeidet man grünen Salat, Gurkensalat usw. zu essen, wenn man nicht ganz genau weiß, wo er herstammt und daß die betreffende Küche äußerst sauber und vorsichtig ist. Wenn man weiß, daß nur einmal dies zu essen genügen kann, um monatelang fest unter hohem Fieber im Krankenhaus zu liegen, wenn es nicht gar zum Tode führt, und daß man an den Folgen dieser Krankheiten noch jahrlang leiden wird, dann verzichtet man gern auf einige dieser Früchte ganz, wie Kirschen z. B. (Forts. folgt.)



Junge Chinesen beim Essen (Deutscher Provinzverlag, M.)

HEROISCH GETRAGENES LEID

# Das Kreuz und nordische Kunst

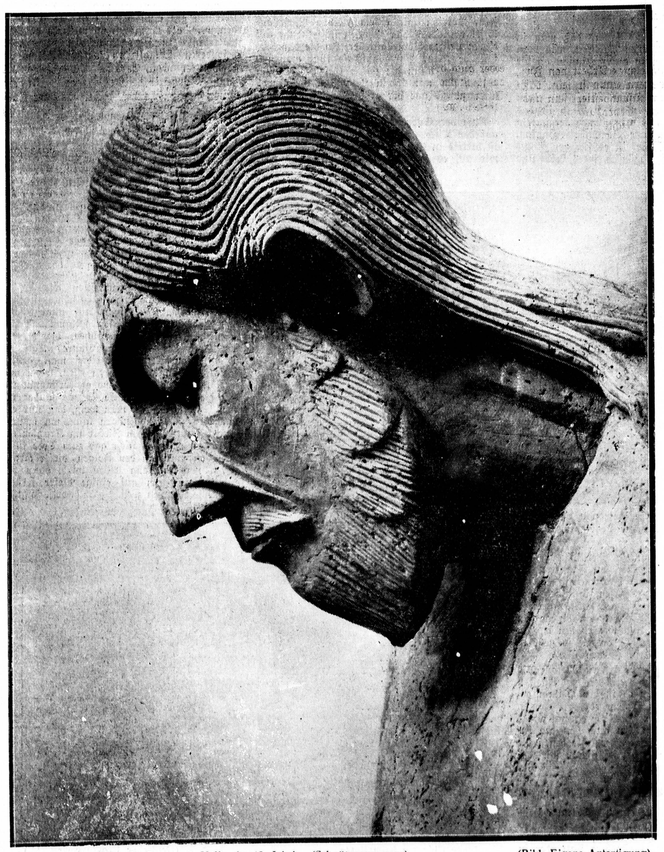
Nordisches Kunstwollen hat nie das Schöne gesucht und dargestellt: das Schöne im Sinne von: Harmonie, gefälliger Sinnlichkeit.

Nordisches Kunstwollen suchte nie eine idealisierte Welt, sondern Wirklichkeit, wesenhaft erfaßt.

Das wird nirgendwo deutlicher als in den Kruzifixusdarstellungen nordischer Künstler.

Die großen klassischen Meister (Perugino — Raffael) weichen dem Passionsthema möglichst aus; ihnen ist die Darstellung furchtbarer Wirklichkeit nicht Aufgabe der Kunst. Wagen sie sich einmal an eine Kreuzigungsdarstellung heran, so wird das Leiden bis zur Unwahrscheinlichkeit herabgemindert. Ein schön geformter, sinnlich durchfühlter Körper hängt

Coesfelder Christus. 14. Jahrh. Lambertikirche (Coesfeld) (Bild: Eigene Anfertigung)



Gekreuzigter aus Köln, St. Georg. 2. Hälfte des 12. Jahrh. (Schnütgenmuseum) (Bild: Eigene Antertigung)

am Kreuz, mehr schlummernd als tot. — Solche Kruzifixe mögen schön sein — erschüttern können sie nicht.

Ganz anders der nordisch gestaltete Kruzifixus. Er soll die ganze Tragik widerspiegeln, die sich auf Golgatha vollzog; soll den Beschauer aufrütteln, miterleben lassen — erschüttern.

Die Frühzeit des Mittelalters zeigt einen Höhepunkt künstlerischer Gestaltung in einer Kruzifixusdarstellung, die dem 12. Jahrhundert angehört (ob der 1. oder 2. Hälfte des Jahrhunderts, ist umstritten); die Holzplastik befindet sich heute im Schnütgen-Museum, befand sich ursprünglich in St. Georg zu Köln und ist leider nur in stark verlehrtem Zustand uns erhalten. Aber das gewaltige Haupt ist nahezu noch unversehrt und weist die Meißelzüge eines ganz Großen auf.

Allerdings darf man sich solch starken Schöpfungen nicht nähern mit einer Geschmacksverbildung, unter der heute noch weite Kreise leiden, die ihre Freude haben am sentimentalen, verkitschten religiösen Bild, das das Religiöse nicht erleben läßt als Forderung und Tat — sondern als schlaffen, verfälschten Gemütswert.

Das Haupt des St. Georg-Kruzifixes könnte uns überzeugen, daß es beim religiösen Bild — soll es einen Sinn haben — nicht nur auf den Inhalt, sondern ebensosehr auf die Gestaltung des Inhalts ankommt.

Der Kopf des Gekreuzigten zeigt noch die letzten Nachklänge byzantinischer Beeinflussung. Noch liegt etwas wie Starrheit in den Zügen, die an die Göttlichkeit des Herrn gemahnt, aber sonst ist jede Linie auf sein Leiden hingearbeitet. Ja, hier ist der Ausdruck des Harms, des Sichgrämens unter der Sündenlast, auf einen letzten Nenner gebracht. (Man beachte die „Harmlinien", die sich vom linken Nasenflügel zum Mundwinkel hinziehen.) Alles Unwesentliche ist fortgelassen, nur die Linie — als Ausdruck fast geometrisch umrissen — ist da. Von späteren Werken nordisch-mittelalterlicher Kunst unterscheidet sich diese Schöpfung durch grandiose Ruhe — hier ist heroisches Tragen des Leidens.

Diese stille heldische Ergebung zeigen die späteren Werke des Mittelalters weniger deutlich. Dafür wird der Leidensausdruck erheblich gesteigert.

Die Lambertikirche zu Coesfeld birgt ein Kreuz (14. Jahrh.), das für diese spätere Zeit charakteristisch ist. Von Sentimentalität keine Spur! Aus dem ausgemergelten Körper treten die Rippen schreckhaft deutlich hervor; aus der Seitenwunde löien sich schleimige Blutstropfen. Ein leises Wimmern scheint über das Haupt zu gehen. Die leichtgeschwungene rechte Hälfte der Oberlippe steigert den Ausdruck der Qual zum Höhepunkt. Solche Werke sind im tiefsten Sinne „Religiöse Zweckkunst". Sie sollen dem Beschauer Erbarmen mit dem Erlöser einflößen, sollen ihn aufrütteln zur wahrhaft vollkommenen Reue. So werden diese Bilder erschütternde Volkspredigten.

Moderne Kunst findet langsam den Weg zu solch starken religiösen Schaffen zurück oder ist wenigstens in vielen Fällen ernstlich darum bemüht. Echte, religiöse Kunst will aber nicht nur durchfühlt, sie will durchlebt und was das wichtigste ist — durchbetet sein.

Und das ist das Letzte, was man über den Kölner und Coesfelder Kruzifixus sagen kann: Sie sind durchbetet. —r.

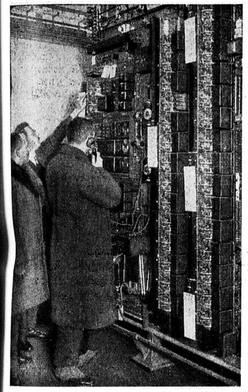


# Deutschlands Fernmeldetechnik in der Welt voran!

**Kein „Fräulein vom Amt" mehr in Berlin. — Das Berliner Telefonnetz als erstes einer europäischen Weltstadt völlig automatisiert**

Der 15. März 1936 wird für immer ein Markstein in der Geschichte der deutschen Fernmeldetechnik sein. An diesem Tage wurde in der Reichshauptstadt das letzte handbediente Fernsprechamt, es trug den markanten Namen „Bismarck", auf den automatischen Wählbetrieb umgeschaltet. Zum letztenmal war bei der Beamtin im Amt ein Lämpchen aufgeflackert, zum letztenmal hatte Menschenhand eine Verbindung hergestellt, um dann einer Maschine Platz zu machen, die auf dem Gebiete der Feinmechanik wohl zu den Gipfelleistungen gehört.

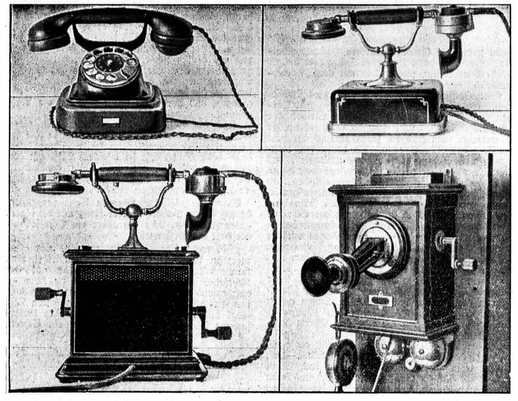
In diesem Augenblick lohnt sich ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung des Fernsprechbetriebes in Berlin, der wohl für ganz Deutschland beispielgebend war. Der Ortsfernsprechbetrieb besteht in der Reichshauptstadt seit dem 1. April 1881. An diesem Tage wurde das erste Amt, es hieß damals „Stadt-Fernsprecheinrichtung", in der Französischen Straße mit nur 48 Teilnehmern eröffnet. Auch sein Entstehen ist, wie so vieles im Weltpostbetrieb überhaupt, mit dem Namen des Generalpostmeisters Stephan



Blick auf die übereinander geordneten Wähler im Selbstanschlußamt.

eng verbunden. Er rief damals zur Beteiligung auf, und nach anfänglicher Zurückhaltung besaß das Amt im Jahre 1890 schon 11 000 Teilnehmer. Im Jahre 1914 waren es 122 000, und Ende 1935 stieg ihre Zahl auf nahezu 300 000.

Bald machte sich die Einrichtung von Vermittlungsämtern in verschiedenen Stadtteilen notwendig, die untereinander durch besondere Verbindungsleitungen verbunden waren. Bis zum Jahre 1922 waren alle Aemter für Handbetrieb eingerichtet. Als die Notwendigkeit großzügiger Erneuerung und Verbesserung der Fernsprecheinrichtungen immer dringlicher wurde, entschloß sich die Deutsche Reichspost, die künftige Entwicklung des Fernsprechverkehrs in Berlin wie auch im ganzen Reiche auf den reinen Wählbetrieb umzustellen. Der Wählbetrieb war schon vorher im kleineren Maße erprobt worden und hatte seine Kinderkrankheiten bereits überstanden. Was es aber bedeutet, ein so riesiges Netz, wie es Berlin besitzt, auf den automatischen Betrieb umzustellen, kann eigentlich nur der Fachmann ermessen.



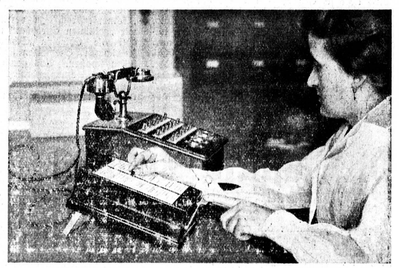
Die „Ahnentafel" unseres Telephons:
Links oben: der neueste Apparat, der, aus Preßmasse bestehend, in Serien hergestellt wird; rechts oben: zum erstenmal ohne Kurbel; links unten: der gute alte Tischapparat. Jedes Stück war gediegene Werkmannsarbeit; rechts unten: so sah er zu allererst aus. Auf dem Lande ist die „Holzkiste" auch heute noch häufig zu sehen.

Es ist nicht ein technisches Unternehmen, wie der Bau eines Hauses oder einer Brücke, das sich rein mathematisch vorher errechnen läßt, sondern schlechthin ein Wagnis. Denn die Technik des Wählbetriebes besitzt noch keine Tradition und ist eine der neuesten Errungenschaften überhaupt. Das bedeutet, daß die jahrelange Arbeit von Ingenieuren und Arbeitern umsonst sein, daß riesige Kapitalien umsonst investiert sein und man zum Schluß bei Erprobung der Anlage einfach vor einem Nichts stehen konnte, vor einer riesigen toten Maschinerie, der auch der genialste Techniker kein Leben mehr hätte einhauchen können.

In Berlin ist jedoch das Wagnis gelungen. Ingenieure und Arbeiter haben Hand in Hand ein Werk geschaffen, das bisher in Europa in diesem Ausmaß einzig dasteht. Denn keine andere so große Stadt in Europa — nicht London und nicht Paris — besitzen einen vollautomatisierten Fernsprechbetrieb. Man lese nur einmal die „Times". Wie oft meldet sich in ihr der Londoner Telephonabonnent zum Wort und macht seinem Aerger Luft, indem er die Unzuträglichkeiten laut in die Welt hinausschreit, die sich für ihn im Betrieb mit den Handämtern ergeben. Aber bisher sind seine Klagen noch nicht bis zum englischen Postministerium gedrungen, ganz abgesehen davon, daß die Umstellung des riesigen Londoner Telephonnetzes kaum geringere Schwierigkeiten bieten dürfte, als das Berliner Unternehmen. Denn jede automatische Wählanlage ist in ihrer Art so kompliziert, daß sie sich auch kaum mit gemeinverständlichen Worten beschreiben läßt. Wir können nur versuchen, sie einmal in großen Zügen zu schildern.

Nimmt man den Hörer ab, so wird ein Kondensator aus der Leitung ausgeschaltet, wodurch der Strom aus dem Amt zum Fließen kommt. Dieser Strom betätigt im Amt einen sogenannten Vorwähler, die in großer Zahl dort vorhanden sind. Nicht jeder Fernsprechkunde braucht eine besondere Wähleinrichtung, die sehr kostspielig ist. Auf Grund von Erfahrungen kann man ihre Zahl vielmehr sehr genau schätzen. Jeder Telephonierende braucht ja einen Partner, mit dem er spricht, das ergäbe also eine Höchstzahl von 50 Prozent Wähleinrichtungen. Aber auch diese Zahl wird nicht voll erreicht, da ja niemals alle Telephonbesitzer in einer Stadt zu gleicher Zeit sprechen.

Diese Wähleinrichtungen also werden von dem Vorwähler selbsttätig aufgesucht. D. h. der durch Abheben des Hörers eingeschaltete Strom wandert so lange, bis er zu einem Wähler kommt der frei ist, wenn er den ersten besetzt findet. Das ist natürlich ein Vorgang, der sich im Bruchteil einer Sekunde vollzieht. Ist diese Verbindung gefunden, so werden beim Drehen der Nummernscheibe durch Stromunterbrechungen Vorrichtungen in Gang gesetzt. Gruppenwähler, die, nur um ein Beispiel zu nennen, die Verbindung mit den Tausendern, dann die Hunderter und Einer der betreffenden Zahl herstellen, und dem vom Amt über den Vorwähler eintreffenden Strom den Weg nach der verlangten Sprechstelle freimachen. Dann prüft eine wiederum äußerst komplizierte Schaltvorrichtung, ob die gewünschte Leitung frei oder besetzt ist. Bei großen Firmen beispielsweise, die mehrere Amtnummern haben, schalten sie im Besetztfall auf die nächste freie Nummer weiter. Alle 10 Sekunden wird der Rufstrom zum Teilnehmer geschickt. Nach Beendigung des Gespräches zerfällt die gesamte Verbindung, und das Gespräch wird gezählt. Hat der Partner nicht geantwortet, so spricht der Zähler nicht an. Störungen in der Einrichtung, entstehende Fehler und mangelndes Funktionieren werden im Amt durch farbige Lämpchen oder Wecker sofort angezeigt, und zwar so, daß der betreffende Ueberwachungsbeamte sofort weiß, worum es sich handelt.

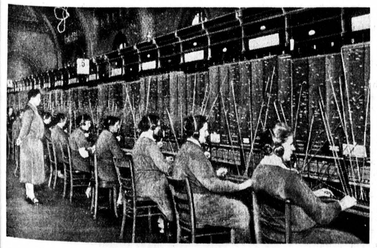


Der doppelt automatisierte Apparat des Teilnehmers:
Da die meisten Gespräche doch immer wieder mit den gleichen Teilnehmern geführt werden, wurde als allerneueste Errungenschaft ein Vorsatzapparat konstruiert, der durch einen einfachen Handgriff sofort eine bestimmte Verbindung herstellt, ohne daß man die Wählerscheibe zu betätigen braucht.

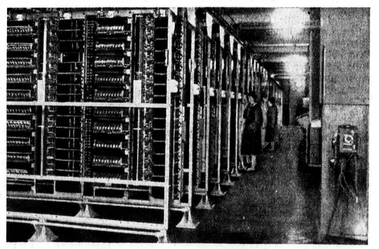
Aus diesen wenigen Angaben kann der Laie ungefähr ermessen, was eigentlich der Bau und die Schaffung eines automatisierten Fernsprechbetriebes bedeuten. Und er wird sich letzten Endes die Frage vorlegen: Warum das alles? Warum dieser ungeheure Aufwand an Geld und Material? Warum vor allem Menschen durch eine Maschine ersetzen und brotlos werden lassen? Die letzte Frage sei zuerst beantwortet. Sie ist nur bedingt berechtigt. Die Damen vom Amt, die im Beamtenverhältnis stehen, bleiben auch weiter im Betrieb, denn die Anlage braucht ja trotzdem zahlreiche Ueberwachungskräfte, die Kontrollen vornehmen, Störungen beseitigen und anderes mehr. Diejenigen aber, die sich doch nach einer anderen Tätigkeit umsehen müssen, dürfen es als eine Erlösung betrachten, denn man macht sich keinen Begriff, wie nervenaufreibend die Arbeit in einem Amt mit Handbetrieb ist. Vierhundert Anschlüsse in der Stunde wurden von der Beamtin verlangt, die täglich acht Stunden diese rein mechanische Arbeit verrichten mußte. Ein Kapitel für sich waren dann noch die „Mißverständnisse", die ja jeder Teilnehmer zur Genüge kennt. Bekommt er heute eine falsche Verbindung, so weiß er sofort, daß er selbst Schuld daran ist, weil er falsch gewählt hat. Denn die Maschine arbeitet denkbar genau. Früher war er bei den gleichen Fällen stets der Auffassung, die Beamtin wolle ihn absichtlich ärgern und hätte es gerade auf ihn abgesehen. Streit, Zank und Diskussionen, die sogar mitunter in Beleidigungen ausarteten, und die nicht nur die Nerven der Beamtin, sondern auch des Sprechers kosteten, das alles fällt heute weg.

Die Arbeit ist jedoch noch nicht zu Ende. Auf der anderen Seite finden immer neue Volksgenossen Arbeit und Brot, denn der ständig steigende Telephonverkehr erfordert immer wieder Neueinrichtung von Wählämtern, und parallel damit geht die langsame Umstellung der Handbetriebe im ganzen Lande, so daß in wenigen Jahren kein Apparat ohne die bekannte Nummernscheibe mehr sein dürfte, aber auch niemand mehr in Zorn zu geraten haben wird, weil sich die Beamtin nicht sofort meldet.

(Selle-Eysler 3, Reichspostministerium 2, K.)



Das Fernsprechamt von einst:
Die Beamten stellen durch zahllose Schnüre die Verbindungen her.



Das Amt von heute:
Nur einige Personen noch überwachen die automatische Anlage.

**Pech beim Einkauf?** Das hat wohl schon jeder einmal von uns gehabt. Es gibt ja auch so viele Dinge, über deren Qualität man sich beim Einkauf kein richtiges Urteil bilden kann, weil alle Anhaltspunkte fehlen. Man braucht nur einmal an Schokolade, Kaffee oder - Zahnpaste zu denken. Sie alle müßte man eigentlich vor dem Einkauf ausprobieren! Hier aber gibt es eine Sicherheit: den guten Ruf, den eine Marke hat. Und Chlorodont hat diesen guten Ruf nun schon seit 29 Jahren! Zur Qualität von Chlorodont kann man deshalb getrost Vertrauen haben.

# Ritterturnier in einer Buchenschonung

**Nun freuen alle Jäger sich: Es naht der edle „Murkerich".**

*Ein Jägerbrief vom Schnepfenstrich*

„Murkerich", das ist der männliche Schnepf. Schon seit dem Sonntag Reminiszere ist der Jäger auf der Suche nach diesem „Durchzugswild", das den Winter vornehm im Süden, vielleicht in Afrika, verbracht hat, jetzt zum Brutgeschäft in unsere nördlichen Wälder einfällt und mit dem Flüggewerden der Jungen in noch nördlichere Heimatreviere abstreicht. Bei uns fühlt sie sich nicht mehr so recht wohl, die Schnepfenfamilie. Durch das Roden und Trockenlegen von Bruchland und andere allerdings notwendige Eingriffe in die Natur haben wir selbst viel zur Verminderung der Schnepfen beigetragen. Und viele von uns hegen den stelzenden Schlammläufer überhaupt nicht einmal aus eigener Anschauung; denn die Natur hat die laubengroße „Waldschnepfe" — und um diese handelt es sich jetzt — außerordentlich gegen Sicht geschützt. Ihr Gefieder, ein rostiges Braungrau mit schwarzen und weißen Flecken, läßt sie völlig abgestorbenem oder modernem Laub, der Erdscholle oder auch einem Stücke Borke gleichen. Außerdem liegt sie tagsüber fest, d. h. mögen noch so viele Spaziergänger in ihrer nächsten Nähe vorbeigehen, sie rührt sich nicht auf ihrem Platz und äugt höchstens, ob ihr irgendwie Gefahr droht.

Die Jäger nennen den Vogel „Eulenkopf". Vielleicht, weil er gleich der Eule ein Nachtleben führt. Erst im Abenddämmer kommen die Schnepfen, wenn der „Sirius" aufleuchtet, der „Schnepfenstern". Man sieht sie nur des Nachts oder im Abenddämmer „streichen", schattenhaftlich, gespensterhaft. Auch die Nahrungssuche beginnt erst am Abend. Mit seinem merkwürdig dünnen, weichen und spitzen Schnabel, dem „Stecher", bohrt er in den weichen Boden, zuckt dabei heftig mit dem Köpfchen, trampelt mit den „Ständern" (Beinen) und holt sich den widerstrebendsten Wurm aus dem Erdreich. Meist wirft sie den Fraß erst noch einmal hoch, um ihn dann mit Behagen zu verschlucken.

Es ist von einem eigenen Reiz, dem „Schnepfenstrich" beizuwohnen. Wir schreiten mit „Carla", der Hündin, in den werdenden Abend am großen Moor, durch endlose Erlen- und Birkenforsten. Schweigend biegen wir in den nur Eingeweihten bekannten Wirrschlag ein und somit in den stillsten, entlegensten Teil des Reviers. Im Frieden dieser Gegenden haust noch der gelbkehlige Edelmarder, und in den Schluchten und hohlen vielhundertjährigen Eichen hat noch die Wildkatze einen Unterschlupf gefunden. Einiges Schwarzwild scheuchen wir auf, wir haben sie gerade von einem mächtigen Ameisenhaufen vertrieben, in deren warmen Kessel sich diese Tiere mit Vorliebe einwühlen. Wir sichten auch Rotwild auf kaum 80 Schritte Entfernung. Aber der Wind klagt so, daß er dem Rudel unsere Witterung zuträgt. Das Rudel trollt ab, zwanzig Schritte voraus das Leittier. Dahinter das Kalb, ein Schmaltier, ein Spießer. Den Beschluß bilden vier starke Hirsche. Zwei davon scheinen nach ihren Kopfschmuck zu haben. Ich nehme das Glas und erkenne einen Sechs- und einen Achtender. Die anderen beiden haben ihn bereits abgeworfen. Endlich sagt mein Führer: „Wir sind am Ziel." Es ist eine Buchenschonung. Hier erwartet der Waidmann allfrühlich seine Schnepfen. Hier hat schon manch ein Schnepfenpärchen Hochzeit gehalten. Das eine hatte im letzten Jahre drei Junge. Hier ist es richtig, hier wollen wir den „Schnepfenstrich" erwarten.

Eine Drossel beendet soeben ihr letztes Abendlied. Es wird still in der Buchenschonung. Droben am Himmel prangt schon der Sirius, der „Schnepfenstern". Wir schweigen in gespannter Erwartung. Im Zickzack segelt eine Fledermaus zwischen den Baumkronen. Da hören wir, plötzlich ein deutliches „Quarr . . . Quarr", das „Murken" der Schnepfen. Links sagt das dieses Murken einen unheimlichen, gespenstischen, fast unirdischen und dabei doch so warmen, ja gemütlichen und kosenden Laut" vorstellt. Links hat Recht, auch dieses „Murken" mag der Schnepfe die Bezeichnung „Eulenkopf" eingetragen haben. Vor allem aber wohl die großen Augen mit der weiten Pupille, wie sie Nachtiere fast stets haben. — Aber da ist es wieder, das laute „Quarr . . . Quarr", dem dann und wann ein hoher, langgezogener Ton folgt, der fast klingt, als sagte jemand „Pui . . . piep, pfiep . . ." Wir schweigen in die Unendlichkeit. Die Schnepfen gehen nieder und „murmen". Hoppla, wir können es deutlich erkennen, wie die eine den Wurm hochwirft und dann verschluckt. Carla, die Hündin, saugt förmlich die Witterung auf, kaut, als hätte sie eines der Tiere schon im Fang. „Kuum—he", bauscht mein Führer die Carla an. Und Carla wedelt mit dem Schwanz und schaut sich und dann Herrchen verständnislos an. Und wieder geht das Quarr—Quarr an. Und siehe da: ein dritter Gespenstervogel kommt heran. Wahrscheinlich ein zweites Schnepfenmännchen, ein „Murkerich".

Und ein Kampf um die Königin aller Sumpfvögel, um das Weibchen, das da „murmt", hebt an. Mit ihren stechenden Schnäbeln vollführen sie ein regelrechtes Ritterturnier. Dann streicht zuerst der letzte Murkerich ab, als wäre er besiegt, dann die Schnepfe und zuletzt der siegreiche Murkerich. Dicht hinter seiner Schnepfe. Es wäre für meinen Führer ein Leichtes gewesen, zum Schuß zu kommen. Aber er wollte nicht dieses Vogelglück für immer zerstören. Es erschien ihm schöner, diesem gehetzten Wild die Hoffnung zu gestatten und zur Möglichkeit des Nachwuchses zu verhelfen.

Wir gehen heim. Ich freue mich über meinen Jäger, der es anderen überläßt, für die Feinschmecker zu sorgen. Gibt es doch tatsächlich solche, die nicht so sehr das Weidwerk des Vogels schätzen, sondern als besondere Delikatesse den Inhalt der Eingeweide, der in der Weidmannssprache „Schnepfendreck" heißt. Die Gedärme werden hierbei mit etwas Geflügelleber gemengt und 12—15 Minuten in Butter gebraten. Ich danke: genügend Salz, Pfeffer und Muskatnuß würde auch mich nicht begeistern können, „Schnepfendreck" zu vertilgen. Dann brauchen wir „gestopften Europäer" uns nicht zu wundern, daß die Chinesen „Schwalbennester" und die schleimigen Seewalzen („Trepang") als Leckerbissen schätzen. Uns genügt der speckumwickelte normale „Schnepfenbraten" schon voll und ganz, wenn Freund Murkerich und seine Ehefrau überhaupt verspeist werden müssen.

Gerhard Büttner.

## Des Jägers Jahreszeiten

*Wenn der Auerhahn balzt und die Amsel singt,*
*die Sonne warm durch die Wolken dringt,*
*und man die Tiere sieht zu zweit,*
*dann ist sie da, die Frühlingszeit.*

*Wenn die jungen Vöglein ohne Rast*
*gar munter hüpfen von Ast zu Ast,*
*der rote Bock steht in voller Pracht,*
*hat sich der Sommer herangemacht.*

*Doch fährt sich das Laub auf den Bäumen bunt,*
*und suchst du das Feldhuhn mit dem Hund,*
*schreit der Hirsch in seiner Einsamkeit,*
*dann ist es für den Herbst die Zeit.*

*Stehn aber die Felder und Wiesen kahl*
*und wird dem Wilde karg das Mahl,*
*deckt weißer Schnee die Lande weit,*
*dann ist sie da, die Winterzeit.*

Gut, mein Hund!

Photo: Dipl.-Opt. Haase (Bild: Eig. Anfertig.)

# Die „scharfe" Ladung

*Ein lustige Jägergeschichte*

Der alte Oberförster des großen Moorreviers war ein guter Freund unseres Großvate:s. Sie hannten sich noch aus der weit zurückliegenden Zeit, da auch der Großvater den grünen Rock getragen, und es waren ihre schönsten Stunden, wenn sie aus jenen Tagen erzählen konnten, in denen sie als junge Forstbeflissene manch lustiges Jägerstückchen erlebt hatten.

„Ihr müßt wissen, diese Geschichte ist buchstäblich wahr, denn die Förster lügen alle nicht gern, und ich schon gewiß nicht!" So pflegte der alte Grünrock meistens seine Erzählungen zu beginnen. Er hatte damit nicht unrecht. Viele seiner Geschichten wurden in der ganzen Gegend als wahr berichtet, und ich habe selbst Leute kennen gelernt, die darin eine Rolle spielten.

Als der Großvater eines Abends seinen Freund zu einem gemütlichen Plauderstündchen erwartete, meinte er zu uns: „Wenn ihr einmal etwas recht Lustiges hören wollt, dann bittet um die Geschichte von der „scharfen" Ladung. Da gibt es was zu lachen, und ich kann euch sagen, daß die Sache sich wirklich so zugetragen hat."

Der „Onkel" Oberförster kam. Mächtige Rauchwolken ausstoßend, ließ er sich in den bequemen Sessel nieder. Und da haben wir nicht locker gelassen, bis er schmunzelnd von der „schärfsten" Ladung erzählte, die er jemals in seinem Leben abgefeuert hatte.

„Es wird einige dreißig Jahre her sein," begann er. „Ich wurde als junger Forstkandidat, wie wir uns damals noch nannten, in ein Revier geschickt, um den Forstbetrieb auch von der praktischen Seite kennen zu lernen. Der alte Revierförster hatte in der jüngsten Zeit fünf grade gehen lassen, wie man es sagt. Und das hatte sich ein alter Schlingenkeller aus dem Nachbarort zunutze gemacht. Schon manches gute Stück Wild hatte er weggefangen, ohne daß wir ihm auf die Spur kommen konnten, obwohl wir Nacht für Nacht unterwegs waren. Da fand ich eines Tages eine Schlinge auf einem frischen Rehwechsel.

Jetzt will ich ihn wohl kriegen, dachte ich mir. Aber wir lag wenig daran, daß der Kerl bestraft wurde. Ich wollte ihm einen Denkzettel geben, der ihm für immer das Schlingenstellen verleiden sollte. Und so machte ich mir eine besondere Ladung fertig, die dann ihre Wirkung auch nicht verfehlt hat.

Vor Sonnenuntergang nahm ich meine Doppelflinte und machte mich auf den Weg. Vorsichtig schlich ich mich an den bewußten Rehwechsel und setzte mich etwa zwanzig Schritt von der Schlinge vorsichtig verdeckt an. Ich brauchte nicht lange zu warten, da kam auch schon ein Sprung Rehe gezogen, um zur Äsung auszutreten. Fast berührte schon die alte Ricke die Schlinge, ich machte eine kurze Bewegung, die Ricke schmälte, laut, und trupp, trupp, trupp ging es von dannen."

Der „Onkel" Oberförster erzählte uns weiter, wie er bis in den frühen Morgen auf der Lauer gesessen hatte. Lange hatte es gedauert, aber schließlich war seine Geduld doch belohnt worden. Als es sich schon im Osten ein wenig rot färbte, da hatte er an der Feldgrenze eine dunkle Gestalt herumschleichen sehen. Es war richtig der Wilddieb. Unter dem Arm trug er einen zusammengerollten Sack die Stiefel hatte er zu Hause gelassen. Vorsichtig lauschte er an dem Wechsel, und als er sich sicher genug fühlte, hatte er sich gebückt, um dem Wechsel folgend in das Gebüsch einzudringen. Da aber hatte der junge Forsthandidat die beiden Zähne seiner Doppelflinte abgezogen, und der alte Sünder war auf die Nase geflitzt.

„Ja, die Geschichte hat natürlich noch einen Schluß," fuhr der Grünrock fort, „sonst müßtet ihr ja nicht wissen, wovon denn meine „scharfe" Ladung bestand und wie sie wirkte. Also, um den Uebeltäter hatte ich mich nicht weiter gekümmert. Sollte er sehen, wo er blieb. Ich war sicher, daß er irgendwo auftauchen würde. Und so kam es.

Es waren vielleicht vierzehn Tage vergangen, da saß ich im Gasthof unserer Kreisstadt bei einem guten Frühstück. Mir gegenüber ein Schulfreund, der dort als Arzt wirkte.

„Hör mal," fing er an zu erzählen, „vor etwa vierzehn Tagen kommt zu mir ein Kerl vom Lande mit einer frischen Schußwunde auf der Kehrseite. Wie ein Sieb sitzt Korn an Korn — anscheinend grober Schrot —, die einzelnen Wunden sind bis ein Zentimeter tief. Der arme Kerl klagt und jammert, aber trotz genauester Untersuchung finde ich in keiner Wunde ein Schrotkorn. Nun sage du mir, womit kann denn der Kerl eigentlich geschossen sein?"

Da habe ich denn doch sachen müssen, und nicht weniger der Arzt, der vergeblich nach Schrotkörnern gesucht hatte — denn aus kleingeklopften Bleistift hatte die Ladung bestanden.

„Na, das war die „scharfste" Ladung, die ich je abgefeuert habe. Und sie hat gewirkt, besser als jede andere Strafe, denn eine Schlinge habe ich nicht mehr gefunden!"



# Lachen um große Jäger

Der ehemalige deutsche Reichspostminister von Stephan verbrachte seine Ferienwochen in Ostpreußen und Schlesien, wo er als eifriger Jäger bekannt war. Leider aber ließ er es, besonders bei den Treibjagden, an der gebotenen Vorsicht fehlen.

Einmal begrüßte Stephan einen der Treiber, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam, mit den Worten: „Hallo, guter Freund, wo habe ich Sie denn schon mal getroffen?"

Da lachte der Treiber verschmitzt und wies mit zarter Handbewegung nach rückwärts: „Hier, Exzellenz, hier!"

*

Herzog Ferdinand von Braunschweig zog alljährlich für einige Wochen in den Harz, um dort dem edlen Waidmannswerk zu frönen. Seine Vorliebe für den Jägerberuf ging so weit, daß jeder bei ihm in Ungnade fiel, der sich Verstöße gegen die Jägersprache zuschulden kommen ließ. So bemühten sich alle aus der Begleitung des Herzogs, in seiner Gegenwart nur waidmännische Ausdrücke zu gebrauchen.

Bei einer Rehbockjagd verletzte sich Herr Ferdinand an den Dornen einer Hecke, ein Blutstropfen floß über sein Ohr.

Da zog der Adjutant den Herzog am Rockärmel und meldete: „Durchlaucht schweißen am Löffel!"

In Hessen kennt man eine Redensart, die etwa dem Sprichwort: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!" entspricht. Da lebte einmal ein Forstrat, der während seiner Jagd auf einen Hasen bestimmt war. Leider aber ließ er es, besonders bei den Treibjagden, an der gebotenen Vorsicht fehlen.

Als Hindenburg wieder fortreiste, fragten die Dorfleute den Waldwärter, wie denn der General eigentlich aussehen habe.

„Aha," sprach der Alte freudig, „ganz so sieht er aus, wie ich mir's gedacht habe — denn aus kleingeklopften Bleistift hatte die Ladung bestanden.

Kaiser Wilhelm I. nahm an einer Jagd im Harz teil. Am Abend hielt der Gastgeber eine Rede, in der er ausführte, der Kaiser hätte dreißig Hirsche allein zur Strecke gebracht.

Da lachte der greise Fürst: „Bei euch Harzern muß es wohl nicht mit rechten Dingen zugehen. Dreißig Hirsche habe ich geschossen — und zwanzig Patronen hatte ich nur!"

*

Der alte Prinzregent Luitpold von Bayern machte einen Jagdausflug in die bayerischen Berge. Der alte Bürgermeister von Oberstdorf begleitete ihn. Nach langer Kletterei ruhten sich die beiden ein wenig aus, und der alte Bauer sprach: „Ja ja, wir werden halt jedes Jahr gscheiter und dümmer!"

Der Prinzregent lachte: „Na, na, lieber Bauer, ich bin ja auch so alt wie Sie, aber ich für meine Person merke nichts davon!"

„Das ist kein Wunder, Königliche Hoheit," bemerkte Bruch, „wir merken auch nichts, aber die anderen — die merken es!"



# Film ist Epos

Der Menschendarsteller der Deutschen Bühne, Kultursenator Friedrich Kayßler, dessen lebensnahe Darstellung in dem Film „Friesennot" stärkste Anerkennung fand, äußert sich nachstehend zu dem Thema „Gegensatz zwischen Film und Bühne".

Ein gefährlicher Irrtum war es, den stummen Film als eine Abart der Bühne anzusehen. Ein noch viel gefährlicherer Irrtum ist es, den Tonfilm als kommende Ablösung der Bühne zu deuten. Deshalb besonders gefährlich, weil die scheinbare Identität des Wortes in beiden Fällen den anfänglichen Irrtum zu einem Labyrinth von Mißverständnissen komplizieren kann.

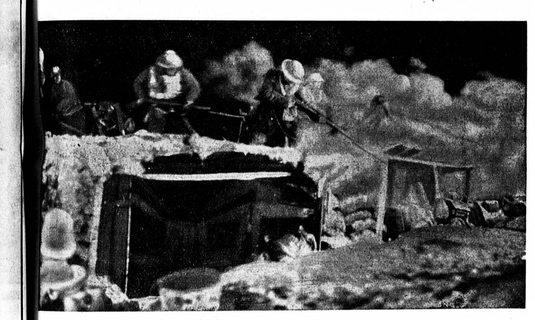
Der Film als solcher ist ein rollendes Band, technisch wie geistig aufgenommen. Er ist dem Leben selbst vergleichbar, dessen Band ohne jede Unterbrechung abrollt. Nur daß das Lebensband uns gestattet, bald Zuschauer und Zuhörer zu sein, bald selbst in das Band einzugehen und darstellend mitzuwirken, während dafür andere aus dem Band — scheinbar — entscheiden und Zuschauer, Zuhörer werden. Der tiefere Reiz des Films besteht gerade in dieser sonderbaren Aehnlichkeit, die er mit dem wirklichen Leben hat.

Es scheint so, als käme es nicht allzusehr darauf an, wo man als Zuschauer Platz nehmen soll, um den Vorgängen dieses künstlich abrollenden Lebensbandes teilzunehmen. Selbstverständlich ist es sachlich nicht gleichgültig, ob man den Anfang einer in sich geschlossenen Filmhandlung verpaßt, aber ich spreche vom Film als solchem, vom Film als künstlerisch neue Form. Es ist so, als bliebe man in irgend einer abgelegenen Straße stehen und beobachte, von unerklärlicher Neugier ergriffen, durch ein erleuchtetes Fenster ein Stück Leben. Menschen um einen Familientisch, einem Schaukrach; eine Werkstatt, einen Einsamen beim Schein einer Arbeitslampe, einer Stallaterne. Harmonie, Streit, Liebe, Haß, Qual des Suchens, Glück des Findens, Seligkeit des Einsamen. Leid der Verlassenheit: die ganze Skala menschlicher Lebensgefühle. Aber immer wie durch ein kleines Fenster gesehen. Ausschnitte, Aufleuchten und Verblassen, eine Kette von Ausblicken, von Einblicken, wenn es besonders schön war: von Augenblicken.

Die Frage nach dem Anfang und Ende ist für eine Stunde ausgelöscht, man verzichtet zu fragen: woher, wohin, man gibt sich hin dem Schauen, dem Hören, man verfolgt das rollende Band. Das ist der Film. Künstliches Lebensband in jedem Falle, künstlerisches Lebensband im Falle des Gelingens. Ein Epos, dessen Anfang und Ende nicht abzusehen ist. Aber eben ein Epos, kein Drama. Dramen sind geläuterte, zur Architektur gebaltes Leben, steil, gedrängt, Aufstieg und Absturz, ohne ein weiterher kommendes Vorher, ohne ein weithin verlaufendes Nachher. Epen sind kommende, gehende Ströme, endlose Steppen, rätselhaft bewegte Meere mit Ebbe und Flut. Auch in Epen können Dramen vorkommen: Stromschnellen, Brand in der Steppe, Sturm auf dem Meere; aber sie gleiten vorüber zwischen Vorher und Nachher: ein rollendes Band. Erstes ist das innere Wesen des Films, vorübergleitend, innehaltend bei Kleinem, an Großem, aber nirgends verhaftet, verankert zu einem festen Bau. Traumhaft leicht muß sein Wesen erhalten bleiben, wenn er seinen höheren und eigentlichen Aufgaben zugleiten soll: leicht im Sinne einer stetig erregten künstlerischen Unbeschwertheit.

Fest ist der Bau des Dramas der Bühne: Häuser, Hütten, Paläste, Dome aus Worten gefügt. Leicht fließt der Strom eines Film, nicht gebunden an feste Form, ein wanderndes Lebensband aufgefangene Bilder und Menschen, aufgefangene Laute und Worte, die sich erst in der Seele des hörenden Zuschauers zusammenfinden zu einem Ganzen, das an das Leben erinnert.

Verwechselt nicht das Drama der Bühne mit dem Epos des Films! Jedes hat seinen eigenen Zauber, aber sie berühren einander nicht. Sie haben nur eins gemeinsam: den Menschen im Geschehen, den Menschen im Darsteller.



„Im Trommelfeuer der Westfront"

Eine Szene aus dem neuen großen Kriegsfilm, der im Verleih Herzog-Film erschien und mit den Prädikaten „staatspolitisch wertvoll" und „volksbildend" ausgezeichnet wurde: **Ein Sturmangriff der Engländer.** (Herzog-Film, K.)

# „Rollende Kinos"

**Tonfilm-Erstaufführungen vor Menschen, die nie einen Film sahen**

Wir können uns heute das Leben ohne den Tonfilm nur schwer vorstellen. Trotzdem lebten beträchtliche Volksgenossen in den weiten Bezirken des stadtfreien Landes, die nie einen Tonfilm sahen und hörten. Auch diese — in einem anderen Sinne als die Großstädter — „Verlassenen" besitzen wir heute ein in das Millionenheer derer, die vor der Filmleinwand eine neue Welt erleben, auch zu ihnen in die kleinen, entlegenen Dörfer rings im Lande trägt die Arbeit der Gaufilmstelle die „neue Romantik" der tönenden Leinwand.

Mit seiner modernen Apparatur ausgerüstete Tonfilmautos rollen ununterbrochen durch die Gaue von einem kinolosen Ort zum andern. Aus einigen kleinen Erlebnissen eines Vorführers, der von Anfang an in dieser Arbeit steht, geht schlagend die Notwendigkeit solcher rollenden Kinos hervor.

In einem Dorf war zum erstenmal mit großem Erfolg ein Tonfilm aufgeführt worden. Wie sehr oft stand der Schmalfilm-Vorführungsapparat der Gaufilmstelle frei im Saale, so daß alle die aufregenden Arbeit des Vorführers beobachten konnten. Ein alter Bauer, dem die Sache besonders gefallen hatte, lud den Vorführer zu einem Glas Bier ein und meinte: „Der andere soll auch einen mittrinken, der hinter der Leinwand gesprochen hat!"

Wir wundern uns darüber, daß ein Vorführer bei Filmstellen im Zeitlupentempo immer besonders hervorhob, daß es sich hier um besonders langsam laufende Stellen handele, die die Einzelheiten der Bewegung sichtbar machen sollten. Die Erklärung: Eines Abends hatte er eine Bäurin nach ihrem Urteil gefragt, worauf die geantwortet hatte: „Der Film war schön, aber manchmal war der Apparat entweder dann ging das so langsam!"

Greta Garbo in Anna Karenina (Metro-Goldwyn, M.)

Das Kinder, selbst Jungen von zehn, zwölf Jahren auf der Kindervorstellung weglaufen wollen, weil sie die Ereignisse auf der Leinwand für gefährliche Wirklichkeit halten, ist keineswegs selten. In Hörnerkirchen, einem Dorfe in Südholstein, hatten wir Gelegenheit, die „Erstaufführung" eines Tonfilms vor den Kindern und Erwachsenen des Dorfes mitzuerleben. Schon Wochen vorher hatten Handzettel gemacht.

Als der kleine rote Wagen der Gaufilmstelle vor dem Dorfkrug vorgefahren war und die ersten Vorbereitungen — Aufstellung des Netzanschlußgerätes — begannen, wartete draußen schon die Dorfjugend auf den Beginn der Nachmittagsvorstellung. Nachdem die „tönende Leinwand" aufgestellt, der Vorführungsapparat auf dem Ausschanktisch fest aufgebaut, eine provisorische Kasse eingerichtet und der Saal notdürftig verdunkelt war, begann der „Einlaß ins Kino".

Als das Licht im Saale ausging und der Vorführer den Apparat losfurren ließ, begann für viele Kinder ein großes, nachhaltiges Erleben. Wir wollen nicht entscheiden, auf wen der Film den tiefsten Eindruck gemacht hat, auf die Dorfjugend am Nachmittag oder die bunte Zuschauergemeinschaft der Erwachsenen am Abend. Die Stimmen nach der Vorstellung, ob sie auch bei diesen vorwiegend Menschen gering genug an Zahl waren, verrieten ein großes Erleben.

Seit Jahren gehört die regelmäßige Versorgung einsamer Orte mit Filmen, damals noch stummen Filmen, zum umfangreichen Arbeitsgebiet der Gaufilmstelle.

In gewisser Hinsicht ist die Filmarbeit der Gaufilmstelle auf dem Gebiete der Versorgung des Landes mit Filmen die verantwortungsvollste, die denken läßt: sie sieht den Zuschauern gegenüber, die einen vollkommen klaren, durch keinen Großstadtkitsch angekränkelten Geschmack besitzen.

Sie gibt Anhaltspunkte für die Richtung jenes sagenhaften Volksgeschmacks, hinter den sich die Produktion so gerne die hinter einem alle Blößen verhüllenden Schirm verkriecht. Aber diese Produktion verwechselt Publikum und Volk. Wo ein gewisses „Publikum" der Städte die Nerven aufzupeitschen wünscht und Zerstreuung fordert, sucht dieses ernste Volk des Landes seelische Sammlung. Diese Menschen, die tagtäglich in der Weite ihrer Landschaft den großen, sonnenden Kräften der Natur gegenüberstehen, lehnen schweigend alles ab, was innerlich leer ist und nicht irgendeinen Sinn und irgendeine Haltung verrät. Es wäre gewiß noch besser um den deutschen Film bestellt, als es dank der Arbeit verantwortlicher Staatsstellen trotz der Verständnislosigkeit der Filmindustrie um ihn heute bestellt ist, wenn mehr und mehr das instinktive Urteil der Volksgenossen, zu denen der Tonfilm aufs Dorf kommen muß, Richtschnur der Produktion würde.

E. O. Dörries.

# Der listige Aribert

Ein eifriger, junger Zeitungsmann war aus der Provinz nach Berlin gekommen. Er interessierte sich für alles, was Kunst hieß und mit der Kunst in Zusammenhang stand. Sein brennendstes Interesse aber galt der populärsten Kunstart: dem Film. In diesem Falle freute ihn die Atelierbesichtigung ganz besonders: Aribert Wäscher war anwesen. Gedreht wurde der Film „Ein seltsamer Gast". Er hatte die Filme „Turandot", „Frischer Wind aus Kanada", „Liebe, Tod und Teufel" und „Der höhere Befehl" gesehn — immer war Wäscher als der Unsympathische erschienen. Und zu Hause hieß es allgemein, „was muß das nur für ein abscheulicher Kerl sein . . ." Warum sie wohl immer Wäscher so merkwürdige Rollen gaben, im Staatstheater war er in „Zwei Herren aus Verona" ganz anders gezeigt, als Mensch mit wunderbarem Humor, und im Film war er stets ein Mann mit schlechten Eigenschaften. Er war auf dieses Interview sehr gespannt.

„Er ist ein Gesandter der Hölle" — murmelte Wäscher grollend — „alle Interviewer soll der Teufel holen, ich mag mich nicht ausfragen lassen!" Wäscher gehört zu den Künstlern, die nicht gern über sich sprechen, die Hemmungen haben, wenn sie von sich erzählen sollen. Schließlich war der gereizte Aribert aber doch zu gutmütig, um seinen jungen Besucher so von dannen ziehen zu lassen. Und weil gerade Fasching war, hing er sich einen gewaltigen Rauschebart um, setzte sich eine Brille auf und begab sich ins Atelier. Hier stellte er sich neben den Mann aus der Fremde, sah angelegentlich in das Atelierrteiben, holte sein Notizbuch heraus und begann emsig Notizen zu machen.

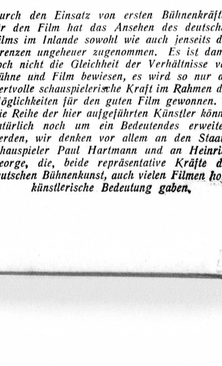
Ein weiter Gehrock verhüllte seine Gestalt, und alles sah kopfschüttelnd auf diesen „seltsamen Gast". Sein junger „Kollege" aus der Provinz sprach ihn an: „. . . sind wohl auch von der Presse?" Aribert nickte zustimmend. „Ich hätte so gern den Wäscher gesprochen, aber er läßt sich nicht sehn . . ." — „Junger Freund, wenn ich Ihnen raten darf, wünschen Sie sich nicht, ich kenne diesen Wäscher —" — „Was Sie kennen ihn, dann können Sie mir sicher manches sagen —" — „Aber mit Vergnügen!!" Aribert lachte sein bekanntes glückseliges, kicherndes Filmscheusal-Lachen: „Das ist ein ganz widerwärtiger, gräßlicher Kerl, der geborene Böse, den läßt man am besten in Ruhe!" Der Aufnahmeleiter schreit: „Herr Wäscher — wo ist denn unser „seltsamer Gast"?!" — „Hier!" ruft der „Rauschebart". Verdutzt sich lachend: „Gestatten: Wäscher, der seltsame Gast!"

# Erste Bühnenschauspieler im deutschen Film

*Gustav Gründgens, Intendant des Berliner Staatlichen Schauspiels, spielte in „Hundert Tage" den Pariser Polizeipräfekten, in „Das Mädchen Johanna" den König von Frankreich, in „Pygmalion" den Professor Higgins.*

*Staatsschauspieler Werner Kraus spielte in dem Film „York" die Titelrolle, in „Hundert Tage" Napoleon.*

*Staatsschauspieler Friedrich Kayßler ist noch aus dem Film „Friesennot" in aller Erinnerung.*



*Staatsschauspieler Theodor Loos ist allen Filmbesuchern aus zahlreichen Filmen bekannt.*

*Durch den Einsatz von ersten Bühnenkräften für den Film hat das Ansehen des deutschen Films im Inlande sowohl wie auch jenseits der Grenzen ungeheuer zugenommen. Es ist damit noch nicht die Gleichheit der Verhältnisse von Bühne und Film bewiesen, es wird so nur die wertvolle schauspielerische Kraft im Rahmen der Möglichkeiten für den guten Film gewonnen. — Die Reihe der hier aufgeführten Künstler könnte natürlich noch um ein Bedeutendes erweitert werden, wir denken vor allem an den Staatsschauspieler Paul Hartmann und an Heinrich George, die, beide repräsentative Kräfte der deutschen Bühnenkunst, auch vielen Filmen hohe künstlerische Bedeutung gaben.*

# Die entscheidende Begegnung

**Prinz Eugen bietet dem deutschen Kaiser seine Dienste an**

In seinem neuen, soeben im Verlag Holle & Co. erschienenen Roman „Eugenio von Savoy" läßt Walter von Molo den Prinzen Eugen, den Retter des Deutschen Reiches, lebendig werden. Von Ludwig XIV. für den geistlichen Stand bestimmt, flieht er aus Frankreich, um sich in Deutschland an die Seite der Kaiserlichen zu stellen. Durch seinen ungeheuren Mut und seltene strategische Begabung bringt er es bald zum General und sogar zum Reichskriegsmarschall.

In diesem Abschnitt schildert der Dichter die erste Begegnung des jungen Eugen mit dem Kaiser des Reiches in Passau.

### Reise auf einem Planwagen

In der schönen Stadt Regensburg mit der berühmt langen Brücke und dem zehn Stockwerke hohen alten Turm am Markte schloß Eugen mit einem höflichen italienischen Herrn die erste Freundschaft in Deutschland. Der Unbekannte nannte sich Graf Tarini. Auch er suchte Dienste beim Kaiser.

Alle Gasthöfe zwischen den turmverzierten Mauern und den Toren, durch die Meldereiter bestaubt auf müden Gäulen ein- und ausritten, waren überfüllt. Es war kein Quartier zu bekommen. Selbst die Geschlechtertürme und die Speicher hoben sich hoch hinaus zur letzten Dachluke von aufgeregt redenden Gesandten und Reichsboten und deren Gefolgen besetzt. Es wurde noch immer um den so dringend nötigen Waffenstillstand mit Frankreich verhandelt.

Hier war nichts zu erreichen. Eugen gewann einen Kutscher, der Würzburger Truppen, die vorausmarschierten, ihre Feuerwaffen nachfuhr. Dieser wollte ihn und seinen neuen Herrn bis dahin mitnehmen, wo der Kaiser auf seiner Flucht haltgemacht hatte.

Eugen saß mit dem italienischen Herrn rücklings auf dem mächtigen Planenwagen den vier schweren Tiroler Pferde aus dem Pinzgau flink dahinzogen und ließ seine Beine frei und fröhlich aus dem Fuhrwerk herabbaumeln. Nun war er frei.

Eugen sah wieder die Hügeln, wie aus Stein gehauenen Laubengänge des schönen Dominikanerklosters vor sich, in dem um Krieg oder Frieden gefeilscht wurde. Ordnungslos war das Gewirre der kaiserlichen Sendboten auf den Treppen und in den Sälen gewesen. In unabsehbaren Scharen umschwärmten sie den Vertreter Frankreichs, den Grafen von Crequy, stritten mit ihm und baten zugleich jammervoll um Frieden.

Rauschend floß die Donau neben der Landstraße einher. Auf ihrem grünlichen Rücken glitten Schiffe mit Soldaten, von denen jeder anders gekleidet war. Viele Flöße führten flußabwärts, auf denen Kriegsmaterial nach dem Osten geschafft wurde; jedes Schiff ließ einen anderen Wimpel im Winde wehen.

Im Holpern und Kreischen der Wagenräder vernahm Eugen eine herrliche Melodie: Der Feind ist nah' — der Krieg fängt an — das Wasser fließt zum Flußmeer hin — ich kann es nicht verfehlen . . . Laut und hart schlug sein Herz.

### Schach dem Kaiser

Gewährte Paris dem Kaiser eine Atempause? Was waren die Absichten des Königs? Er behielt auf jeden Fall alles bisher eroberte deutsche Land. Ihn umgab der Rhein und die Güte, wenn er ritterlich seine Waffen stillstehen ließ, damit sich kein christlicher Gegner der Heiden erwehre, die er ihm ins Land gerufen hatte.

Es war, so oder so, ein groß gewonnenes Spiel: Entweder wurden die Kaiserlichen von den Türken geschlagen, dann war alles aus und der Sieg wurden für den Entscheidungskampf mit Frankreich furchtbar geschwächt; der Sieg schien Frankreich bei jedem Ausgange sicher.

Eugen stellte seine Zähne auseinander. Er erkannte, daß sein Handeln ihn in die Mitte einer gewaltigen Entscheidung gestellt hatte, deren Ausgang sein ganzes Leben bestimmte.

Der Kaiser war bis an den Rand seiner bedrohten Erblande geflohen. Sein Reich bestand aus einer Unmenge selbständiger Staaten. In allen wurde deutsch gesprochen, sie waren in ihren Flächen und Bevölkerungszahlen zusammen viel größer als Frankreich, aber jedes Gebiet hatte eine andere Regierung, einen eigenen Fürsten und gehörte sich, als wäre es allein so groß und stark wie Frankreich.

Auf seiner Flucht sollte der Kaiser von seinen eigenen Bauern bedroht worden sein. Alles, was Rang oder Namen oder Vermögen besaß, hatte sich aus Wien davongemacht, um sich in Sicherheit zu bringen; sechs Stunden sollte der Zug der über die Donaubrücken davonrollenden Fuhrwerke gedauert haben. Die deutschen Damen hatten es nicht verschmäht, neben den Salonen auf den Hinterbrettern der Kutschen zu stehen, nur um nicht in die Hände der Unglücksjagen zu fallen oder die Schrecken einer Belagerung der kaiserlichen Residenz durchzumachen.

Als die Leibwache des Kaisers aufrührerische Bauern, die ihn wegen seiner Flucht schalten, abtrieb und in sie hinein Feuer geben wollte, sollte er es verhindert und gesagt haben: „Nicht doch. Jede Beunruhigung kommt von Gott. Laßt sie gewähren, Gott wird mir helfen, wenn er will."

Dieser Ausspruch bekräftigte Eugen noch mehr als das Verwundende, daß hierzulande anscheinend nur der recht, der zu arm war, sich die Mittel zur Flucht zu verschaffen. Er sann nach und grübelte, warum das so sei . . . Die voneinander stark abweichenden Ausbildungsregeln der verschieden ausgerüsteten Kontingente mußten der deutschen Heerführung große Nachteile verursachen. In Frankreich befahl nur der König und sonst niemand; hier sollte der Oberbefehl andauernd wechseln, damit jeder Fürst einmal daran kam. Ein jeder fühlte sich also berechtigt, dem anderen zu kommandieren.

### Ankunft in Passau

Der Fuhrmann wendete sich um und rief fröhlich: „Da ist Passau."

Tarini übersetzte; sie sahen eine andere Stadt vor sich. „Jetzt könnt Ihr Euer Glück versuchen", sagte der Fuhrmann.

Sie stiegen ab und wollten bezahlen, aber dies verweigerte der Kutscher: „Weil Ihr für meinen Kaiser fechten wollt, nehme ich nichts."

Da schüttelte ihm Eugen herzlich dankbar die Hand und verstand nun erst recht nicht, warum der Kaiser Geld im Auslande für die Soldaten seiner Fürsten aufnehmen mußte damit er ihre Länder beschützen durfte.

Neben vielen schönen und farbig bemalten Häusern sah Eugen einen wundervollen Dom aufragen. Der war wie ein einziger gegen den Himmel gestellter, kunstvoll geschnitzter Stein. Der sich in den glatten Wasser des nun ruhig dahinfließenden Stromes spiegelte, in den jedoch bald darnach, nahe einem hochstehenden Schlosse, ein schnelles Gebirgswasser heftig südrend einfloß.

Er entschloß sich, als erstes den greisen Schwager seiner Tante in Paris aufzusuchen. Er ließ sich bei ihm anmelden. Er wurde sogleich vorgelassen und hörte überrascht, daß die verwittwete Markgräfin von Baden ihn durch einen reitenden Eilboten wärmstens empfohlen habe.

Verärgert blickte Eugen drein. Der beleibte Marschall, der der oberste Beamte des Reiches und auch Dompropst der Stadt Paderborn war, betrachtete mit seinen rotgeränderten kleinen Augen mißtrauisch, ohne große Anteilnahme, den jugendlichen Verwandten. Er fand wohl, daß er keine Schönheit und keine Kraft sei, von der viel zu erwarten wäre, aber es war immerhin ein Prinz aus einem regierenden Hause. „Waren Sie schon bei dem Gesandten Ihres italienischen Vetters?", fragte er in französischer Sprache.

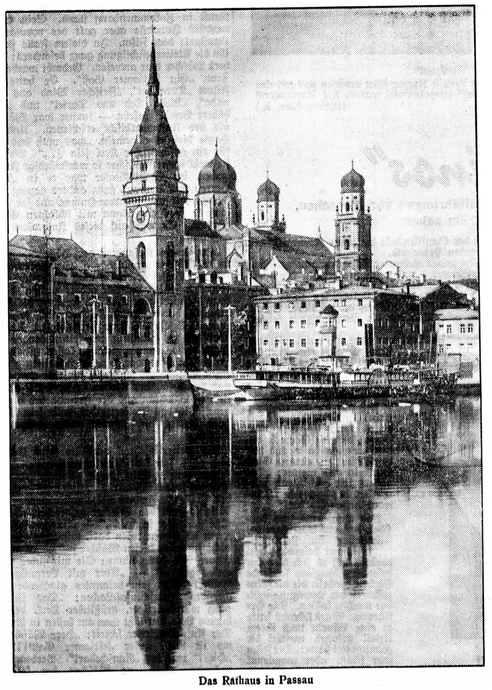
Eugen erwiderte, er hielte wenig von seinen Verwandten in Savoyen, die nie wüßten, ob sie mehr vor dem König in Paris oder vor dem Kaiser in Wien kriechen sollten.

„Seine Majestät sieht leider nicht gern einen Franzosen, mein Prinz", sprach der Kriegsratspräsident des Reiches.

Wie ein greller Blitz war es vor Eugen; namenlose Verzweiflung blieb zurück. Er war für den Kaiser ein Reichsfeind. Ganz richtig. Aber er hatte sich das noch nicht überlegt. Ihm fiel hier alles zur Last, was sie mit Recht oder mit Unrecht Ludwig XIV. vorwerfen.

„Sie werden diese Einstellung unserer Majestät nach den Handlungen Ihres Königs verstehen, mein Prinz", wiederholte der Schwager seiner leidhaften Tante.

Was war, wenn ihn der Kaiser ablehnte? Was machte er dann?



Das Rathaus in Passau

Schräg standen die Sonnenstrahlen in den Fenstern, die Kirchenglocken begannen zu läuten, es ging gegen den Abend. Schwalben glitten in den Lüften vorbei und schwangen sich zwitschernd hoch empor; er atmete auf. Das war Bekanntes und Vertrautes.

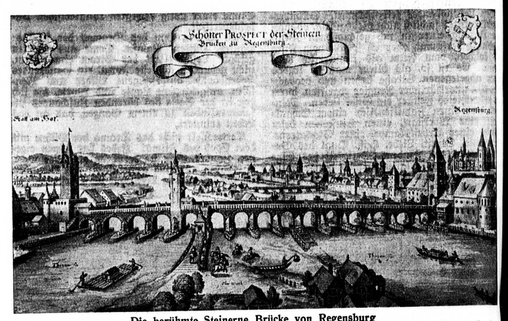
### Vor seiner Majestät

Daheim hatte er zum Hofe gehört, hier war er nur ein kläglicher Bittsteller, der nicht zu fordern hatte. Wenn die in Paris ihn jetzt sähen! Flammend rot wurde sein abgezehrtes Antlitz. Er hob den Kopf und sah trotzig den alten kaiserlichen Marschall an. Auch der war mit seiner Musterung zu Ende.

„Kommen Sie", sagte er und erhob sich bedächtigen. „Ich führe Sie zu Seiner Majestät."

Ging das hier so schnell? Darauf war er nicht vorbereitet.

„Seine Majestät gibt in solchen Sachen wenig auf Aeußerlichkeiten, mein Prinz", erklärte der alte Herr, „aber achten Sie streng auf die Form ihm gegenüber."




Die berühmte Steinerne Brücke von Regensburg über die der Prinz Eugen als französischer Landesflüchtling zum deutschen Kaiser eilte. (Nach einem alten Stich)

Bilder (2) Archiv des 7. Tages

Wie im Traume folgte er, zum Letzten entschlossen, durch weite, dämmerige Klostergänge mit dicken Säulen. Es schien hierzulande üblich zu sein, daß sich die Regierenden hinter Klostermauern vor der Welt versperrten. Er vernahm: „Sprechen Sie ganz aufrichtig." Sie betraten ein Zimmer, dann mußte er sich hastig verbeugen.

Flüchtig hatte er eine schmächtige Gestalt in dunkler Kleidung, die auf einem Sessel saß, vor sich erschaut. Ehrerbietig brachte der Markgraf sein Anliegen vor. Er sprach kühl und sachlich, unbeteiligt, und nun war er zu Ende.

Es blieb still in dem großen halbdunklen Klosterzimmer. Nach einer Weile hörte Eugen nahe vor sich unentschlossen und hilflos eine müde Stimme sagen: „Ja, ja, das ist wieder so eine Sache."

Er schielte vorsichtig auf und sah traurige, verschleierte Augen in einem blutleeren Antlitz in dem unter einem dunklen Schnurrbart ein schlaffer Mund war. Breit wie ein roter Lappen hing die Unterlippe nieder.

Der Kaiser, der von unscheinbarer Gestalt war, sah in enganliegender spanischer Tracht, den Hut auf dem Kopfe. Der Orden des Goldenen Vließes an kunstvoll gearbeiteter Goldkette lag auf seinem kleinen weißen Spitzenkragen.

„Eure Majestät", begann Eugen mit weithallender Stimme auf italienisch; er wollte hier nicht französisch reden, „lassen Sie mich in Ihrer Armee beweisen, was mir in Paris hartherzig verweigert wurde."

Unbeweglich blieben des Kaisers trübe Augen; sie sahen schmerzlich zur Seite, vorwurfsvoll, daß die Welt so schwer zu durchschauen war und ihm die Menschen in Frankreich, denen man allen nicht vertrauen konnte, so viel Harm bereiteten.

Unerwartet empfand Eugen Scham und Ekel vor sich selbst. Er hatte sich also nicht geirrt, als er sich vor dem Kaiser verneigte. Er war ein Verräter, ein Abtrünniger, ein Feind seines Vaterlandes, ein Ehrloser, ein Schuft.

Er hatte sich nicht geirrt, als er sich vor dem Kaiser verneigte. Er war ein Verräter, ein Abtrünniger, ein Feind seines Vaterlandes, ein Ehrloser, ein Schuft.

Er hatte sich nicht geirrt, als er sich vor dem Kaiser verneigte. Er war ein Verräter, ein Abtrünniger, ein Feind seines Vaterlandes, ein Ehrloser, ein Schuft.

Er hatte sich nicht geirrt, als er sich vor dem Kaiser verneigte. Er war ein Verräter, ein Abtrünniger, ein Feind seines Vaterlandes, ein Ehrloser, ein Schuft.

Er hatte sich nicht geirrt, als er sich vor dem Kaiser verneigte. Er war ein Verräter, ein Abtrünniger, ein Feind seines Vaterlandes, ein Ehrloser, ein Schuft.

Er hatte sich nicht geirrt, als er sich vor dem Kaiser verneigte. Er war ein Verräter, ein Abtrünniger, ein Feind seines Vaterlandes, ein Ehrloser, ein Schuft.

Er hatte sich nicht geirrt, als er sich vor dem Kaiser verneigte. Er war ein Verräter, ein Abtrünniger, ein Feind seines Vaterlandes, ein Ehrloser, ein Schuft.

Er hatte sich nicht geirrt, als er sich vor dem Kaiser verneigte. Er war ein Verräter, ein Abtrünniger, ein Feind seines Vaterlandes, ein Ehrloser, ein Schuft.



# Welt der Frau

## Aufhören können zur rechten Zeit

Als wir noch kleine Kinder waren, haben wir uns oft über die weisen Mahnungen aller Onkel und Tanten geärgert. Fast, wenn wir bei Tisch im besten Zuge waren, dann erhoben sie drohend und mahnend den Zeigefinger und sagten: „Ihr müßt aufhören, Kinder, wenn es euch gerade am besten schmeckt." Ach, solche Mahnungen schlugen wir damals in den Wind, zu einem Ohr ging's herein, zum andern hinaus. Als wir größer wurden, lernten wir dann von selbst, daß doch ein Körnchen Wahrheit in dem Satz aller weisen Erzieher steckte. Denn wie jedes Stück Kuchen bitter schmeckt, wenn man satt ist, erscheint jede Lebensfreude schal und öde, wenn man ein gewisses Maß überschreitet. Und diese Grenze richtig zu erkennen, das ist eine Lebenskunst, die wir lernen müssen. Denn auch das weiß man mit den Jahren: die kleinen und großen Freuden des Lebens sind nicht so reich gesät, daß man sie nicht auskosten sollte, solange und so gut es geht.

Aufhören können zur rechten Zeit! Nicht mehr scheinen wollen, als man ist. Denn einmal hört es auf, das Jungsein und das Schönsein. Einmal wird es der grauen Haare so viele geben, daß man sie nicht mehr einzeln auszählen kann. Einmal wird die Zeit kommen, wo es flüger ist, ein schönes dunkles Kleid anzuziehen als im hellgeblümten Seidengewand etwas vorkünschen zu wollen, das nicht mehr da ist. Einmal wird das Entzücken der anderen nicht mehr uns gelten, sondern unseren Töchtern. Das ist der Welt Lauf. Eine Kunst und eine Frage der Klugheit ist es, zur rechten Zeit das Rechte zu erkennen.

Denn wir werden nicht immer an dem Tage, an dem wir einsehen, daß Jugend und Schönheit aufhören und wir eine Grenze überschreiten. Wir werden nur reicher, indem wir es verstehen. Denn das alles sind ja äußere Dinge, und auf die seelische Haltung kommt es an, die innere Tiefe. Und da gibt es so manches, mit dem wir nie aufhören brauchen. Das ist vor allem die Liebe und Sorge um unsere Kinder.

„Die Liebe hört nimmer auf!" Sie wächst mit den Jahren, und ihr Angesicht verschönt sich mit zunehmendem Alter. Die Liebe wird auch nicht ärmer am Schwerschenken. Wo sie abgibt, da empfängt sie doppelt zurück. Wir sind Mütter, wenn unsere Kinder klein sind und all unsere Kraft und Sorge und Liebesbereitschaft nötig haben. Wir bleiben Mütter, wenn unsere Söhne und Töchter erwachsen sind, vor uns stehen als Männer und Frauen. Immer sind sie unsere Kinder. Wir bleiben Mütter, wenn die Kinder unserer Kinder uns Großmutter nennen. Und dann erst recht. Denn Töchter beginnen ihre Mütter erst richtig zu verstehen, wenn sie selbst Kinder haben. Dann möchten sie alle Liebe an die alternde Mutter zurückgeben, über die sie in den Jahren der Reife gelächelt und die sie oft als lästig empfanden.

Wenn uns in unseren Enkelkindern die eigenen wieder erstehen, dann fängt das Leben noch einmal wieder an, eine neue Jugend, übersonnt von Reife und Frieden. Das muß schön sein, noch einmal Liebe überreich verschenken zu dürfen, kleinen Menschenwesen das Tor zu allem Guten und Schönen aufmachen zu dürfen. Und nichts stört uns dann noch, keine Sorge und Leidenschaft junger Jahre. Nein, hier brauchen wir nicht aufzuhören! Hier gibt es keine Grenze. Hier gibt es keine Sorge, die ängstlich bemüht die rechte Zeit erkennen muß, um aufzuhören. Mutterliebe hört nimmer auf.

Deshalb bleiben die richtigen Mütter innerlich jung. Niemand auf der Welt versteht sich so gut wie Großeltern und Enkelkinder. Weil sich hier der Kreislauf schließt. Das Alter neigt sich dem Kinde wieder zu, denn am Ende der Lebensstraße müssen wir alle wieder Kinder werden, weil wir vor Gott alle nur Kinder sind.

Aufhören können zur rechten Zeit. Alles hört einmal auf, Jugend und Schönheit, Reichtum und Gesundheit, ja, das Leben selbst rinnt dahin und ist einmal zu Ende. Nur die Liebe der Mutter zu ihren Kindern nicht, denn sie kommt von Gott und ist ewig.

Maria Hey.

## Unser Schmerzenskind, der Fußboden

**Sachgemäße Pflege beim Großreinemachen — Belag und Parkett**

Ein besonderes Schmerzenskind im Haushalt ist der Fußboden. Wohl wird er bei den täglichen Arbeiten mit Besen und Tuch behandelt, aber wenn das große Scheuerfest kommt, will er noch eine besondere Pflege haben. Ist er doch der am stärksten strapazierte Teil der Wohnung, der daher ein Recht auf gute Pflege hat.

In den Wirtschaftsräumen finden wir meistens einen steinernen Fußboden. Der Belag besteht aus Steinholz, Terrazzo oder Fliesen. Diesen Baustoffen sieht man mit Schrubber und warmer Seifenlauge zu Leibe. Will man grobe Schmutzflecke wie etwa Tinte oder Farbe entfernen, so soll man sich hüten, scharfe Säuren wie Salzsäure oder Sandpapier zu Hilfe zu nehmen. Terpentin hilft in den meisten Fällen, wenn nicht, dann versuche mit einem starken den Fleck wegzureiben. Die Musterung des Terrazzobodens läßt leicht jede kleinere Verunreinigung verschwinden, auch auf dem Steinholzfußboden stört ein blasser Farbenklex nicht sehr. Dagegen sind die Fliesen sehr empfindlich gegen Flecken, aber mit einer guten Scheuerbürste lassen sich hier Wunder vollbringen. Entdeckt man in den Fliesen undichte Fugen oder gesprungene Platten, so zögere man nicht, einen Fachmann zu rufen, der in kurzer Zeit, aber mit geeigneten Mitteln die Fugen schließt oder die schadhaften Platten ersetzt. Diese Erneuerung ist nötig, um ein Eindringen von Feuchtigkeit unter die Platten zu verhüten.

Sehr verbreitet ist auch das Linoleum als Fußbodenbelag im Haushalt. Nicht nur auf Fluren und Treppen, sondern auch in Schlafund Kinderzimmern ist es zu finden. Dem Linoleum verwandt sind Stragula und Balatum, die jedoch nicht aufgeklebt, sondern nur ausgelegt werden. Beim Reinemachen müssen letztere also hochgenommen werden. Alle diese Bodenbeläge werden heute fast ausschließlich mit Bohnerwachs behandelt. Vor dem Auftragen neuer Wachse muß der Boden natürlich völlig gereinigt werden. Ein Besen reicht dazu oft nicht aus, sondern gründliches Aufwischen mit warmem Seifenwasser, das alle Fette löst, ist als Vorbehandlung erforderlich. Beim Auftragen des neuen Wachses kommt es nicht darauf an, recht viel einzuschmieren. Der gewünschte Glanz hängt vielmehr außer von der Güte des Wachses von der Feinheit des Auftragens ab. Es gibt heute Auftrager, die einen Bügel haben, in den ein Stiel paßt, in den größere Mengen von Wachs aufgewickelt werden. Verwendet man plastisches Wachs, so genügt eine kleine Drehung des Stieles, um an der Einstellplatte eine kleine Menge Wachs austreten zu lassen. Bei Benutzung von flüssigem Wachs sorgt eine durch Hebel bedienbare Düse für die Verteilung des Wachses. Die Hausfrau braucht also nicht mehr auf den Knien durch die Zimmer zu rutschen, um die Böden einzuwachsen. Das Polieren erfolgt in der bekannten Weise durch Bohnerlappen mit aufgelegtem Filzstück oder Lammfell.

Aber das Sorgenkind Parkett! Stab- und Tafelboden sind ebenso wie die mit Lasuren Dielen belegten Böden zwar auch der Stolz der Hausfrau, aber auch oft eine Quelle beständigen Kummers. Wer lasierte Böden hat, dem acht es noch am besten. Der lackierte Naturton verbittet jeden Angriff der Holzsäfer, und eine regelmäßige Pflege mit dem Bohnerbesen hält diese Böden Jahre lang frisch. Dagegen ist das Parkett gegen schlechte Behandlung sehr empfindlich. Und wie viele Frauen müssen sich vergeblich um ihr Parkett, weil der vorhergehende Mieter es an der Sorgfalt hat fehlen lassen. Wo einmal Parkett mit Wasser oder Oel behandelt wurde, ist alle Mühe vergeblich. Auch das Abziehen müßte nur vorsichtig geschehen, weil Oel stets wieder von unten aus dem Holz emporsteigt und es genau färbt. — Einzelne Flecke entfernt man mit einem Stückchen feinem Sandpapier oder mit einem Sandabziehpapier rot. In diesen finden übrigens die verbrauchten Rasierklingen der Ehemänner nutzbringende Verwendung! Als Stielgeräte eignen sich diese Macher auch zur Bearbeitung ganzer Zimmer. Stahlwolle ist meistens nicht am Platze, weil sie in das Holz tiefe Rillen reißt, die die Oberfläche rauh machen. Außerdem ist die Bearbeitung einer größeren Fläche mit Stahlwolle keine Arbeit für eine Frau. Als Gegenmittel gegen trocknende Parkettböden wird oft das Einreiben von Oel in die Ritzen empfohlen. Vorsicht mit diesem „Hausmittel"! Mit reinstem Leinöl kann man Abhilfe versuchen, sicherer aber ist es, den Boden daraufhin überprüfen zu lassen, ob es Stäbe oder Platten auch auf fester Unterlage ruhen. Denn liegt diese sich nicht durch, dann tun es die eichenen Parkettstäbe erst recht nicht. Die Behandlung von Parkett mit chemischen Mitteln führt auch oft zu guten Erfolgen, falls nicht der Boden durch allzustarke Vernachlässigung hoffnungslos grau geworden ist. Bei der Anwendung der chemischen Reinigungsmittel ist wegen der dabei vorhandenen Feuersgefahr Vorsicht geboten. Oft befinden sich Aether und Benzine als Lösungsmittel darin.

Gertrud Hubricht.

**Inge List**
**als Zofe der Anna Demidow in dem Film „Die Leuchter des Kaisers"** (Foto Tobis-Rota)

## Frauen im Film

## Frühjahrskur mit Sauerkraut

„Denn nur der ist klug und weise,
der auf die Gesundheit schaut!
Denk' an die Speise
und iß täglich Sauerkraut!"

Kein Geringerer als Altvater Busch zeigt sich so als durchaus moderner Ernährungswissenschaftler, obgleich er von „Vitaminen", die sich reichlich im Sauerkraut summeln, bestimmt noch nichts gewußt hat. Aber wie recht hat er, die im Sauerkraut enthaltene Milchsäure ist ein hervorragendes Mittel zur Reinigung unserer Körpersäfte von den winterlichen Schlacken.

Ob roh oder gekocht genossen, immer ist Sauerkraut wertvoll. Für wenig Pfennige kauft es der Berufsmensch, klopft es zwischen zwei Tüchern mit einem Holz „mürbe", tägt nach Geschmack Zitronensaft und Zucker oder gar Apfelmus oder Preiselbeeren darunter, auch ein Gläschen deutscher Apfelmost befriedigt den Feinschmecker — und ißt eine Roggenbrotschnitte dazu. Noch einfacher ist es, zum Butterbrot ein Glas Sauerkrautbrühe zu trinken, und zwar auf Empfehlung des allbekannten Pfarrers Kneipp — als Morgentrunk; es ist das gesündeste Mittel, durch die natürliche Milchsäure den Darm zu desinfizieren. Zum Frühstück an der außerhäuslichen Arbeitsstätte wird im Vorübergehen beim Händler ein halbes Pfund Sauerkraut erstanden und zum Brot verzehrt; es ist auch ohne Zusätze erfrischend und erfüllt seinen gesundheitlichen Zweck.

Unzählige Gerichte aus gekochtem Sauerkraut kennt die Hausfrau, um es für Erwachsene oder Kinder schmackhaft zu machen. Als Beigabe zu vielerlei Fleischspeisen eignet es sich ebenso gut wie zu Fischgerichten. Bei der Restewendung nimmt es als Auflauf im Verbindung mit Mürbeteig oder Reisbäcke einen wichtigen Platz ein. Willig läßt es sich als Hauptgericht reichen, wenn die Frühjahrskartoffeln anfangen zu sprießen. Ein guter Vorzug unserer Sauerkraut-Erneuerungskur ist seine Preiswürdigkeit, die ihm neben seinem guten Geschmack sowohl die einfachste als auch die feinste Küche erschließt.

Zum Schluß noch eine wenig bekannte Feststellung: 60 Fässer Sauerkraut nahm „Gorf" auf seiner Weltumseglung mit, und er behauptet, damit die Gesundheit seiner Mannschaft während der Reisezeit von 3 Jahren und 18 Tagen mitverhalten zu haben. Das bösartige Auftreten des Skorbut bei den zaristischen Truppen während des siebenjährigen Krieges wird auf das Fehlen von Sauerkraut zurückgeführt. Wenn man mit solch' einfacher und noch dazu preiswerter und angenehmer Frühlingskur „dem alten Adam" zu Leibe gehen kann, sollte sich da nicht jeder sagen: Iß Sauerkraut und du bleibst gesund!

Ch. H.

## Rund um das Osterei

Die Herstellung bunter Ostereier macht jedesmal zur Osterzeit unser Heim zu einer kleinen Werkstatt. Es ist eine alte, ostpreußische Sitte, die Ostereier, die man verschenkt, selbst irgendwie zu schmücken und zu verzieren. Seit altersher geschieht es auf die einfachste Weise durch Färben. Das älteste Rezept ist wohl das, die Eier mit Zwiebelschalen zusammen zu kochen, wodurch sie einen schönen, rötlich-braunen Ton annehmen. Heute hat man in jeder Farbennuance sogenannte Eierfarben, die in gleicher Weise verwendet werden und die Ostereier mit den leichtesten Farbtönen versehen. Mit dieser Eierfärbung hat man sich natürlich nicht lange begnügt. Wer ein wenig mit Farbe umzugehen weiß und einen Pinsel regieren kann, hat die Eier mit Farbe und Pinsel bearbeitet. Da gibt es schon verschiedene Möglichkeiten, den Pinsel zum Farbenauftrag zu benutzen. Man kann die Eier mit Farbflecken einfach nur betupfen. Die auseinanderspritzenden Pinselborsten geben beim Aufspupfen sehr reizvolle Schmuckformen, wie es der Zufall fügt. Natürlich kann man die Eier auch richtig bemalen. Jede Art von Ornamentik eignet sich dazu. Bevor man aber die Eier auf diese Weise ausschmückt, muß man sie mit Spiritus oder Benzin ein wenig abreiben, damit die Fettigkeit der Eierschale entfernt wird, da sonst die Farbe schlecht haftet.

Auch die Technik des Aufspritzens, die in der Wirkung ein gesprenkeltes Ei ergibt, ist einfach und reizvoll. Einen besonderen Effekt ergibt das Eintauchen des Eies in ein Farbbad. Hierzu ist nur nötig, daß man das Ei nicht ganz, sondern nur bis zur Hälfte gefüllt ist und das mit nur den unteren Teil des eingetauchten Eies anfärbt. Nach dem Trocknen wird das Ei wieder eingetaucht, und zwar um 1 cm tiefer in die Farbflüssigkeit, wodurch sich der zuerst gefärbte Teil dunkler gestaltet als der neu aufgetragene. Man fährt in dieser Weise drei bis viermal fort und erhält dadurch ein Ei, das bandartige Querstreifen im gleichen Ton hat, wobei aber eine stufenweise Vertiefung des Tones stattgefunden hat. Es ist empfehlenswert, die Kuppe des Eies dann in der hellsten Tonnuance zu halten, wodurch ein schöner Abschluß entsteht. Sehr hübsch wirkt ein auf das Ei aufgemaltes oder aufgeklebtes Monogramm. Damit kommen wir zu einer weiteren Technik: das Ei läßt sich mit kunstem Seidenpapier wundervoll ornamentieren. Schneidet man ½ cm breiten Streifen aus buntem Seidenpapier, klebt ihn auf und läßt ihn sich selbst um das Ei herumwickeln, so wird man die seltsame Entdeckung machen, daß dieser Streifen immer wieder zu seinem Anfangspunkt zurückkehrt. Setzt man verschiedenfarbige Streifen an verschiedenen Stellen und in verschiedener Richtung an, so entsteht von selbst eine streifige Bemalterung zufälliger und höchst origineller Art.

Daß die Form des Eies auch dazu reizt, es einfach als Kopf auszugestalten und auf seine Schauseite ein Gesicht aufzuzeichnen oder aufzumalen, führt zu weiteren Experimenten. Einfallsreiche Köpfe haben die Eiselstalt dazu benutzt, um das Osterei zu „maskieren". So hat sich das Ei vielerlei Verwandlungen und Umwandlungen gefallen lassen müssen. Da es dem Vogelei in seiner Gestalt sehr ähnlich ist, hat man Ostereier in Federvieh verwandelt. Natürlich war es dazu nötig, ein kleines Gestell zu schaffen, um die Beine zur Geltung zu bringen. Man machte aus diesem Grunde ein kleines Drahtgestell zu einer Art Eierbecher, in dem die Eier waagerecht eingelagert sind. Groteske Erscheinungen merkwürdigster Art zeigen Eierviekler, bei denen sich die Hühnereier in sonderbare Tiere verwandeln. Auch bestimmte Tiere haben Körperformen, die sich durch ein Ei gut wiedergeben lassen. Da denken wir zunächst an unsere Glückschweinchen. Ein rosarot gefärbtes Hühnerei mit einer Tüte, die als Kopf angeklebt ist und deren Spitze gekappt wurde, um sie einer Schweineschnauze ähnlich zu machen, genügt beinahe, um die Verwandlung herbeizuführen. Das Ringelschwänzchen aus einem Papierstreifen, vier Beinchen unter das Ei geklebt — aus einer alten Postkarte geschnitten — genügt, um die Verwandlung zu bewirken. Noch einfacher entsteht eine kleine, weiße Maus. Die kleine Papiertüte als Kopf und ein Wollfaden als Schwanz angeklebt, genügen völlig, das Tierchen darzustellen.

Alle die hier besprochenen Ausschmückungsarten und Gestaltungsversuche, die das Osterei aus seinem Alltag herausheben, entstanden in Heimarbeit. Natürlich hat sich auch die Industrie des Ostereies schon seit langen Zeiten bemächtigt. Aber alle diese „Wunder" der Technik können das eigengearbeitete Osterei nicht schlagen. Das „selbstgemachte" Osterei schafft dem Beschenkten und dem Schenkenden Freude.

Ursula Scherz.

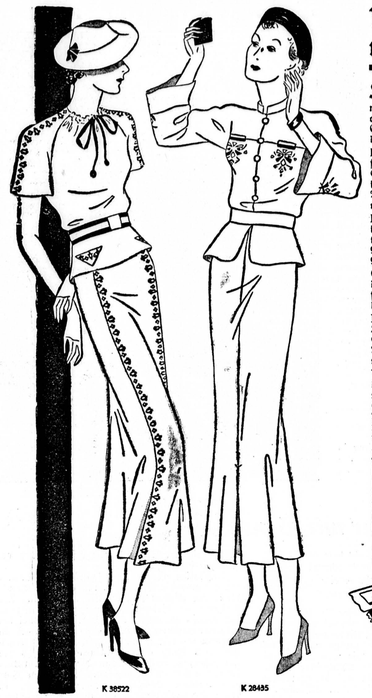
### Wie man bunte Ostereier hübsch aufstellen kann

Die Ostereier, die wir uns selbst in feinen Farben und Mustern eingefärbt haben, sollen in ihrem Jahre nicht in den üblichen Eierbechern stehen. Sie bekommen einen hübschen kleinen Papierständer. Aus einem Stück Pappe, das vorher mit farbigem Glanzpapier bezogen wurde, schneiden wir kleine Quadrate, in die Kreuze eingeschnitten werden (1). Wir drücken die vier so entstandenen Ecken in der Mitte hoch (2) und stellen das Ei hinein (3). Die Pappstückchen kann man auch mit verschieden farbigem Papier beziehen oder mit Deckfarben bemalen. Die Papprollen von Glanzpapier eignen sich auch sehr gut zu Ostereierständern. Sie werden durch Bemalen oder Bekleben mit Buntpapier verziert.

(Deike-M.)

# Blusen und Jäckchen mit Handstickerei

Zeichnungen: v. Drabuscht



K 38522 K 28435

Kleine modische Stickereien finden wir wieder an der sommerlichen Kleidung. Oft sind es nur einzelne Motive am Gürtel, an den Ärmeln oder auf den Taschen, die einem Kleid seine Eigenart geben und sich sehr gut in das modische Bild unserer Sommerkleider einfügen.

**K 38522.** Schmale Kante in dreifarbiger Kreuzstichstickerei ziert das einfache Leinenkleid, dessen Schoßteilchen auch als Bluse getragen werden kann. Erforderlich: 3,65 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite. Beyer-Abplättmuster Nr. 91156/II erhältl.

**K 28435.** Nachmittagskleid aus hellem Mattkrepp, dessen Schoßbluse mit farbigen Motiven in Handstickerei belebt ist. Erford.: 3 m Stoff, 96 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 84 und 92 cm Oberw. Beyer-Abplättm. Nr. 11566/I.

Ein einfaches Sommerkleid kann man durch den schwarzen Ledergürtel mit aufgesteppten farbigen Lederblumen sehr wirkungsvoll beleben. Beyer-Abplättmuster Nr. 11525/II erhältl.

**B 38552.** Die Westenbluse aus naturfarbenem Leinen belebt man mit einer breiten Kante in Spann-, Stiel- und Schlingstichstickerei. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite. Beyer-Abplättmuster Nr. 11563/II erhältl.

**V 38551.** Jugendliche Weste aus Rohleinen, dicht bestickt mit bunten Streublumenmotiven und vorn mit einer farbigen Kordel verschnürt. Erforderlich: 60 cm Stoff von 80 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite. Beyer-Abplättmuster Nr. 11562/II.

**V 38504.** Über einem hellen Sommerkleid trägt man das ratzende ärmellose Jäckchen aus grünem Wollstoff, dessen hellbekleidete Revers u. Taschenklappen bunt bestickt werden. Dazu passend der bestickte, vorn verschnürte Gürtel. Erf.: 65 cm Stoff, 95 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Obw. Beyer-Abplättmuster Nr. 11531/II.

**B 28351.** Originelle Jacke aus hellem Tuch im bayrischen Stil. Applizierte Blätter u. Motive aus Volkskunststoff. Im Rücken handgesticktes Motiv. Erf.: 1,20 m Stoff, 130 cm br. Bunte Beyer-Schn. f. 88 u. 96 cm Obw. Beyer-Abplättm. Nr. 11527/0.

B 38552



V 38551



V 38504

B 28351



# Süße Dinge aus Apfelsinen

Die Apfelsinen sind wieder da, und es ist geraten, diese Zeit zu nutzen und die köstliche Frucht zur Herstellung von allerlei Süßspeisen, Marmeladen und dergleichen zu verwenden.

**Apfelsinensaft.** Acht Apfelsinen werden mit feuchtem Tuch abgerieben. Hierauf reibt man mit Stückenzucker das Gelbe der Schale ab und legt den Zucker (im ganzen vier Pfund) in ein Gefäß. Man schneidet nun die Apfelsinen durch und preßt mit einer Zitronenpresse den Saft aus, den man über den Zucker gießt. Man siebt ferner den Saft von drei Zitronen hinzu. Hierauf gibt man zwei Liter frisches Wasser dazu und rührt den Saft etwa zwei Stunden. Er muß dann bis zum folgenden Tage stehen, wird durchgeseiht, in Flaschen gefüllt, verkorkt und mit Harz oder Lack verschlossen. Hält sich sehr gut und lange.

**Eingemachte Apfelsinenschale.** Apfelsinenschalen legt man für etwa vier Tage in kaltes Wasser, muß aber das Wasser in dieser Zeit etwa dreimal wechseln. Die Schalen werden hierauf in reichlich Wasser weich gekocht, worauf man das Wasser abgießt und die Schalen abtropfen läßt. Sie werden nun gewogen. Das gleiche Gewicht in Zucker und $^{3}/_{10}$ Liter Wasser auf jedes Kilo Zucker werden aufgekocht, worauf man die Apfelsinenschalen hineingibt und sie kochen läßt, bis sie durchsichtig aussehen. Man schichtet die Schalen in Einmachgläsern, kocht wenn nötig die Zuckerlösung noch ein und gießt sie dann über die Schalen. Diese eingemachten Apfelsinenschalen sind sehr geeignet zur Verzierung von Torten, auch als Beimischung zu Kuchen, besonders für Pfefferkuchen sehr geeignet. Auch sind sich sehr wohlschmeckendes Konfekt daraus herstellen. Dabei ist zu beachten, daß man die Bestandteile, vom Zucker abgesehen, ja kostenlos hat!

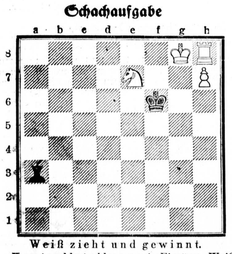
**Apfelsinensalat,** als Zugabe zu Fleischgerichten. ¾ Tasse Wasser, 1 Eßlöffel Essig, 1 Teelöffel Zucker, 1 Messerspitze Salz, 1 Messerspitze Senf, 1 Teelöffel Butter werden erwärmt. Hierauf setzt man unter kräftigem Rühren drei gequirlte Eigelb hinzu und läßt die Soße langsam ziehen, aber nicht kochen. Dann nimmt man sie vom Feuer und schlägt sie weiter, bis sie erkaltet ist. Will man die Soße leichter und luftiger haben, so setzt man jetzt drei Eßlöffel geschlagene Sahne zu. Man schneidet nun vier geschälte Apfelsinen in Scheiben, entfernt die Kerne. Eine Banane wird in Scheiben geschnitten. Dies alles mischt man mit der Soße und gibt den Salat in eine Schüssel. Man kann auch noch Apfelscheiben dazwischen tun. Dieser Salat ist eine wohlschmeckende Beigabe zu Braten und Geflügel.

**Apfelsinenmarmelade.** Neun große Apfelsinen und drei Zitronen werden abgewaschen und abgetrocknet. Man schneidet sie hierauf in dünne Querscheiben, die man in der Mitte aufteilt. Die Kerne werden entfernt. Scheiben und Saft werden in ein Porzellangefäß getan, worauf man drei Liter Wasser darauf gießt. Dann läßt man das ganze einen Tag stehen, kocht es dann eine Stunde lang und läßt es wieder bis zum nächsten Tag stehen. Man setzt man 4½ Pfund Streuzucker zu und läßt die Marmelade etwa eine Stunde kochen. Während des Kochens wird sie abgeschäumt. Man füllte sie heiß in gewärmte Gläser und bindet diese nach einigen Tagen zu.

Für kleine Gesellschaften ist **Apfelsinenkaltschale** ein besonders erfrischendes Getränk. 200 Gramm Zucker werden in ¼ Liter Wasser klar gekocht; man gibt dann ¼ Liter Weißwein dazu. Man verquirlt man ¼ Liter Wein mit einer Prise Salz, 20 Gramm Mehl und vier Eigelb, worauf man dies mit dem Zuckerwasser mischt und es einmal aufkochen läßt. Man schmeckt die Kaltschale nun mit Apfelsinensaft ab (etwa 8 Eßlöffel) und gibt noch vier Eßlöffel Apfelsinenzucker daran. Man stellt das Getränk recht kalt.

H. P.

## Schachaufgabe



Weiß zieht und gewinnt.

**Kontrollstellung:** 6 Figuren. Weiß (4 Figuren): König g 8, Turm h 8, Springer e 7, Bauer h 7. — Schwarz (2 Figuren): König f 6, Läufer a 5.

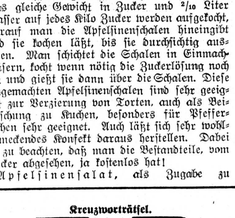
## Das Denkmal.

**Vater und Sohn stehen vor einem Denkmal, einem Steinblock. Nachdem sie das Denkmal gründlich bewundert haben, fragte der Sohn, wieviel der Riese wohl wiegen möge. Der Vater meint: Der Steinblock wiegt 20 Zentner plus die Hälfte seines Gewichts. Der Sohn macht ein dummes Gesicht und weiß sich nicht zu helfen.**

## Rätsel.

Es dient ein „Un" vor einem Wort
Genau das Gegenteil zu sagen;
Doch und ist's gleich, man sei' es hin,
Man laß es fort,
Wir haben stets denselben Sinn;
Nur wehe dem, der uns muß tragen.

## Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 1. Trinkstube, 4. Göttin, 7. männlicher Vorname, 9. Teil eines Bootes, 11. weiblicher Vorname, 12. Kampfplatz, 13. Nebenfluß der Donau, 14. Tür, 15. Truhe, 18. Fluß in Portugal, 21. Spieß, 22. Werkplatz, 24. weiblicher Vorname, 26. Gedichtform, 27. wie 1., 28. afrikanischer Strom, 29. Tierleiche, 30. Vorgebirge vom Harz, 31. Abschiedswort. — Von oben nach unten: 1. Erfrischung, 2. griechischer Gott, 3. Sagenheld, 4. Erdteil, 5. deutscher Strom, 6. japanische Münze, 7. geographische Bezeichnung, 8. Raubtier, 9. Titel, 10. Teil des Wagens, 15, weiblicher Vorname, 16. wie 2. senkrecht, 17. Naturerscheinung, 18. Bauwerk, 19. Universitätsstadt, 20. römischer Dichter, 21. portugiesische Kolonie, 23. Tafelfisch, 25. englisches Bier.

## Gerecht.

**In einer chinesischen Provinz war eine Hungersnot beendet, eine reiche Ernte konnte zum ersten Male eingebracht werden. Der Mandarin glaubte, daß er den Schöpfer nicht besser danken könne für die Errettung, als wenn er den Gefangenen des Gefängnisses die Hälfte ihrer Strafe schenkte. Nun war in dem Gefängnis auch ein zu lebenslänglicher Haft verurteilter Sträfling. Es erhob sich also die Frage, wie dieser Mann zu der Vergünstigung käme. Und man fand tatsächlich eine gerechte Lösung.**

## Sprichwörterrätsel.

1. Wer schweigt, stimmt zu.
2. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.
3. Wer sorgeln, ist bald vergessen.
4. Wer zuviel fragt, wird nicht weise.
5. Am vielen Lachen erkennt man den Narren.
6. Wer Geld hat, hat am meisten Sorge.
7. Er ist schlechter als schlecht.
8. Selbstgemacht ist am zuverlässigsten.

**Den vorstehenden acht Sprichwörtern entnehme man je ein Wort. Zu einem Satz verbunden, ergeben diese wiederum ein Sprichwort.**

## Kreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 1. Hafenstadt in Syrien 4. Oper von Verdi, 7. Unterwelt, 8 Stadt in Thüringen, 10. Pflanzenfaser. 12. Bad in Hessen, 13. weiblicher Vorname, 14. Raubvogel, 15 Berufsgruppe, 17. Wohlname, 19. Verkehrsanstalt, 20. italienische Münze (Mehrzahl), 21. **symbolisches Tierbild,** 22. Schneid, 23. deutscher Küstenfluß. — Von oben nach unten: 1. sagenhaftes Schiff, 2. geflochtener Behälter, 3. Nebengelenart, 4. französischer Tonkünstler, 5. Nebenfluß der Donau, 6. Urfunde, 9. Wiese, 11. Haustier, 13. Erfrischung, 14. männlicher Vorname, 15. deutscher Seeheld 16. weiblicher Vorname, 17. Stadt in Peru, 18. **Draht- oder Zivilschlinge,** 20. Schieferfels.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung: König b 3 — a 2.

1. ...., Springer h 1 — g 3.
2. Springer e 2 — g 1, matt.
1. ...., Springer h 1 — f 2.
2. Springer g 4 — h 2, matt.
1. ...., Turm f 5, beliebig.
2. Turm b 4 — f 4, matt.

**Ptolemäers Gattin:**
Pe / re / ni / ke
1 2 3 4
Rebe, Reni, Nike, Berenike.

**Verwandlungsrätsel:**
1. Kupfer, Kuppel, Kunkel, Winkel, Nickel
2. Nickel, Winkel, Winzer, Sinter, Silber.

**Kreuzworträtsel.**
Von links nach rechts: 1. Meter, 5. Ala, 8 Ala. 9 Esser. 11 Nil, 12. Tatar, 13. Sofia, 15 Lena, 16. Laus, 19 Stern. 21. Notar. 24. Mia 26. Arena 27 Tod 28 Ute. 29 Bonne. — Von oben nach unten: 1. Man, 2. Elfe, 3. Talon, 4. Neti 5 Ast 6 Lea. 7 Arras. 10. Saale, 11. Fasan. 15 Lenau. 17 Armin. 18. Union, 20 Trab 22 Ort 23 Tee 25 Ade.

**Bilderrätsel:**
Mittagsschlaf ist ein brennend Licht am Tage.

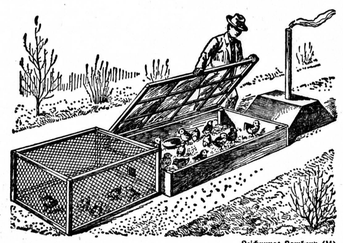
**Zickzackrätsel:**
Württemberg, Urania, Lachesis, Tarantel, Edda, Valerian, Sahara, Diamant, Ebro, Linnei, Nachruf = Wallenstein — Gustav Adolf.



# Haus, Hof und Garten

## Kükenaufzucht im Frühbeet

Hier etwa 30 cm hohe Bretter werden zusammengeschlagen, am besten in der Größe der Normal-Frühbeetfenster. Die Bretter, die wie eine große Kiste ohne Boden aussehen, werden auf eine gute, trockene Sandschicht gesetzt, kurz gut Stroh wird auf den Sand getan, und dann wird ein Frühbeetfenster daraufgelegt. Besser sind zwei Frühbeetfenster übereinander. Das obere Fenster bekommt unter die äußere Querleiste noch eine etwa 10 cm hohe Leiste, damit es schräg liegt und das Regenwasser gut abziehen kann. Am Tage, vor allem wenn die Sonne scheint, genügt nur ein Frühbeetfenster, am wird dann im Kasten darunter Temperaturen bis 25 Grad Wärme haben, obgleich vielleicht die Natur noch in Eis und Schnee liegt. Um den Küken für die Nacht die notwendige Wärme zu geben, setzt man an eine Stirnseite des Kastens eine Freilandschirmglucke, die gewöhnlich mit einem kleinen Brüteofen geheizt wird. Ein Loch wird in der Seite des Frühbeetkastens ausgesägt, durch welches die Küken unter die Schirmglucke gelangen. An der entgegengesetzten Seite sägt man ebenfalls ein Loch in die Bretterwand und stellt dort zweckmäßig einen Drahtauslauf an, damit die Tierchen sich bei schönem Frühlingssonnenschein an die Luft gewöhnen und gut abgehärtet werden. Daß dieser „Frühbeetkasten" an einer geschützten, nach Süden gerichteten Stelle stehen muß, ist selbstverständlich.



Frühbeetkasten mit Freilandglucke und Drahtauslauf für die Kükenaufzucht

Zeichnung: Zamboung (M)

Man kann diesen Frühbeetkasten, wenn eine Schirmglucke oder elektrische Heizplatte zur Verfügung steht, auch wie ein Frühbeet in warmen Pferdedung packen. Wenn es nicht gar zu kalt ist, genügt die Wärme. Während sehr kalter Nächte empfiehlt es sich aber, Säcke oder ähnliches über die Frühbeetfenster zu legen. Allerdings muß immer genügend Luft in den Kasten dringen können. — Die Dungpackungen haben gegen sich, daß sich unter dem Fenster leicht feuchte Luft entwickelt und die Küken dadurch leicht kruppig aussehen. Am allerschönsten und praktisch ist es, wenn man irgendwo draußen in der Nähe dieses „Kükenfrühbeetes" einen elektrischen Steckkontakt hat, dann kann man eine elektrische Heizplatte verwenden. Diese Heizplatte oder auch eine Schirmglucke mit elektrischer Beheizung wird in den Frühbeetkasten gestellt, und es ist nicht einmal nötig, daß sie sehr groß ist. Eine runde Platte von 30 cm Durchmesser genügt, um den ganzen Kasten zu erwärmen, in dem man 40 bis 60 Küken drei Wochen lang beherbergen kann.

Sehr dankbar sind die Küken für eine trockene Sanddecke in diesem Frühbeetkasten, und es ist möglich, wenn sie unter der Fensterscheibe im Sonnenschein sich wohlig im Sande baden. Bei gesundem Futtermaterial und wenn sich keine „Unfälle" ereignen, ist bei dieser Art Aufzucht mit hundertprozentigem Erfolg zu rechnen.

## In welcher Jahreszeit soll die Brut gewählt werden?

**Die Frage ist heute geklärt, dahingehend, daß der Frühbrut sowohl wie die Spätbrut ihre Vorteile und Nachteile hat. Der Frühjahrschlupf erlebt das werdende Jahr, wenn die Triebkraft der Natur, gedeiht prächtig, und schnee und formenschon, ist schon stark, kann allerlei Gefahren, wie Krähen, die für die jungen Futter (Küken) suchen, auftauchen und Regnet, sehr frühreif, schon mit 160 Tagen das Eierlegen, die die kleinen Küken so auch noch meist im Raume sind und dort Platz haben. Er gedeiht normal, macht nicht die Mühe und beginnt etwa am 180. Tage mit dem Legen. Man kann ihn sehr zeitig, weil sie nachher selbst noch in die Mauser kommen, in den Herbst- und Wintermonaten etwas.**

**Der Aprilschlupf kommt in die richtige Jahreszeit hinein. Regenschauer tun ihm nicht viel, die die kleinen Küken so auch noch meist im Raume sind und dort Platz haben. Er gedeiht normal, macht nicht die Mühe und beginnt etwa am 180. Tage mit dem Legen. Man kann ihn sehr zeitig, weil sie nachher selbst noch in die Mauser kommen, in den Herbst- und Wintermonaten etwas.**

**Der Aprilschlupf kommt in die richtige Jahreszeit hinein. Regenschauer tun ihm nicht viel, die die kleinen Küken so auch noch meist im Raume sind und dort Platz haben. Er gedeiht normal, macht nicht die Mühe und beginnt etwa am 180. Tage mit dem Legen. Man kann ihn sehr zeitig, weil sie nachher selbst noch in die Mauser kommen, in den Herbst- und Wintermonaten etwas.**

**Der Märzschlupf** soll dieser gedeihen, so verlangt er ähnlich wie der Februarschlupf besondere Aufmerksamkeit. Die Triebkraft des zeitigen Frühjahres ist schon nicht mehr vorhanden, daß wird es heiß, und kleine Tiere sind gegen Hitze empfindlich. Das letzte Wachstum, die Reife, kommt dann in kühle Herbsttage und fickt oft. Die Legereife setzt erst durchschnittlich mit dem 200. Tage ein, also ein Küken vom 15. Mai. von Ausnahmen abgesehen, legt etwa erst Anfang Dezember.

**Wir sehen also, daß es dem einzelnen Geflügelhalter überlassen bleibt, die Brut zu wählen, die ihm nach diesen Schilderungen am geeignetsten erscheint.**

## Die Kopfdüngung für unsere Wintersaaten

Von den Hauptpflanzennährstoffen pflegt man das Kali und die Phosphorsäure im allgemeinen reichlich bei der Bestellung der Wintersaaten im Herbst zu geben. Man braucht bei diesen Düngemitteln Verluste während der Winterzeit kaum zu befürchten. Besonders wird die wasserlösliche Phosphorsäure sehr rasch im Boden in eine durch die Pflanzenwurzeln direkt aufnehmbare, aber durch Wasser nicht lösliche Form übergeführt, so daß keine Verlicherungsverluste eintreten können. Ist die Kali-Phosphatdüngung aus irgendeinem Grunde im Herbst unterlassen worden, so kann und muß dieselbe als Kopfdüngung im zeitigen Frühjahr vor dem Erwachen der Vegetation nachgeholt werden. Dabei ist dem schnellwirkenden Superphosphat und Rhenaniaphosphat bei den Feldfrüchten der Vorzug vor der Thomasschlacke zu geben, deren Verwendung hauptsächlich im Herbst vollen Erfolg hat und als Kopfdünger im Frühjahr vor allem bei Wiesen und Weiden mit ihrer langen Nutzungsdauer, in Frage kommt. Beim Ausstreuen der Kalisalze auf die eingesäten Saaten ist eine gewisse Vorsicht geboten, indem es nur auf genügend abgetrockneten Acker und niemals, wie oft geraten wird, auf eine schwache Schneedecke vorgenommen werden sollte. Sonst übt das Schmelzen im Verein mit den Salzen eine für die Saaten schädliche Kältewirkung aus.

Als eine Kopfdüngung kann man auch das Kalken der Wintersaaten bezeichnen, das in Form von Kalkmergel am zweckmäßigsten durchgeführt wird.

Vor allem ist es aber das nachträgliche Ausstreuen von Stickstoffdüngern auf die Wintersaaten, was man mit dem Begriff einer Kopfdüngung bezeichnet. Es würde zu weit führen, hier alle Gründe zu erörtern, weshalb man die Stickstoffdüngung zu unseren Winterhalmfrüchten nicht restlos schon im Herbst durchführt. Hauptsächlich wenige Klima und Bodenart dazu, höchstens einen Teil der Stickstoffgaben vor Winter zu geben, um Verluste an diesem wichtigen Pflanzennährstoffe im Boden während desselben zu vermeiden. Die Entwicklung scheint jedoch in vielen Fällen dahin zu gehen, wobei der Verlauf des Winterwetters in den letzten Jahren stark mitspricht, daß eine weitgehende Herbststickstoffdüngung immer mehr Eingang findet. Auf jeden Fall müssen die Winterhalmfrüchte schon vor der Bestellung so reichlich damit versehen werden, daß ihre gute Entwicklung während des Herbstes sichergestellt ist und sie genügend bestockt und bewurzelt in den Winter gehen. Sehr umstritten ist die Form der Stickstoffdüngung beim Winterraps. Während man früher allgemein annahm, daß diese als erste schon im August zu säende Winterfrucht ihren ganzen Bedarf an Stickstoff noch während des Herbstes zur Verfügung haben müsse, sprechen andere Erfahrungen dafür, daß ein Teil desselben als Kopfdünger gegeben die besten Erfolge bringt. Jedenfalls muß gerade beim Winterraps diese so zeitig wie nur irgend möglich und in der schnellwirkenden Form von Salpeter gegeben werden. Grundregel für den Erfolg der Kopfdüngung mit Stickstoff ist, daß seine Wirkung schon beim Erwachen der Vegetation eintritt. Jeder gewonnene Tag einer frühzeitigen Entwicklung der Wintersaaten im zeitigen Frühjahr bedeutet eine Vergrößerung der Aussicht auf eine gute Ernte. Kräftige Pflanzen mit reichlicher, in größere Bodentiefe gehender Bewurzelung überwinden Kälterückschläge im Nachwinter und Spätfröste im Frühjahr viel leichter und zeigen gegen spätereren Mangel an Niederschlägen bei gutem Schluß den beschatteten Boden vor dem Austrocknen und erhalten ihm die Gare. Zu spät wirkender Stickstoff erhöht die Druschergebnisse.

Eine der Hauptschattenseiten der Frühjahrskopfdüngung liegt in ihrer großen Abhängigkeit von der Witterung. Verzögern diese Arbeit starke Schneelage, langanhaltender Regen, übermäßige Nässe des Bodens, die weder Maschine noch Mensch auf den Acker lassen, dann ist es besonders bei einer größeren Anbaufläche von Wintersaaten, wo man längere Zeit zum Streuen mit Kopfdünger braucht, oft recht schwierig, damit rechtzeitig fertig zu werden. Bei ebenen Feldern kann man auch bei Kahlfrost oder schwacher Schneedecke den Handelsdünger geben. Bei hängigem oder gar hügeligem Gelände ist das nicht ratsam, da starker Regen oder Schneewasser die Nährstoffe an die tiefen Stellen des Ackers spülen können, die zweifelsohne schon zu einer Ueberdüngung und Lagergetreide neigen.

Der kleine Betrieb ist beim Kopfdüngerstreuen wie bei fast allen Arbeiten in einer günstigeren Lage als der Großbetrieb. Er ist in wenigen Stunden oder Tagen damit fertig und kann sich daher fast stets den günstigsten Zeitpunkt aussuchen, während eine große Anbaufläche oft wochenlanges Kopfdüngerstreuen beanspruchet. Es muß deshalb so zeitig wie irgend möglich damit angefangen und jeder Tag genutzt werden. Die Gefahr eines Auswaschens von Stickstoff durch verspätete Schnee- und Regenfälle im Nachwinter ist bei allen besseren Bodenarten nicht erheblich und wird im allgemeinen stark überschätzt.

Am sichersten treffen die reinen Salpeterdünger, die daher zur Kopfdüngung vorzüglich in Frage kommen, wie z. B. Natron- und Kalksalpeter. Schnell und nachhaltig sind in ihrem Erfolge die Ammoniak-Salpeter-Dünger, wie Ammonsulphatsalpeter, Kalkammonsalpeter und Kaliammonsalpeter. Ob man nun die erste oder zweite Gruppe bevorzugen soll, richtet sich ganz nach der Streuzeit, den Ansprüchen und der Vegetationsdauer der Feldfrucht und nach dem im Boden mutmaßlich vorhandenen Vorrat an Stickstoff. Reine Ammoniakdünger dürften als Kopfdüngergabe auf Wintersaaten nur bei zeitigster Aussaat vollen Erfolg haben. Dagegen kann man, wenn es sich darum handelt, eine im Herbst versäumte oder zu schwach bemessene Kalidüngung nachzuholen, mit Vorteil Nitrophoska in seiner schnellwirkenden Form verwenden.

Auf gleichmäßigstes sauberes Streuen ist besonders Wert zu legen. Nichts wirkt schlechter als eine Kopfdüngung, die, mit schlecht streuender Maschine oder nachlässig mit der Hand gegeben, jeden Gang durch dunkle Streifen in der Saat erkennen läßt. Gute Maschinenarbeit ist bei gleichmäßigem Bestande der Saaten vorzuziehen. Dagegen hat man bei verschiedenem Boden, unebenem Gelände und wechselndem Stande der Saaten gerade beim Kopfdüngerstreuen mit der Hand ein vorzügliches Mittel, durch wechselnde Bemessung der Gabe sich den Verhältnissen anzupassen und ausgleichend zu wirken. Schwächer stehende Stellen und Lücken können reichlicher bedacht werden, als üppig stehende Fettleile und zu Lagerkorn neigende Tiefen. Nach langen milden Herbsten und Wintern läuft oft der Bestand der Saat, besonders wenn sie frühzeitig gesät wurde, leicht über die Düngebedürftigkeit des Bodens. Gibt man die Gabe auf den Kopf dann zu schwach oder unterläßt sie womöglich wider bessere Erfahrung ganz, dann merkt man zu spät, daß man einen Fehler gemacht hat, wenn den Saaten aus Mangel an Nährstoffen vorzeitig die „Puste" ausgeht und Notreife eintritt.

## Buchecke

**Der eigene Garten.** Anlage, Bepflanzung und Pflege. Ein Gartenbuch für jedermann. Von Johann Saathoff. Mit 169 Textabbildungen. Verlag von Paul Parey in Berlin SW 11. 4,80 RM.

Das Buch ist von einem Fachmanne geschrieben, der die Nöte und Sorgen des Gartenbesitzers selbst erfahren und sich mit seiner Hände Arbeit aus einer Sandwüste ein kleines Gartenparadies geschaffen hat. In den einzelnen Abschnitten sehen wir, wie der Garten aus dem Gelände herausgearbeitet, wie die Wege geführt, wie Baum und Strauch angeordnet, veredelt, wie durch Rosen, Stauden und Sommerblumen Farbe und Freude hereingeholt werden. Wir lernen die Anlage und korrekte Bepflanzung einer Staudenrabatte genau so wie die Einrichtung eines Steingartchens. Wir lernen ferner, wie im Obst- und Gemüsegarten die Voraussetzungen für reiche Erträge geschaffen werden usw. Alles wird in klarer Uebersicht und leicht faßlicher Darstellung gegeben, vielfach durch lehrreiche Abbildungen unterstützt.

**Höchsterfolg im Gartenbau durch richtige Bodenbearbeitung.** Von Josef Schütze. Berlin. 71 Seiten. Mit 43 Abbildungen. Kartion. 1,80 RM. Falken-Verlag, Berlin-Schlachtensee.

Der Verfasser gibt hier alle Kniffe und Pfiffe eines langen Gärtnerlebens preis und behandelt in a. a.: Verschiedene Bodenarten — Bodenbearbeitung und Verbesserung — natürlicher und künstlicher Dünger — Humusbildner — Unkraut — Bodenfeuchtigkeit — Bodenansprüche der Kulturpflanzen — nuderne Geräte. Der praktische Leitfaden — mit vielen Bildern versehen — gibt jedem Gartenfreund die Möglichkeit, seine Ernten künftig erheblich zu erhöhen.

## Unsere dankbarsten Topfpflanzen

**An Pelargonien hat man viel Freude. — Hortensien sind allgemein beliebt. — Blattpflanzen müssen besonders sorgsam gehütet werden**

Nicht alle Pflanzen eignen sich bekanntlich zur Stubenpflanze. Und wenn wir von unseren Stubenpflanzen Freude haben wollen, so tun wir gut, nur solche zu wählen, die die aufgewandte Mühe und Pflege wirklich lohnen. Solche aufgeeigneten Stubenpflanzen sind besonders die Pelargonien oder Geranien. Die einzige Anforderung, die sie stellen, ist viel Sonne. Wenn man ihnen die nicht bieten kann, hat es keinen Sinn, es erst mit Pelargonien zu versuchen. Im Winter bewahrt man sie in einem nicht allzu dunklen Keller auf. Sehr praktisch ist, sie im Herbst aus den Töpfen zu nehmen und an einem Bindfaden, mit den Wurzeln nach oben, luftig aufzuhängen. Im März holt man sie aus ihrer Winterstelle ab und pflanzt sie in sandreiche, nahrungsreiche Erde, während man sie gleichzeitig kräftig zurückschneidet. Kleine Pflanzen können bis zu etwa 10 cm Höhe zurückgeschnitten werden. Nun muß man sie an einen sonnigen Platz stellen und sie reichlich mit Düngerwasser gießen. Man kann sie den ganzen Sommer hindurch durch Stecklinge leicht vermehren. Diese Stecklinge werden am besten in ganz kleine Töpfe gesteckt, die nur unten am Boden etwas Erde haben, sonst aber mit Sand gefüllt sind. Wenn die Pflanzen gut bewurzelt sind, können die Töpfe durch größere ersetzt werden. Wenn man einmal wirklich gute Pflanzen gekauft hat, überdauern diese diese Jahre. Auch für Balkons sind Pelargonien auf diese Weise die geeignete Bepflanzung, da sie sich infolge ihrer Halbharkeit auf die Dauer nicht teuer stellen.

Zu den sehr dankbaren Stubenpflanzen sind auch die Hortensien zu rechnen, die eine reiche und lange Blütezeit haben. Sie brauchen aber viel Wasser; man soll sie deshalb am besten in tiefe Schalen stellen, die man mit Wasser füllt. Hortensien lieben nicht allzuviel Sonne. Die neuen Schüsse, die aus der Wurzel kommen, sind diejenigen, die im nächsten Jahr blühen werden, deshalb darf man diese nicht entfernen. Wenn die Pflanze abgeblüht ist, stellt man sie ins Freie, also entweder in den Garten oder auf den Balkon. Man überwintert sie am besten im Keller, von wo man sie im März wieder vorholt, sie in gute Erde umpflanzt und sie dann ans Fenster stellt und reichlich gießt. Dann blühen sie den ganzen Frühling hindurch. Hat man einen Garten, so kann man Hortensien auch ins Freie pflanzen, nur ist es dann gut, sie im Winter zuzudecken.

Eine besonders hübsche Topfpflanze ist die Fuchsie. Auch sie kann man im Frühjahr leicht durch Stecklinge vermehren. Fuchsien gedeihen zwar auch im Schatten, sind aber für Sonne dankbar, man müssen sie dann reichlicher gegossen werden. Man überwintert sie im Keller und holt sie im März hervor, pflanzt sie in gute Erde um und schneidet sie kräftig zurück. Von nun an muß man sie mit Düngerwasser sorgfältig und viel begießen, sonst kann man nicht auf eine gute Blüte rechnen. Gerade unter den Fuchsien gibt es so viele Arten, daß einem fast die Wahl schwer fällt.

Auch Blattpflanzen kommen neuerdings wieder zu Ehren. Walnen und Araukarien dürfen im Sommer nicht zu viel Sonne haben und im Winter nicht allzu warm stehen. Die Erde muß ziemlich leicht sein (Lauberde mit Sand gemischt), und in der Wachstumszeit brauchen sie ziemlich viel Wasser und ab und zu Düngung. Besonders gut ist, die Blätter täglich mit leicht lauwarmem Wasser zu besprengen. Wenn sich Läuse zeigen, muß man diese sofort durch Abwaschen mit lauwarmem Seifenwasser entfernen. Ueberhaupt empfiehlt es sich, alle Blattpflanzen in regelmäßigen Abständen mit lauwarmem Wasser abzuwaschen. Der Staub ist so ziemlich der größte Feind, den sie haben, ganz abgesehen davon, daß sie, wenn sie verstaubt sind, ihr altes Aussehen verlieren.

Viele unserer Stubenpflanzen, an denen wir im Winter Freude gehabt haben, sind dankbar, wenn wir sie, sobald das Wetter warm wird, ins Freie bringen. Dazu gehören vor allem die winterlichen Primeln, die in der Stube nicht mehr blühen wollten, aber, sobald sie in die frische Luft kommen, uns einen ganzen Sommer lang durch Blüten über Blüten erfreuen. Diese bescheidenen Kleinen Pflanzen also sollen wir niemals wegwerfen, wenn sie anscheinend „ausgedient" haben, sondern sollen ihnen und uns die Sommerblüte gönnen!

**Ernst Herford.**

### Fortschritt der Wissenschaft

Der Huber hat ein krankes Herz. Vielleicht ist es die Leber oder gar beides. Er weiß es nicht genau. Er weiß nur eines, und das ist: der Arzt hat ihm das Biertrinken verboten. Das war vor ungefähr vier Wochen. Kürzlich hat er in der Zeitung etwas gelesen, das zum dem Huber nicht aus dem Kopf. Die ärztliche Wissenschaft, so hat in der Zeitung gestanden, machte täglich Fortschritte . . . Hm, dachte der Huber, und hierauf ging er wieder mal zu seinem Arzt: „Wo fehlt's denn wieder?" fragte der. „Am Bier", gab der Kranke zur Antwort „und ich möchte nur fragen, ob ich welches trinken darf." — „Aber Mensch!" fuhr ihn der Heilkundige an, „ich habe es Ihnen doch erst vor etwa vier Wochen verboten." — „Ja", meinte schmunzelnd der Huber „vor vier Wochen . . ., aber die ärztliche Wissenschaft hat doch inzwischen sicher wieder große Fortschritte gemacht."

### Der Sohn des Arztes

Lehrer zum Sohn eines Arztes: „Das ist ja unglaublich, wie faul du bist! Wenn sich das nicht umgehend ändert, muß ich wirklich einmal deinen Vater in meine Wohnung bestellen!"

„Ach, tun Sie das lieber nicht, Herr Lehrer", sagt Fritzchen, „mein Vater rechnet nämlich für Hausbesuche immer zehn Mark!"

### Schlecht ausgedrückt

„Das soll ein Kalbskotelett sein, Ober? So'n Kotelett ist eine Beleidigung für jedes Kalb!"

„Entschuldigen Sie, Herr, ich habe Sie durchaus nicht beleidigen wollen."

### Uebereinstimmung

Arzt: „Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, lieber Mann, aber Ihre Frau gefällt mir gar nicht mehr."

Mann: „Herr Doktor, das ist meine Ansicht schon lange!"

### Ein juristisches Talent

Mama: „Karl, willst du es wohl unterlassen, die Katze an den Schwanz zu ziehen!"

Karlchen: „Ich ziehe nicht, Mama; ich halte den Schwanz nur fest; die Katze zieht selbst!"

### Es kommt drauf an!

„Wissen Sie, was der Unterschied zwischen geizig und sparsam ist?"

„Wenn ein Mann drei Jahre lang denselben Anzug trägt, so ist er sparsam; wenn aber derselbe Mann seiner Frau eine Badereise abschlägt, ist er ein geiziger Kerl!" (Answers)

### Er wird sich hüten

Ein Mann vom Lande kam in die Stadt und ließ sich bei einem Rasierer das Haar schneiden. Er kam neben das Telephon zu sitzen, bei dem ein Plakat hing mit den Worten: „Taxe für ein Gespräch zwanzig Pfennig." Der Rasierer goß sich alle Mühe, mit dem Manne ein Gespräch anzuknüpfen, aber der schwieg wie das Grab und kniff die Lippen fest zusammen. Endlich ging dem Rasierer die Geduld aus, und er sagte: „Warum reden Sie denn gar nichts?" Der Mann aber blieb auch jetzt stumm und wies nur mit schlauem Augenzwinkern auf die Worte „Taxe für ein Gespräch zwanzig Pfennig" — und dachte: Du ertrotzkopfst mich nicht!"

### Heiteres

Aus der Schule: In der Rechenstunde sieht Karlchen zum Fenster hinaus auf das gegenüberliegende Haus. Der Lehrer sieht das, ruft ihn und spricht: „Karlchen, was kommt heraus?"

Karl (erschreckt): „Die Frau Lehmann."

### Beim Rechtsanwalt

„Was sagte der Beklagte also, als Sie ihm die Rechnung vorlegten?"

„Scheren Sie sich zum Teufel!"

„Und was taten Sie darauf?"

„Ich ging sofort zu Ihnen, Herr Rechtsanwalt!"

### Im Eifer

Frau Tipfelhuber kommt ganz aufgeregt zur Polizei: „Sie, Herr Wachtmeister, vor einer Stunde sind mir meine beiden echt Harzer Kanarienhähne entflogen!"

„Nun sollen wir die etwa einfangen? — Sind beide verschieden?"

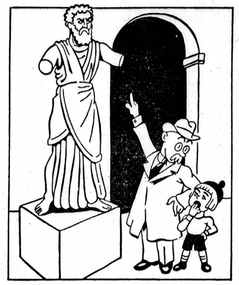
„Nee, nee, sie leben noch . . ."

### Erklärung

„Du, Vater, was ist ein Sabotageakt?"

„Wenn der Vater zum Abendschoppen gehen will und die Mutter versteckt ihm den Hausschlüssel."

## Lustige Schau



Im Museum

„Siehst du, mein Junge, das kommt vom Nägelkauen!"

Gipfel der Zerstreutheit

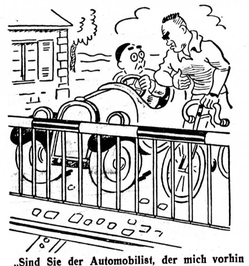
„Mein Gott, was wollte ich nur sagen! — Als ich mich niederkniete, wußte ich es noch."

Mann ohne Nerven

„Wie ansteckend doch dies Gähnen wirkt!"

Aus einem Roman:

„Den ganzen Tag war er ans Geschäft gefesselt."



„Sind Sie der Automobilist, der mich vorhin ein Rindvieh genannt hat?"

„Ach ja — entschuldigen Sie, bitte, ich wußte ja nicht, daß die Schranke geschlossen ist."

### Dialog

Emil: „Onkel Richard schreibt, er hätte sich auf die Kleintierzucht verlegt. Was heißt das?"

Vater: „Junge, was weiß ich? Er wird sich irgendwo ein paar Flöhe aufgeschnappt haben."

### Paradox

„Unser Mathematikprofessor kommt mit seinem Gelde nicht aus."

„Soll er heiraten! Seine Frau wird ihm schon das Rechnen beibringen."

### Warum haben Sie das nicht gesagt?

Lord Mitford, Mitglied des Unterhauses, zeichnet sich durch maßlosen Hochmut gegen alle diejenigen aus, die nicht in Oxford oder Cambridge studiert hatten. Dieser vornehme Lord machte einen Spaziergang, der ihn über eine wunderschöne, üppig-grüne Wiese führte. Plötzlich geriet er in eine gefährliche Situation, denen Herannahen er nicht bemerkt hatte. Ein wütender Ochse stand gar nicht weit von ihm entfernt und äugte ihn an. Der Lord ergriff das Hasenpanier und sah sich, eine Pause machend, plötzlich einem Manne gegenüber, der sich als Besitzer dieser Wiese legitimierte. „Wie können Sie es sich erlauben, Ihr Vieh hier frei herumlaufen zu lassen?" schrie er den erstaunten Mann an. „Wissen Sie denn nicht, was der Ochse hätte anrichten können?" Der Wiesenbesitzer nahm zunächst seine Pfeife aus dem Mund und sagte seelenruhig: „Lieber Herr, dieser Ochse hat das Recht, sich auf dieser Wiese aufzuhalten, das Sie nicht haben!" — „Wissen Sie nicht, wer ich bin?" donnerte der edle Lord. Der Landmann schüttelte den Kopf. „Mein Name ist Lord Mitford, Mitglied des Unterhauses." Da lächelte der also Beleidigte und sagte: „Ja, mein lieber Herr, warum haben Sie denn dem Ochsen das nicht gesagt?"

### Die gute Idee

„Der dicke Herr da war früher ein armer Schlucker. Eine einzige gute Idee hat ihn reich gemacht."

„So? Hat er etwas erfunden?"

„Nein, aber eine reiche Witwe hat er geheiratet!"

### Dialog

„Vater, hier lese ich von einem abendfüllenden Drama. Was ist das?"

„Weiß ich auch nicht, Junge. Ich kenne nur ein nachtfüllendes Drama; das gibt's jedesmal, wenn ich blau heimkomme!"

### Sonderbar

Der Knabe Friedrich geht gern in die Oper und vor allem liebt er „Tannhäuser". Als er ihn zum viertenmal gesehen hat, kommt er entrüstet nach Hause und sagt: „Das ist doch fein, jedesmal, wenn da im zweiten Akt die Sänger nun singen sollen und das Los ziehen, wer anfangen soll, dann heißt's immer ‚Wolfram von Eschenbach beginne'. Das ist doch sicherlich Schiebung, einmal muß doch auch mal ein anderer anfangen."

### Nichts geändert

Tänzer: „Es ist sehr heiß hier, finden Sie nicht auch?"

Tänzerin: „Das sagten Sie bereits beim letzten Tanz."

Tänzer: „Na, ist es vielleicht in der Zwischenzeit kühler geworden?"

### Wenn zwei das gleiche tun . . .

Napoleon hatte eine Verfügung erlassen, daß in den Häfen sämtliche englische Waren und Kolonialwaren verbrannt werden sollten. Als er einige Zeit später vom Schloß Fontainebleau aus einen Spazierritt unternahm, kam er in einem Dorf am Schulhaus vorbei. Plötzlich fuhr er und hob witternd die Nase in die Luft. Er hörte nicht nur deutlich eine Kaffeemühle gehen, sondern roch auch den aromatischen Duft der braunen Bohnen.

„Oho!" sagte er, „hier wird mein Dekret übertreten!"

Er stieg vom Pferd und begab sich in das Schulhaus — wahrhaftig, der Lehrer, den er kannte, war soeben selbst dabei, sich einen duftenden Kaffee zu bereiten.

Als der Lehrer den hohen Gast eintreten sah, ließ er die Hand von der Mühle, stand auf und verneigte sich.

„Zum Teufel, was machen Sie denn da?" fragte Napoleon erstaunt.

„Dasselbe wie Ew. Majestät", erwiderte der Lehrer lächelnd, „ich verbrenne Kolonialwaren."


**233 Millionen RM für Eigenheime**

Ueber 16300 Bausparer der Gemeinschaft der Freunde Wüstenrot in Ludwigsburg haben ihr Ziel schon erreicht

**Die neue Baugeldzuteilung**

erbrachte soeben wiederum 3 Millionen RM für 263 Gut. Bausparer.

Wer sich und seine Familie in absehb rer Zeit ein Eigenheim erstellen möchte, verlange sofort die kostenlose Broschüre „Durch Bausparen zum Eigenheim" von der größten deutschen Bausparkasse

**Gemeinschaft d. Freunde Wüstenrot** in Ludwigsburg / 348

Neue Baugeldzuteilungen folgen regelmäßig

**Ein starkes Rad**

ist unser gutes Edelweißfahrrad. Es trägt den schwersten Fahrer mit dem schwersten Gepäck auf den schlechtesten Wegen bei spielend leichtem Lauf **und dennoch ist es erstaunlich billig.** Katalog auch über Nähmaschinen und allen Fahrradzubehör senden an jeden gratis und franko. Bisher etwa ½ Million Edelweißräder schon geliefert. Das konnten wir wohl nimmermehr, wenn unser Edelweißrad nicht gut und billig wär. In Fahrradhandlungen **nicht** erhältlich, sondern nur von uns direkt oder von unseren Vertretern.

**Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg R**

**Betten** Stahlröhr.-Kinderbetten, Stahlröhr.-Liegestühle, Metallbetten, Katal. frei. Rismondhofbett. Nah./Fr.

**Was bietet Stricker?**

So müssen Sie stets fragen. Und vor allem sollten Sie d. neuen Katal. anfordern. Er wird auch Sie überzeugen.

**E. & P. Stricker,** Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Der schönste **Blumenschmuck** für Veranda, Balkon, Fensterbrett, sind unstreitbar meine echten **Gebirgs-Hängenelken** Illustr. Preisl. grat. u. fr. A. Gnadl, Versandgärtnerei Trudering 174, Obb.

**Drahtgeflechte** 50 Mtr. breit kosten nur Maschenweite 50 mm 130 M. 25 mm 230 M. Versand per Nachnahme. Verlangen Sie kostenlos meine Preisliste, die Sie über Qualität, Unterschied, Preis usw. genau informiert. **HERMANN RUIS GmbH** Drahtgeflechtfabrik **BIELEFELD 92**

**Heiraten**

Vertrauensache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

**Eine Leistung**

nahtlose Stahlrohre Meisterwahl und Garantie! **M 36.** Laufmantel, ø 165 Qualität Rekord Ballon Paar M 9.– Foto-Apparate, Uhren u. anderes. Katalog umsonst! **SIEGFRIED-GES. KASSEL 15**

**Katholl. Ehe** dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund R Herne W 153

Angeh., 26 J., gut. Einf. u. ländl. Bes., möchte gelu. fath. Mädch. gl. Alt. k. lern. zw. baldiger **Heirat** am liebsten v. L. Zuschr. m. mögl. m. Bild u. Kurz. d. Verhältn., u. Nr. 7/173 an „Der 7. Tag", Paderborn.

**Ysünga Lotzbuk!** mit Sorten Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

einzeln und in Beu. Mitungen gegen **Grippe,** Influenza, Husten und Heiserkeit etc. Prospekt kostenlos vom alt. Hersteller. **Kräuterpfarrer Joh. Künzle** Freiburg/Brsg.

**Sommer Sprossen** in unserer Form vergibt prämiiert mit gold. Medaille Preis-Ausschreiben Kosmos G. Goth. Nürnberg 5 A. Nfg.

**Hafreiter's** gänzlich unschädliche Kräuter-Kuren gegen **Kropf Basedow** Bei Mißerfolg **Geld zurück** Verlangen Sie kostenl. Broschüre Nr. 2 **Friedr. Hafreiter Germering** bei München.

**Alle Materialien, Holz u. Verleg. zur Laubsägerei** Liste gratis d. Hofmann & Schmitt Limburgerhof (Pfalz) 48

**Klein-Anzeigen** haben immer Erfolg

**Anzeigen** im 7. Tag haben immer Erfolg!

**Früh übt sich...**

und wirklich — Backen ist kinderleicht nach den bewährten **Dr. Oetker-Rezepten** „Backen macht Freude". (Ladenpreis 20 Pf.) *Neu!* Jede Hausfrau erhält auf Wunsch kostenlos meinen neuen Prospekt „Die Hausbäckerei ist ein Kinderspiel". Anschauliche Bilder und Text erläutern die Bereitung aller Teigarten.

**Dr. August Oetker, Bielefeld**

**Wer inseriert wird nicht vergessen!**

**Anzeigenpreis**

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 66 mm breit, 45 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westf. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt Paderborn. Postscheckkonten: Westf. Volksbl. Paderborn Hannover 153.


Verantw. i. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 35: 40 424. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

5. Jahrgang – Nr. 15 Sonntag, 12. April 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Ostern 1936

Für jeden Deutschen gehören diese Stunden mit zu den feierlichsten des Jahres, in denen am Karsamstag oder in der Frühe des Ostersonntags die Glocken von den Türmen der deutschen Kirchen das Fest der Auferstehung einläuten. Die ehernen Münder der großen Glocken in den Domen in Ost und West, in Süd und Nord verkünden mit ihren kleineren Schwestern über den Dächern der bunten Flecken und Ortschaften die gleiche Botschaft: Ostern! Und es fallen die hellen Stimmen in den Dachreitern und Laternen über den zahllosen Kapellen mit ein. Und wer einmal in den südlichen Bergen des Reiches an einem Ostermorgen zum Bergkirchlein hinaufgewandert ist, hat das klarmetallne Stimmchen unter der kühnbewegten Barockkuppel wie ein Jauchzen empfunden, das über die Gipfel der Berge bis ins fernste Tal dringt und all den Menschen in deutschen Landen zuruft: Ostern ist's, das Fest der Freude, das Fest des Frühlings! Blaß und durchsichtig ist noch das Licht der Sonne um diese frühe Stunde, es verwischt alle Dinge in rätselhafter Weise, die Landschaft vor allen, die sich lächelnd weitet und die Gesichter der Menschen, um die in diesen Tagen ein Leuchten des Glücks geht. „Frohe Ostern", so geht der Wunsch von Mund zu Mund, wird fröhlich erwidert und schlingt ein Band der Freundschaft um alle, die sich so Glück wünschen.

Die Feier des Osterfestes 1936 fällt in eine Zeit großer vaterländischer Entscheidungen. Wenn am Karsamstagmorgen die Glocken der Dome zu Worms und Speyer, zu Köln und Xanten und Trier ihre Stimme erheben, tragen sie die Osterbotschaft zum ersten Mal seit langen Jahren wieder über einen freien Rhein, der nun wieder ganz und wahrhaftig Deutschlands Strom geworden ist. Es sind im Jahre 1936 in einem ganz besonderen Sinne die Osterglocken Glocken des Friedens und der zuversichtlichen Hoffnung!

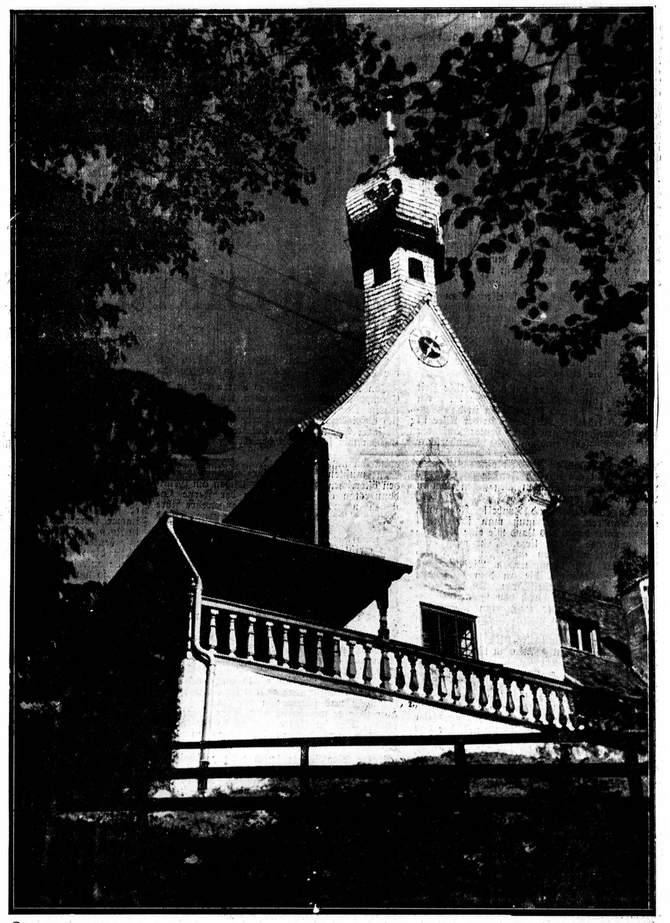
***

Ostern ist in deutschen Landen mehr als irgendwo anders ein Fest des Frühlings. Zart und winzig grüßt das junge Grün der Blätter von Bäumen und Sträuchern, die ersten Blumen verstreuen vorsichtig bunte Farben in den Gärten, mit rosarot brüstet sich schon der Pfirsichbaum im Blütenstand, und hier und da hat auch ein Birnbaum schon vorzeitig sein bräutliches Kleid angelegt. Singend ziehen wagemutige Wanderscharen in die frühe Natur, sie vermag kein böswilliger Schauer mehr zu vertreiben, denn Wanderzeit ist doch nun angebrochen. In den Jubel der wiedererwachten Natur mischt sich der Jubel der Menschen, aufbrechendes Leben überall, draußen und drinnen. Mit ein paar Worten hat Richard von Schaukal in seinem Gedicht „Ostern" diese Stimmung der deutschen österlichen Frühlingswelt eingefangen, wenn er singt:

Grüner, warmer Wiesenglanz,
Bach und Flüsse stürmen,
Schwalbenschwarm und Mückentanz,
Glocken von den Türmen.

***

Ein uraltes Fest ist Ostern. So hat sich auch um die Feier dieses Festes eine große Zahl von Bräuchen gerankt, die zum Teil noch vorchristlichen Ursprungs sind und uns heute noch sagen, daß auch unsere Vorfahren um diese Zeit ein Fest begangen haben, ein Fest des Frühlings, ein Fest der Immer-Neuwerdung des kreatürlichen Lebens in der Natur, also auch ein Fest der Auferstehung. Das Christentum hatte dann geringe Mühe, dieses Fest durch die Botschaft des Evangeliums wesentlich zu vertiefen. Und all die vielen Bräuche, die sich durch die Jahrhunderte erhalten haben, und die heute wiederum mit besonderer Liebe gepflegt werden, deuten auf die Wiedererneuerung allen Seins. Diese Gedanken sind die herrlichsten und tröstlichsten, die der Mensch zu denken vermag, sie wecken und stärken in ihm den Glauben an die Zukunft, sei es, daß es sich nun um Dinge des Diesseits oder des Jenseits handelt. Immer muß der Mensch an ein Schönerwerden, an ein Wiederneuwerden glauben können, soll er das Leben lieben mit jener schöpferischen Kraft, welche die Gegenwart zu gestalten, die Zukunft zu bauen vermag. Beweis dafür ist die Geschichte der Welt selbst, durch die wir erfahren, daß in diesem Glauben der Völker beste Kraft verwurzelt ist. Das Fest solchen zuversichtlichen Glaubens nun ist Ostern, in dem alle zeitliche Wiedererneuerung Symbol wird der ewigen Wiedererneuerung des Lebens in der verheißenen Auferstehung.



Ostermorgensonne (Photo Edi Sohler, Linden-Verlag / Bild: Eig. Anfertigung)

Sehen also auch wir in den Osterbräuchen mehr als einen Zeitvertreib, ein Spiel. Erforschen wir ihren Sinn und lassen uns begeistern von ihrer Symbolkraft. Schütteln wir in der Freude des Ostertages alle Mühen und Sorgen mutig von uns ab. Und was auch immer uns bedrücken mag, heute ist der Tag, das Licht der zuversichtlichen Hoffnung aufzustecken, die Flamme zu entzünden, die alle winterliche Finsternis erhellen muß. Und wenn in den Landen am Osterabend die Feuer aufleuchten, um die die alten Osterlieder aufklingen, dann mag dieser herrlichste aller Osterbräuche uns gewaltig in das Herz leuchten. Singen wir die alten Lieder jubelnd mit, und wenn dann die Feuer in der Asche verglimmen, bleiben doch unverlöschlich die Sterne, die den nächtlichen Heimweg erhellen. Der Dichter Augustin Wibbelt hat einmal in einem seiner mundartlichen Gedichte vom „Paoskedagg", dem Osterfest, in herrlich schlichter und deutscher Art ein paar Verse geprägt, die auch dem Betrübtesten österliches Frohsein schenken müßten, und die darum hier zum Schluß noch angefügt seien:

„Is Paoskedagg,
Guott Luof un Dank!
Daud is de Daud,
Daut is de Daud,

Wi sind der von af,
Von all dat Leed, wat de Düwel us gaff –
De Heiland steeg ut't Graff."

# Auferstehung und Erwachen

*Von Anton Schnack*

Ostern: ein herrliches, lobpreisendes Wort. Voll und hoch wie eine Glocke. Ein Wachtruf. Ein Wort voll Hoffnung und Freude.

Es kommt ein neues Licht in die Luft, ein **fatteres** Blau in den aufgespannten Himmel, eine wärmere Sonne brennt auf die Erde. Die Dinge werfen wieder stärkeren Schatten. Die Tage werden sichtbar länger. Das ganze Land wird grün.

Jeder Tag läßt neue Blumen blühen. Alle Raine und Wiesen bedecken sich hold und schön. Zuerst kommen die weißen Farben, wohl noch eine zarte Erinnerung an den geschmolzenen Schnee. Der Reigen der Anemonen tanzt im lichten Wald, die Schneeglöckchen machen die Sumpfwiesen heiter, im Bergland glänzen fernhaft die vielen Narzissenteiche. Dann kommen die blauen Blumenkörbe. Das Veilchen schlägt die sanften Augen auf, und die Leberblume sonnt am warmen Rain behaglich ihren hellen Rock. Da die Sonne von Tag zu Tag goldener und kräftiger wird, ist auch schon die metallische gelbe Farbe da. Im Staub des Huflattichs, in der Röhre der Schlüsselblume und im fetten Gesicht der Butterblume ist sie eingedrungen und blüht aus dem hellen Grün.

Die Vögel sind heimgekehrt. Die Lerche schwebt wieder trillernd über dem Saatgrün. Der Star schlägt seine Flügel, pfeift und tobt, ein lebenstrunkener Geselle, auf dem Dachfirst. Das scheue Rotkehlchen flüstert eine zarte Strophe in die silberne Morgendämmerung. Die Schwalbe, selig über die wiedergefundene deutsche Heimat, zwitschert unermüdlich durch die engen Winkelgassen. Auf dem Mühlenwehr wippt die Bachstelze und schießt nach dem Tanz der Mücken.

Den Knaben fällt das Pfeifenmachen aus Haselnußholz ein, den kleinen Mädchen das Spielen mit dem Ball, den großen Mädchen die Liebe, dem Schreiber auf dem Büro das Paddelboot und die grünen Ufer der Flüsse, der alte Gärtner aber nimmt Hacke und Spaten, sät, gräbt, häufelt die Erde und neigt sich selig über die ersten Blumen.

Solche Bilder kommen um die österliche Zeit ins Auge: blumenpflückende Kinder . . . ein Nagel, der Moos und Federflaum in das Gartenbüsch trägt . . . die Bank in der Allee ist voll sonnenhungriger alter Leute: auf der Landstraße zieht eine singende Wanderschar Jugend hinein in die Wälder, hinauf in die Berge . . . Das gelbe Blatt eines Zitronenfalters treibt am offenen Fenster vorbei . . . Auf dem hechtumsäumten Weg gehen Arm in Arm die Liebespaare . . .

Welch ein Jubel und Trubel! Jetzt muß man wandern. Jetzt muß man sich Hügel suchen, unter denen das Land wie eine blühende und grünende Platte liegt. Jetzt muß man die Bauernlandschaften aufsuchen, die Heidehügel mit den schimmernden Birkenhaaren, die stillen Feldwege, die an dem blühenden Wall der Schlehe vorbeiführen. An den Backsteinen entlang und durch den leichten Schatten der Buchenwälder muß man schlendern; denn alles hat einen neuen Schein. Der Sieg des Lebens eilt ungestüm über die Bauernerde und küßt ihr ewiges Antlitz. Und wieder fängt sie an zu blühen, zu grünen, zu lächeln und zu glänzen.

Auf der reichen Tafel der österlichen Tage steht das Verstecken und Finden der Ostereier, der Landausflug, die fröhliche Einkehr im Dorfwirtshaus, das Schmausen von saftigen Osterschinken, die jubelnde Auferstehungsfeier in der Dorfkirche, der Veilchenstrauß, der das Zimmer durchduftet, das Lagern an einem sonnigen Rain, das Lustspiel der Schmetterlinge, die Ausfahrt in einer klappernden Bauernkutsche, der Besuch der mittelalterlichen Stadt Rothenburg, unter der die grünende und blühende Schale des Taubertales liegt, man müßte an den Ostertagen auf den Rothügeln von Meersburg stehen und in den traumhaft schönen und blütenumkränzten Seespiegel des Bodensees hinunterschauen. Schön auch sind die Osterjage in den bayerischen Bergen, wenn die Lawinen, vom warmen Föhnwind gelockert, aus den Wänden donnern, während die Auwiesen weiß von Narzissen und blau von Frühlingsgenzien sind. Man muß durch das Bienengesumm blühender Kirschbäume wandern, die wie eine schäumende Welle aus der Ebene gegen die Ausläufer des südlichen Schwarzwaldes anbranden.

# Ostern 1915 bei Tahure

*Erzählt von K. Schorn*

Wer Augen hat, der schaue, wer Ohren hat, der höre! Gottes Garten ist in der ganzen Champagne verschoben worden, wo damals die letzten Nachwehen der großen Winterschlacht sich abspielten. In der Karwoche bezogen wir zwischen Sommepy und Tahure Ruhequartier, in dem wir freilich bei der Erregung auf beiden Fronten wenig zur Ruhe kamen. Da zu erwarten stand, daß wir noch vor Ostern nach vorn mußten, hielt unser Divisionspfarrer den österlichen Feldgottesdienst schon am Gründonnerstag ab. Während in der Ferne Kanonen murrten und Maschinengewehre ihre Salven herunterschnarrten, unternahm es unser Pfarrer, inmitten der Kulissen des Todes und der Zerstörung groß den Gedankenbau christlichen Auferstehungsglaubens aufzurichten. Er machte es mit schlichten Worten und in handgreiflichen Bildern, ohne komplizierte Gedankengänge. Es war den Gesichtern unserer Soldaten abzulesen, daß seine Art tiefen Eindruck hinterließ.

Das merkte ich auch meinem Korporalschaftskameraden an, mit dem zusammen ich den Rückweg zum Ruhelager antrat. Der war ein baumlanger Westfale aus dem Münsterlande, schon ein älterer Mann, der einen Vollbart trug. Andreas hieß er und war ein Bauernsohn. Sonst weiß ich nichts mehr von ihm. Schon von Natur war er wortkarg und brachte die Rede nur schwer von der Zunge. Heute aber war er womöglich noch schweigsamer als sonst. Aber ich fühlte, daß es schwer in ihm arbeitete, und daß es ihn etwas zu sagen drängte.

Unser Weg führte durch wüst zerschossenen Wald. Birken und Kiefern lagen mit zersplitterten Stümpfen schimmernden Bruchstellen durchs Gestrüpp. Aber allenthalben kam doch das junge Grün zum Vorschein und breitete einen zarten Schleier über die Landschaft des Todes. Selbst die zerbrochenen Birken, deren Blut in den Wunden zu glasigen Klumpen geronnen war, trieben am Fuß junge Schossen.

Vor einem solchen lebendigen Baumfrelett blieb Andreas jetzt stehen und rührte mit dem Finger an die halberschlossenen Knospen. „Auferstehung", sagte er fast schüchtern, aber damit hatte er das lösende Wort gefunden. Denn jetzt begann er in schwerfällig gefügten Sätzen, in denen weniger eine denkerische Erkenntnis, als vielmehr ein übermächtiger Lebenswille sich Ausdruck schaffte, über die leibliche Auferstehung von den Toten zu sprechen. Alles in seinen Worten war hartnäckige Forderung und ungestümer Widerstand gegen den Gedanken eines ewigen Todes. Es war wohl diese Art, durch die ich mich herausgefordert fühlte. Vielleicht regte sich auch die Eitelkeit des jungen Philosophiestudenten in mir, der sein überlegenes kritisches Wissen an den Mann bringen wollte. Kurz und gut, mit kleinen Einwänden meinerseits fing es an. Da er mit solchen Waffen nicht zu streiten verstand, brachte er seine Forderungen immer aufs neue und immer stürmischer vor. Schließlich geriet er in Zorn, und sein letztes drohendes Wort klingt mir heute noch in den Ohren als er ausrief: „Mit dir mag es gehen, wie es will. Ich werde auferstehen, auferstehen mit Fleisch und Bein, so wie ich hier bin!"

Noch am selben Abend wurden wir alarmiert. Wir rückten über Tahure nach vorn. Die Musik des feindlichen Infanteriefeuers zwitscherte uns um die Ohren. Es gab Tote und Verwundete. Im „Hexenkessel" begegnen wir Reserveteilung. Am Hang eines hohen Erddammes waren Löcher ausgebuddelt. Zu zwei und zweien krochen wir da hinein; Andreas und ich lagen zusammen. Der Zwist vom Nachmittag war längst vergessen.

In der Nacht rückten Pioniere mit Schanzzeug an. Wir mußten zur Arbeit weiter nach vorn. Ein Laufgraben war nur erst knietief ausgehoben; wir standen ohne Deckung im feindlichen Feuer. Mit fünf Schritt Abstand gingen wir an die Arbeit, Andreas frontwärts als Nächster vor mir. Eine Viertelstunde lang waren wir haftig an der Arbeit, als Andreas mit einem kleinen Schrei zusammensackt. Während wir uns über ihn beugen, verlischt er schon. Kopfschuß. Wir trugen ihn zurück und legten ihnen im Schutz der Böschung nieder. Mit Morgengrauen war unsere Arbeit fast getan. Wir mußten zurück in unsere Erdlöcher. Von jetzt an lag ich allein. Andreas lag draußen, zehn Schritt nebenan.

Tagsüber gab es keine Verbindung nach rückwärts. Ein Wasserholertrupp, der sich zur Bumpe nach Tahure zurückwagte, wurde dezimiert. Wir sahen zwei Sanitäter mit einem Schwerverwundeten ankommen und durch den halbfertigen Graben nach rückwärts stolpern. Fast hatten sie den Rand des schützenden Kiefernwäldchens erreicht, da steigt, wo sie eben noch gingen, eine dunkle Rauchfontäne auf. Als wir hinzukamen, lagen drei Tote da.

Es war nicht daran zu denken, Andreas dagegen zurück zu schaffen. Auch vorn wurden die Toten auf die Grabenböschungen gelegt und blieben liegen. Die Nacht aber war für die Lebendigen da. Verwundete mußten zurückgeschafft werden. Proviant und Munition, Baumaterial und Stacheldraht wurde angeschleppt. Und im übrigen wurde geschanzt, geschanzt bis zum Umfallen.

Zwei Tage und zwei Nächte lang lag Andreas so da. Ueber das Gesicht hatten wir ihm einen neuen Sandsack gelegt. Am Karsamstag abend begruben wir ihn drunten im Feld, fünfzig Meter einwärts. „Jetzt wirst du alles wissen", ging es mir durch den Kopf, und ich dachte an unsere Auseinandersetzung vom Gründonnerstag. Ein zerspaltenes Stollenbrett banden wir kreuzweise zusammen und pflanzten es ihm auf den Grabhügel. Von meinem Loch aus konnte ich das Kreuz weiß durch die Dämmerung schimmern sehen.

Am Ostermorgen, die ganze Nacht hindurch hatten wir schwer geschanzt, lagen wir schlafend in unseren Erdhöhlen. Ein Steilfeuergeschütz tastete unsere Stellung ab, hämmerte mit minutenlangen Pausen bloß auf den Damm oder unten ins freie Feld hinein. Unseren Hang bekam es nicht so recht zu packen. Ein zweites Geschütz gesellte sich hinzu, dann ein drittes und viertes. Und plötzlich war rings um uns die Hölle los. Ein Feuerüberfall aus allen Kalibern verdichtete sich über unserer Stellung. Das Feld da vorn glich einem dämonischen Gespensterwald von riesigen Bäumen aus Rauch und Flammen. Wir wurden es inne, warum diese Senke hier auf den Namen „Hexenkessel" getauft war. Es blieb uns nichts übrig, als am Boden der Löcher hingeduckt den Hagel von Dreck und Eisen über uns hinfahren zu lassen.

Ebenso plötzlich, wie er gekommen, hatte der Orkan ausgerast. Wir sahen die tintenschwarzen, gelben und tiefgrünen Schwaden langsam abziehen. Ich spähte nach Andreas hinaus. Das weiße Kreuz war verschwunden. Aber eine dunkle Masse lag dort im Trichterfeld. Am späten Abend gingen wir hinaus. Die dunkle Masse, die da lag, das war Andreas. Von einer schweren Granate ausgeschaufelt aus seinem Grabe. Und es war mir, als höre ich ihn in seiner hartnäckigen Art sagen: „Ich werde auferstehen, auferstehen mit Fleisch und Bein, so wie ich hier bin."

Dreimal haben wir Andreas in jenen Ostertagen begraben müssen. Dreimal stand Andreas wieder auf. Dann erbielten wir vom Kompanieführer die Erlaubnis, ihn in der Nacht nach Tahure hinuntez zu tragen. Dort ruht er jetzt irgendwo und harrt seiner Auferstehung entgegen.

## Die Lerche

*Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge,*
*Des Frühlings Bote, du Liederfreundin,*
*Sei mir gegrüßet, geliebte Lerche,*
*Die beides lehret, Gesang und Leben.*

*Der Morgenröte, des Fleißes Freundin,*
*Erweckst du Felder, belebst du Hirten;*
*Sie treiben munter den Schlaf vom Auge:*
*Denn ihnen singet die frühe Lerche.*

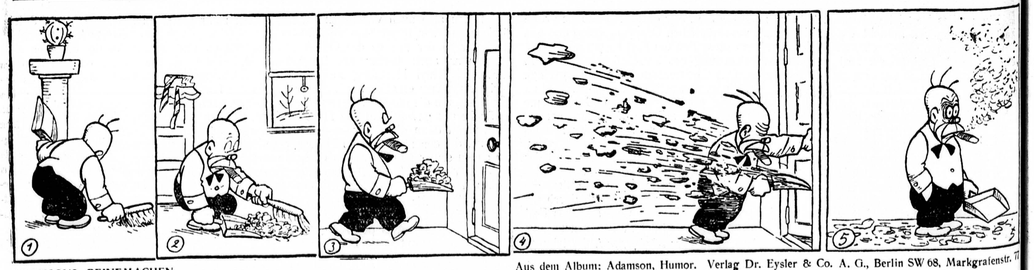
*Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,*
*Erwacht verjünget vom langen Schlafe,*
*Die starren Bäume, sie hören wundernd*
*Gesang von oben und grünen wieder.*

*Die Zweige sprießen, die Blätter keimen,*
*Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede.*
*Die Vögel girren im jungen Neste,*
*Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.*

*Denn du ermunterst sie, kühne Lerche,*
*Beim ersten Blicke des jungen Frühlings,*
*Hoch über Beifall und Neid erhoben,*
*Dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.*

*Inbrünstig schwingst du dich auf zum Himmel*
*Und schlüpfst bescheiden zur Erde nieder.*
*Demütig nistest du tief am Boden*
*Und steigst frohlockend zum Himmel wieder.*

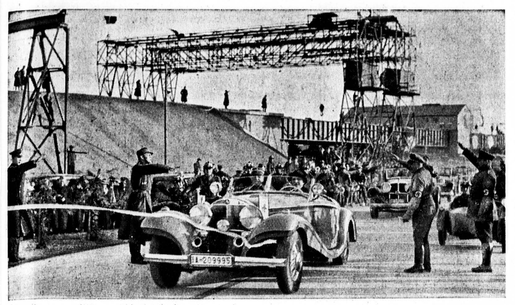
*Herder.*



ADAMSONS REINEMACHEN

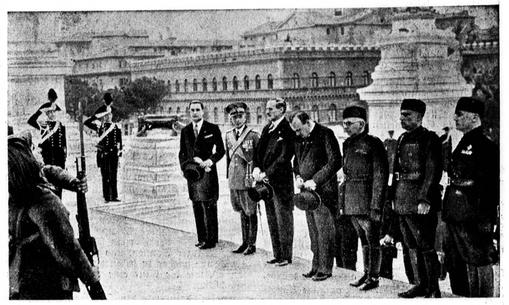
Aus dem Album: Adamson, Humor. Verlag Dr. Eysler & Co. A. G., Berlin SW 68, Markgrafenstr. 11





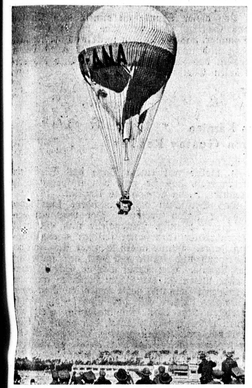
**Die Reichshauptstadt erhielt ihre erste Autobahn**

Ministerpräsident Göring durchschneidet mit seinem Wagen das Band, das den ersten Teil abschnitt der Reichsautobahn Berlin—Stettin—Ostsee freigibt. Damit hat nun auch die Reichshauptstadt ihre erste Reichsautobahn erhalten. (Deutsche Presse-Photo-Zentrale, K.)



**Dr. Frank in Rom**

Bei seinem Besuch der italienischen Hauptstadt legte Reichsminister Dr. Frank im Beisein des deutschen Botschafters von Hassel und hoher Würdenträger der Faschistischen Partei am Grabmal des Unbekannten Soldaten einen Kranz nieder. (Dr. Frank mit gesenktem Kopf, links von ihm Botschafter von Hassel. — Scherl Bilderdienst, K.)



**Am Start zum polnischen Stratosphärenflug**

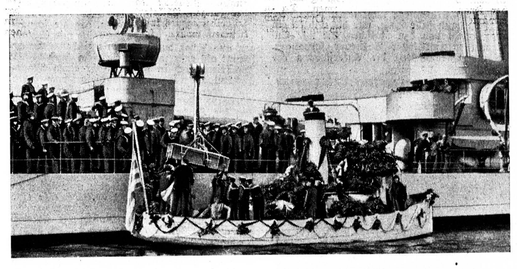
Auf dem Warschauer Flughafen startete der polnische Ballon „Warszawa II" zu einem Stratosphärenflug unter Führung des Siegers im Gordon-Bennet-Flug 1935, Kapitän Burzynski, der von dem Meteorologen Dr. Jodko-Narkiewicz begleitet wurde. Auf unserem Bild sieht man den Ballon, in dem Messungen der kosmischen Strahlungen durchgeführt werden sollen, kurz nach dem Aufstieg. Der Ballon erreichte eine Höhe von 10 000 Metern, wurde aber nach glücklicher Landung durch Feuer zerstört. (Scherl Bilderdienst, K.)

**Deutsche Arbeiter in Madeira**

Die deutschen KdF-Fahrer bei ihrem Besuch des Terreiro da Lucta auf Madeira. Die Sänften genannt Hammocks, sind ein beliebtes Transportmittel für die Fremden. (Presse-Bild-Zentr., K.)

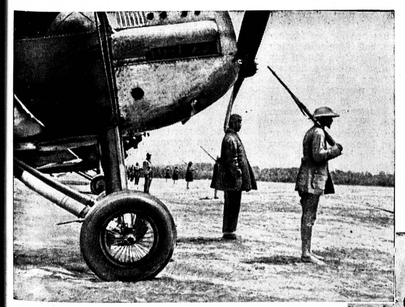
**Mit dem Boot ins Hotel**

Diese tragikomische Situation erlebten Hotelgäste bei der großen Ueberschwemmung in Hartford im Staate Connecticut. Sie fuhren mit einem Boot bis ins Haus. (Weltbild, K.)



**Die Heimkehr des alten Revolutionärs**

Das erste Bild von den Beisetzungsfeiern für den früheren griechischen Ministerpräsidenten Venizelos auf seiner Heimatinsel Kreta: Der Sarg mit der Leiche Venizelos' wird in Kandia an Land gebracht. (Megalokonomou, K.)



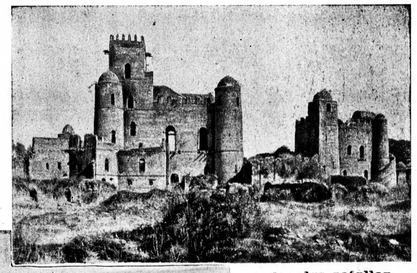
**Dieser Flugplatz wurde bombardiert**

Ein Blick auf den Flugplatz von Addis Abeba, der von fünf italienischen Bombenflugzeugen mit Bomben belegt wurde, wobei zwei abbessinische Flugzeuge zerstört wurden. Zum erstenmal haben damit italienische Flugzeuge ihren Aktionsradius bis zur abessinischen Hauptstadt ausgedehnt. (Associated Preß, K.)

**Von der abessinischen Südfront**

Italienische Eingeborenen-Artillerie bei der Vorbereitung für neue Kämpfe an der Südfront, die noch vor Beginn der Regenzeit die Erreichung der nächsten gesteckten Ziele möglich machen sollen. (Pressephoto, M.) →

## Vom italienisch-abessinischen Kriegsschauplatz



**Gondar gefallen**

Nach den jüngsten Meldungen vom abessinischen Kriegsschauplatz ist die Stadt Gondar von den Italienern besetzt worden. Mit dem Fall von Gondar haben die Italiener einen der wichtigsten Straßenkreuzungspunkte und damit auch den Weg zum Tana-See in ihren Besitz gebracht. Wir zeigen die Südseite des Kaiser- und Kaiserinnenschlosses in Gondar. (Steinlehner, K.)

# Die Ostersonne / Von Peter Dörfler

Am Karsamstag brachte man die Kinder auf dem Hof, der einsam über dem fruchtreichen Altatale lag, frühzeitig zu Bett, denn auch sie sollten am Osterfeste vor Tage geweckt werden, um mit den Erwachsenen um die Fehgenwanklung zu wallen und die aufgehende Sonne zu grüßen. In den vergangenen zwei Jahren hatten Regen und Sturm den Vollzug der frommen Sitte behindert.

Der Morgen war dann wirklich so klar, wolkenlos und still, wie es der Abend versprochen hatte, und die ganze Familie, das Hausgesinde mit eingegriffen, war rechtzeitig gerüstet und schritt, eins hinter dem andern, die geweihte [illegible] in der Laterne geborgen, laut betend den Ackerrain entlang, als über ihnen noch die Sterne am blassen Himmel blinzelten und der gaukelnde Lichtschein von dem letzte herausfließenden Tagelicht noch nicht aufgefogen wurde.

Die Neugier der Kinder, aber auch die Schaulust der Erwachsenen überließen es oft dem Mund allein, die sognenden Worte über die Flur hinzusprechen, während ihre Herzen wie auch ihre Augen sich an den wandelnden Lichtern ergötzten, die auf nachbarlichen Gründen hügelauf und hügelab wanderten. Von überall her hallte das Schmettern der Hähne in ihre Gebetsworte, die so eintönig und so eindringlich wie jene ersten Heroldsrufe des Tages immer die gleichen Laute wiederholten und Jesus den Auferstandenen priesen.

Der Bauer spähte dabei, ob aus der Ackerkrume nicht schon grüne Geschosse hervorkämen, der Bub stellte fest, daß schon einige der weißgrünen Perlknospen am Dornschleifstrauch aufgebrochen seien, und er wie seine Schwestern schauten heimlich, ob sie nicht den Osterhasen zum Naschen, das sie für seine bunten Eier im Ostergarten aus Haselgerten, Fichtenzweigen und Moos geflochten hatten, springen sähen.

Aber jetzt wisperte eine Lerche kaum mannshoch über dem Acker, schwang sich steil empor und begann zu trillieren. Ihr Lied bedeutete den zweiten Heroldsruf. Sie, die kleine, graue Lerche, durfte zuerst sehen, was die farbenschillernden Hähne, die selber wie Morgenrot leuchteten, nur ahnend und träumend spürten: Das Nahen der Sonne.

Und alle im Zuge schauten nun ostwärts und erkannten an einem glutroten Teppich, der über dem zackigen Rand der Tannenspitzen ausgelegt war, Straße und Tor, wo die Ostersonne in die Welt eintreten würde. Nicht nur die graue, winzige Lerche von ihrer himmelnahen Warte aus begann sie bereits zu grüßen, sondern auch die Drossel, die auf dem Haustrift oder ganz oben auf der Herzlerze einer Tanne zu sitzen pflegt, so sogar schon die im Busch sitzende Amsel und die Grasmücke und das Schwarzplättchen, dessen Lieder frisch quellen, wie ein eben aus der Erde rinnender Born.

Als es soweit war, knicte der Hausvater nieder und ihm folgend alle bis auf den steifen Großvater, der seine Knie nicht mehr beugen konnte. Warum knieten sie sich auf die fühle

Das japanische Teehaus in Sanssouci („Das deutsche Bild“)

und taumelnde Erde? Es ging die Sage, daß um die Zeit des Ostersonnenaufgangs der Heilige Vater die ganze Erde segne. Und sie neigten und bekreuzten sich, um den Segen dessen zu empfangen, der im Namen und im Geiste des zu dieser Stunde aus dem Grabe erstiegenen Wetterstürzers, des Lichtbringers, ein Wort wider alle Finsternis sprach.

Aber Franz Michel, der älteste Knabe des Bauern, der in diesem Jahre zum ersten Male dabei war, dachte nicht an die über weite Länder weg segnende Hand des weißen Vaters, sondern starrte nun auf die Sonne und war von ihrer Kraft und Herrlichkeit bis zur Furcht ergriffen; denn noch nie zuvor hatte er die wachsvolle Lebensspenderin in solcher Klarheit und mit soviel Bedacht angesehen. Wie gewaltig war ihr Rund, ein glatter Seelspiegel voll Feuer! Einige Augenblicke gab es für ihn nichts mehr als diese so sichtbare und so geheimnisvolle Sonne, die nur ein Haupt war und doch mit Händen, mit lichtgetsonnenen Füßlern nach ihm herlangte. So wie dieser kindlich staunende Knabe mochten einst seine Ahnen auf dieser Erde gekniet sein, wenn sie zum Frühlingsanfang hinaufgezogen waren, um die wiedergeschenkte Sonne zu grüßen und die Hände nach ihrem segnenden Antlitz auszustrecken.

Endlich mußte Franz Michel die Augen abwenden. Die Sonne, die sich ganz von dem rot entzündeten Morgennebel und vom Rand der Erde gelöst hatte, brannte seine Augen. Lange hatte der Knabe mit ihr gerungen, denn er wollte sie doch durchaus in jedem Fall ihres Anfanges verfolgen, um Zeuge zu sein, wie sie drei Sprünge machte. Drei Sprünge tut am Ostermorgen die Sonne. Einen einzigen, zwischen einem Zwinkern der Augenlider und bei ihrer Loslösung vom Gezack des Fichtenwaldes, glaubte er gesehen zu haben, aber auch dieser Sprung war ihm halb und halb entgangen. Und nun war vor ihm ein Wallen und Schweben schwarzer Sonnen, und wenn er versuchte, die Sonne wieder zu belauern, dann wehrte sie ihn ab, wie die Glut eine tastende Hand von sich hält.

Er lief dann vor den Seinigen her in den Garten zurück und fand die roten und vielfarbenen Ostereier in seinem Hasennest. Nachdem er sich fürs erste satt daran gefreut hatte, lief er zur Mutter, die den Osterladen in den Korb legte und fragte, warum die Sonne heuer die drei Sprünge nicht getan habe? Sie antwortete: „Ganz gewiß hat sie die drei Sprünge getan, aber meinst du, so etwas kann jeder Spatz sehen?“

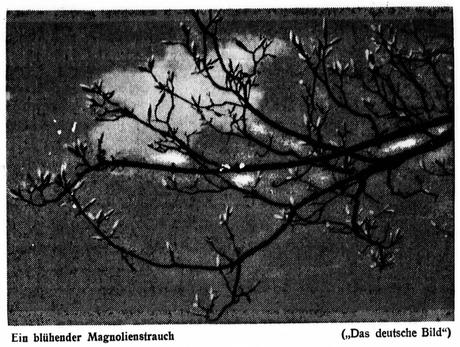
„Wer kann es denn sehen?“

„Wen es gegeben ist, Bub! Aber es kommt vielleicht alle hundert Jahre einmal ein solcher, der ungestraft in die Sonne schauen kann.“

Franz Michel nickte, denn er hatte ja soeben selbst erprobt, wie schwer das sei. Nun wollte er aber wissen, warum die Sonne am Ostermorgen drei Sprünge mache. Die Mutter hatte an diesem Morgen viel zu viel Arbeit im Kopf, um sich mit dem Buben aufhalten zu können. Aber sie gab ihm gleichwohl noch rasch eine Antwort.

„Das kommt daher, weil auch unser Herr am Ostermorgen in drei Sprüngen erstanden ist. Im ersten hat er den Tod zerrissen, im zweiten den schweren Stein mit seinem Haupt aufgehauben, im dritten ist er bis an die Decke des Himmels gefahren. Die Sonne aber ist zugleich aus Schrecken und aus Freude in drei Sätzen aufgegangen, weil sie zum ersten Mal ein Antlitz gesehen hat, das gewaltiger geleuchtet hat als das ihrige.“

Von dieser Stunde an dünkte dem Knaben das Gestirn, das den Tag bringt und den Sommer, das die Blüten weckt und die Früchte reift und noch im tiefen Winter alles Leben erhält, das schönste und wahrste Bild des verklärten Christus. —



Ein blühender Magnolienstrauch („Das deutsche Bild“)

# Das Osterrennen / Eine Ostergeschichte aus Kärnten von Gustav Renker

Am Gründonnerstag fliegen die Glocken fort. Weit über Berg und Täler, über Seen und Flüsse nach Rom. Ist man ein Sonntagskind und noch dazu recht brav, dann kann man sehen, wie sie aus dem Dusker der Glockenstube herausstarren, sich aufschwingen wie große, silberglelßende Adler und im Süden verschwinden. Da ich noch klein war, saß ich am Gründonnerstag am Fenster und die Großmutter stand neben mir. Scharf lugten wir beide über den frühlingshellen See zum anderen Ufer hinüber, wo der weiße Turm des Klosters Ossiach sich von den blaßgrünen Lauternlaubwäldern abhob. Und auf einmal rief die Großmutter: „Jetzt . . . jetzt sehen . . . jetzt sind sie geflogen.“ Wahrhaftig, ich hatte sie gesehen, als Kind sieht man ja so vieles, was Erwachsene nicht sehen.

Kamen dann stille Tage, nur hie und da ein wenig belebt von den Raschen, die wir Buben mit unermüdlicher Ausdauer schwangen. Bis am Osterfamstag die Auferstehung des Heilands gefeiert wurde. Da waren die Glocken wieder da! Die Orgel brauste, die Trompete des Binderlepp ließ schmetternde Töne aus, die entsachsenen Lehrerkinder hatten Geigen unter dem Kinn und kratzten drauf los, und das Hallelujo der Osterfreude jubelte zum Himmel. Solches begab sich aber nicht drüben in der feierlich stolzen Klosterkirche, am Schattenufer des Sees, sondern im Bergkirchlein unserer Uferseite. Sankt Josef heißt es, liegt hoch über See und Talboden am Eingang einer dunklen Schlucht, die alljährlich wilde Wasser ausspeit und viel Schaden macht, wenn aben auf den Graten die Frühlingssonne den trägen Winterschnee tilgelt.

Die Auferstehung! Späterhin habe ich großartigen, prunkvollen Feiern dieses Festes beigewohnt, ich hörte die Orgel von San Pietro in Rom dröhnen und die Sängerknaben der Sixtina die Missa papae Marcelli des Palestrina singen. Aber so schön wie im Bergkirchlein Sankt Josef zu Kärnten wars dann später doch nie mehr. Und eines hatten all die großen feierlichen Gottesräuser in den Städten nicht, eines, das wir Bodensdorfer hatten, die der Pfarre Sankt Josef zugewiesen waren: das Osterrennen.

Osterns fröhlich-mahrhafte Symbole sind bekanntlich bunte Eier und saftiger Schinken, wogu noch bei uns in Kärnten die unvergleichlichen, würzigen Hauswürste kommen. Und um dem Mahle rechte Weihe zu geben, werden diese nahrhaften Dinge in der Auferstehung vom Priester gesegnet. In Reih und Glied wie Soldaten stehen die Körbe auf dem Steinboden der Kirche, Würste und Schinken prohen darin neben sichtlich bunten Eierlein. Und mitten durch diese Herrlichkeiten geht der Priester und segnet uns das Ostermahl. So war's und ist's noch heute. Dann aber, kaum der Orgel letzter Ton verklungen ist, packen die Mägde und die Häuerstöchter, welche mit Vätern zur Kirche gekommen sind, ihre Schätze unter den Arm, und nun beginnt ein tolles Rennen auf dem steinigen Bergweg hinab ins Tal. Die alte Sage liegt, daß die Rast flattern, wer die schwarzen Seidenbänder der Festtagshüte wie Schlangen aus Achat durch die Luft zischen. Welche kommt als erste mit unversehrtem Korb heim? Die kriegt noch in diesem Jahre einen Mann. Die Aufgabe wäre nicht einmal so schwer, wenn nicht noch eins dazu käme: die Arechheit der Burschen. Denn nach dem Auferstehungssegen sind die Körbe vogelfrei mit dem Ostermahl — sofern sich das Dirndl nicht gehörig zu wehren versteht. Neben den talabrasenden Mädels laufen die Burschen und versuchen, ein buntes Ei oder eine Wurst aus dem Korbe zu lesen. Hat er eins erwischt, der Bub, dann kann ers verzehren, ohne des Diebstahls angeklagt zu werden. Das Dirndle aber kriegt in dem Jahr sicher keinen Mann. Ist also eine sehr ernst Angelegenheit, das Osterrennen.

Das fand auch unsere Rosel, und deshalb verpackte sie den Korb fest und tüchtig, damit nicht einer mit raschem Griff was herausnehmen könne. Tat auch, schalkhaft wie sie war, ein paar Dornzweigen zwischen die Buschen von Immergrün, Himmelschlüsseln und Leberblümlan, welche einen Kranz von Poesie um die nüchternen Würste, Schinken und Eier zauberten. Dann schwang die Rosel den Korb auf ihr feines Köpferl, um das sich die schwarzen Flechten schwer und voll schmiegten, und ging leichten Schrittes den Bergweg hinauf zur Auferstehung. Wie Buben mit der Mutter hinterdrein. Die Rosel war halb Magd, halb „Hochlernerin“, wie man's nannte. Sie war Tochter eines Bauern aus dem Arriachertal und in die Hut meiner Mutter gestellt worden, um hier die bürgerliche Küche und auch ein bissel von dem beliebten Schwindel, den man gute Manieren nennt, zu lernen. Den ganzen Tag sang sie, die Rosel, sang im Kuhstall und beim Handeltuttern, sang beim Strudelteigausziehen und Krapfenbacken, hatte keinen Liebsten, verlangte scheinbar nach keinem, lief sich aber gern abends ein gutes Buch von der Mutter aus, um noch was zu lesen, während die anderen Mägde zum Stelldichein mit den Burschen flogen. Und wie sie jetzt so dahinschritt, hochgewachsen, stolz und schön, da glich sie ein wenig den biblischen Frauen, die mit Krügen auf dem Haupte zum Brunnen wandeln. Nur hatte die Rosel statt des Kruges den Korb mit den Würsten, Schinken und Eiern, die droben im Gotteshause geweiht werden sollten.

Auf die Rosel hatten es die Burschen auch besonders abgesehen, als dann das Osterrennen losging. Fast war es, als ob die Bodensdorfer Dindlan auf die zugereiste Magd aus dem Arriachertal ein bissel neidisch wären. Wie ein Schwarm von Hornissen furrten und slalterten die Buben um unser Mädel, verlochten lachend aus ihrem Korbe eine Wurst oder ein Ei zu grapfen oder aus der Rosel schwarzem Haarreplock die neckisch über dem Ohr angebrachte Narzisse zu stehlen. Aber der Griff in den Korb wurde von dem Stachelgeldorn abgewehrt, und gegen kecke Griffe in ihre Zöpfe wehrte sich die Rosel selbst. Sie lachte wie ein Wirbelwind zu Tal, weit voraus den andern Mädeln, flog um Waldecken, glitt über neu begrünte Wiesen, pfeifte durch das Buchholz, wollte mit einem Satze das Sträßlein überqueren, das sie noch von unserem Besitz trennte . . . da geschah das Unglück.

Das Sträßlein dahergewandert kam nämlich der Jakob Brenner. Der war ein einschichtiger Mensch, Junggeselle und ein bissel Eigenbrödler trotz seiner frischen zweiundvierzig Jahre. Hauste allein in einer Kauschen am Dorfrand und freute sich dort auf seine Zeit des Lebens. Von Beruf war er Schnellenverfertiger unten an der Bahn, handelte auch ein wenig mit Holz und hatte angeblich schon einen stattlichen Batzen auf der Sparkasse. Rosel hatte sich für diesen Jakob Brenner nie was gedacht, weil sie ihn für einen alten Esel hielt. Jetzt aber, da sie ihn so daherkommen sah, mit einem Sack auf dem Rücken, in dem sich Schnellen bargen, und mit einem Gesicht, das vor Freude über den Fang wie ein Vollmond strahlte, da sah sie ihn mit ganz anderen Augen an. Und sie sah auch, daß er einen Osterschinken geleistet, den er beim Gütlerbauer zum Kochen gegeben hatte. Denn da er sagbüser beschäftigt war, konnte er nicht gut selbst das saubendienge Weibchen des Schmieds überwachen. Und doch will der Mensch seinen Osterschinken haben. Nunmehr trug der Brenner den Schinken in der Sechssuppe schwimmend, noch heiß dampfend, in einem großen Blechkasten seiner Behausung zu.

Und ausgerechnet in diesen Jakob Brenner sauste die Rosel, als sie aus dem Busch vorspringend das Sträßlein überqueren wollte, mit der Schnelligkeit eines mittleren Eisenbahnzuges hinein. Die Verwirrung war unbeschreiblich, das Chaos kann zu schildern. Ueber die Straße rann ein trüber Bach — das war das Jakob Selchsuppe. Neben dem Menkerschinken lag, nicht minder stattlich, aber noch dampfend, der Brennerschinken. Die Hauswürste blieben verhältnismäßig unberührt, von der Katastrophe, denn sie steckten in Häuten und konnten der Entwicklung der Dinge wohlgeparzt in Ruhe zusehen. Die bunten Eier waren jämmerlich zerstückelt, ein mit viel Zibeben und Weinberln gefüllter Reining (Mürbteig-Sauskuchen) war von der Selchsuppe durchweicht. Rosels bunte Seidenschürze troff von Fett, und des Jakobs schwarzer Anzug sah aus wie eine Speckschwarte. Ringsumher aber sammelten sich nach und nach die Kirchgänger an, die Burschen lachten, die Mädels taten mitleidig und freuten sich insgeheim, daß der Ausverdienen das Unglück passiert sei. Die Rosel meinte, der Jakob sagte nichts, putzte an sich Anzug und — sah die Rosel an. Immer an die Rosel. Die Mitschuldig Trefsel, die von allen die vorwitzigste war, meinte: „Jetzt keigst heuer kein Mann, Rosel“. Worauf die Rosel schluchzte: „Dös is mir lei gleich, aber die Eier san hin und mei Schürzen is hin und die Suppen fließt auf der Straßen und dem Herrn Brenner sei Kleid is a fetzig.“ Der Jakob Brenner aber spielte den feinen Herrn und meinte, das Kleid ließ sich wieder putzen, Eier seien nicht teuer und an der Selchsuppen liege ihm eh nix. Von der Schürze sagte er nichts.

Aber andertags, als wir zur Osterbescherung rüsteten, kam der Jakob Brenner etwas verlegen zu meiner Mutter, gab ihr ein Päckl ein und bat, selbiges zu den Ostersachen der Rosel zu legen. Die Rosel hat's neugierig aufgemacht, ist brennrot geworden wie sie eine wunderschöne Schürze gefunden hat und dabei eine beschriebenes Kärtlein, das sie las und schleunigst in ihrer Tasche verschwinden ließ. Ich weiß nicht, was draufgestanden hat. Aber gesehen hab ich, daß auf dem Kärtlein zwei rote Herzen waren und ein Taubenpaar.

Die Sache entwickelte sich sehr natürlich und wie in solchen Fällen üblich. Nach einem halben Jahr war die Rosel des Jakob Brenners Frau. Was aber nicht so üblich ist, war folgendes: der Jakob entwickelte sich später zu einem famosen Geschäftsmann, der mit Holz handelte. Im Krieg waren seine Rosel und ihre zwei Kinderlein große Anaft um den Vater, der mit allerlei Aussteichnungen und einem angeschossenen Fuß heimkam. Dann handelte er weiter mit Holz. Das ist kurz gesagt: heute hat er in Villach eine Villa, und wenn die Rosel über Land fährt, läßt sie ihr eigenes Auto anfurkeln. Ich kann nichts dafür, daß die Begebenheit beim Osterrennen einen Schief nahm wie beim Märchen von der armen Magd.



# Uraufführung in Kopenhagen

ROMAN VON WILHELM SCHEIDER

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W 62

5. Fortsetzung

„Warte auf mich“, sagte er, „bis ich wieder herunterkomme. Das mußt du noch für mich tun.“

Er stürmte fort. Sie hörte ihn die Treppen hinauflaufen. Sie war unentschlossen, aber dann blieb sie doch.

Schon nach wenigen Minuten kam er mit seinem Koffer zurück. Er war jetzt keineswegs bedrückt, nein, fast heiter.

Sie sagte hastig: „Seeland ist aber eine Insel. Wie willst du es machen?“

„Oh,“ antwortete er, „es wird schon glücken. Ich habe da eine bestimmte Idee.“

Sie umarmte ihn noch einmal. In diesem Augenblick schrakken sie beide zusammen. Deutlich hatten sie drüben in der Portierloge ein scharfes Klingelgeräusch gehört.

„Telefon“, sagte er leise.

Sie lauschten. Deutlich hörten sie die Stimme des Portiers. Der Mann nannte den Namen des Hotels.

Dann Stille, ein lange, bange Stille.

Dann wieder die Stimme des Portiers, sie klang plötzlich aufgeregt.

„Konstanze,“ sagte George, „jetzt wird es Zeit. Die Polizei . . .“

Er riß die Tür auf. Konstanze folgte. Als sie vorüber wollten, vertrat ihnen der Portier den Weg. Er murmelte etwas von „Moment gedulden“.

„Nein“, sagte George, „ich habe keine Zeit. Ich muß zum Flughafen, nach Kastrup.“

„Es sind noch einige Formalitäten zu erledigen“, stammelte der Portier. — er war verwirrt und aufgeregt — „ich darf Sie unmöglich gehen lassen. Eben habe ich den Chef geweckt, er kommt sofort.“

George schob den jungen Mann sanft beiseite. Sie liefen zum Wagen. George stieg ein, Konstanze stand am Schlag.

„Es kann dir nichts passieren“, sagte er, „man wird dich vernehmen, aber du weißt ja nichts. Außerdem bist du ja ein tapferes Mädel. Wir sehen uns in Berlin, in vier, fünf Tagen.“

„Du willst zum Flugplatz?“

„Unsinn. Ich weiß schon meinen Weg. Auf Wiedersehen, Konstanze. Und sei mir nicht böse, daß ich dir solche Unannehmlichkeiten bereite. Eines Tages werden wir darüber lachen.“

Er fuhr an.

Als er den Rathausplatz erreicht hatte, sah er eine hell erleuchtete Uhr. Es war halb drei.

Dann erreichte er den breiten Straßenzug, der in östlicher Richtung aus der Stadt herausführte.

Es kam der Sund, das offene Meer. Der Mond stand im wolkigen Firmament. Ueber den dunklen Sund lief ein breiter, silberblinkender Streifen.

Mit Hundert-Kilometer-Geschwindigkeit jagte George dahin. Kurz darauf fuhr er langsam durch die engen, schwach beleuchteten Gassen der kleinen Seestadt Helsingör. Er bremste am Hafen. *

Vier Tage später lief bei stürmischem Westwetter ein kleiner Motorkutter in den Hafen von Danzig ein. Es war ein Schiff norwegischer Nationalität, die „Anna Hjelm“. Auf der Fahrt von Oslo hatte sie Helsingör und Bornholm angelaufen, ihr Ziel war Riga.

Zollbeamte kamen an Bord, gingen bald wieder. George stand an Deck, mitten unter der Mannschaft. Er trug eine Schiffermütze, eine blaue, wollgestrickte Jacke und blaue weite Hosen. Als die Beamten fort waren, verabschiedete er sich herzlich vom Kapitän und den drei Leuten der Mannschaft.

Der kleine, verschmitzt lächelnde Kapitän stand vor ihm: Good bye, George. Mach's gut, alter Junge!“

„Good bye, Henrik!“

Sie schüttelten sich die Hände, schieden in Freundschaft. Eine angenehme, wenn auch etwas kostspielige Fahrt. Aber schließlich hatte der Schiffer das Risiko auf sich genommen, einen fragwürdigen Gast über die Ostsee zu bringen, einen Mann, der zu nächtlicher Stunde in Helsingör an Bord gekommen war . . .

Um Mittag herum hatte George Elliot deutschen Boden unter den Füßen, saß in einem der Berliner D-Züge. Man hatte seinen Paß kontrolliert und ihn unbehelligt durchgelassen. Nun wußte er, woran er war: Die Kopenhagener Polizei ließ alles im Sande versickern, genau so, wie er es sich gedacht hatte. Schon in Vornholm, vor zwei Tagen, wo er dänische Zeitungen gelesen hatte, war es ihm klar gewesen. Kein einziges dänisches Blatt hatte auch nur die kleinste Notiz über die Hartenau-Affäre gebracht. Nichts davon, daß der Doppelgänger Hartenaus in Kopenhagen gesehen worden war . . .

Der Zug ließ die Grenzstation hinter sich. Der Wind putzte den Himmel blank. Es war gegen elf Uhr mittags. Frühlingssonne. Frühlingswind! Blühende Obstbäume auf der Strecke, weite, grüne Wiesen, dunkle Aecker.

Ein klares, großes Glücksgefühl stieg in George auf. Endlich wieder in der Heimat! Am Abend kam er in Berlin an. Unterwegs hatte er sich umgezogen. In einem kleinen Hotel in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße nahm er Unterkunft.

Nachdem er gebadet und gegessen hatte, meldete er ein Telefongespräch für Kopenhagen an. Die Verbindung kam bald. Er saß völlig allein und ungestört im kleinen Hotelbüro.

Es meldete sich der Etatsrat Juelsborg. Sein sonores Organ brummte im Apparat. George war plötzlich ein Mann, der ein reines Jurlenglisch sprach, er bezeichnete sich als Frank G. Moore aus London. Eine wahre Flut von Worten ließ er auf den Alten los. Er wäre begeistert, wieder einmal mit seinem Freund Juelsborg ein paar gute Worte zu sprechen. Ein ganz besonderer Zufall habe ihn nach Berlin geführt. Man hätte ihm einen völlig einwandfreien Adrian Brouwer angeboten, fabelhaftes Gemrebild. Ob der Etatsrat sich für den Brouwer interessiere? Er könne es ihm zu einem Spottpreis besorgen.

Als ihm nichts mehr einfiel, schwieg George und wartete ab. Er mußte sich einige Sekunden gedulden.

Dann antwortete Juelsborg leise und bedächtig, ebenfalls in englischer Sprache. Er brenne darauf, den Brouwer zu sehen. Immer schon habe er die Absicht gehabt, einen Brouwer zu erwerben.

„Fein“, sagte George, „kommen Sie nach Berlin. Es muß aber sofort sein, sonst schnappt man ihn mir vor der Nase weg. Nehmen Sie das Flugzeug?“

„Das Flugzeug? Hm . . .“

„Eine Sache von zwei Stunden, Juelsborg! Ich erwarte Sie morgen früh um elf Uhr auf dem Tempelhofer Feld.“

Der Etatsrat sagte zu.

Nach diesem seltsamen Ferngespräch fühlte George sich wie befreit.

Aber noch ein zweitesmal telefonierte er an diesem Abend. Allerdings nur mit einer Berliner Nummer. Er verlangte nach einem Fräulein Doktor Loon; doch wurde ihm sofort erklärt, daß diese Dame die heutige Nacht auswärts verbringe. Sie habe Nachtdienst und sei nur in der Klinik des Prof. Gadebusch zu erreichen.

Natürlich rief er sofort in der Klinik an. Konstanze kam aber erst nach fünf Minuten an den Apparat. Und sie fragte scharf: „Wer ist da?“

„Ajoi“, antwortete George Elliot, „ich meldete mich von See zurück. Alles in Ordnung!“

Entsetztes Schweigen.

„Konstanze — hast du mir nichts zu sagen?“

„Nein, nichts.“

Damit legte die Assistentin des berühmten Gynäkologen vorsichtig den Hörer auf die Gabel. Ihre Hand zitterte dabei ein wenig. Sie war sehr blaß geworden.

*

Konstanze Loon kam morgens um sechs Uhr von der Klinik nach Hause. Sie schlief bis elf. Als sie erwachte, fiel mit unheimlicher Gewalt der Gedanke an George von neuem über sie her. Was war zu tun? Sie wollte keinesfalls mit ihm zusammentreffen. Am besten wär es, Berlin sofort zu verlassen.

Sie sprang auf.

Licht, Luft! Sie riß den Vorhang auseinander. Blanker Sonnenschein flutete herein. Sie trat auf den Balkon hinaus.

Unter ihr lagen Gärten voller Blumen, blühende Bäume. Sie hatte freie Sicht, kein Gegenüber. Sie bewohnte zwei Zimmer in einem Landhaus in Dahlem.

Süßer Duft und weicher Frühlingswind. Tief atmete sie ein. Doch ihr Gesicht blieb ernst und blaß. Ihre Augen lagen in dunklen Höhlungen. Viel Kampf hatte sie hinter sich in diesen Tagen. Aber sie war fertig mit Elliot. Schluß damit!

Sie ging in ihr Schlafzimmer zurück, um das Dienstmädchen nach oben zu rufen.

„Hören Sie,“ sagte sie, als das Mädchen vor ihr stand, „ich bin heute und in den nächsten Tagen für niemanden zu sprechen, auch telefonisch nicht. Ich bin verreist. Ich bin zu Verwandten nach München gefahren.“

„Nach München?“

„Sie sollen es nur sagen. Ich bleibe hier.“

„Und wenn von der Klinik aus angerufen wird?“

„Das ist die einzige Ausnahme. Aber Sie müssen sich immer überzeugen, daß es Schwester Agnes ist oder Doktor Zimmermann. Von andern werde ich ja kaum angerufen.“

„Und Herr Dr. Forst?“

„Auch für Herrn York bin ich nicht zu sprechen. So — und jetzt bringen Sie mir den Kaffee.“

Nachdem sie gefrühstückt hatte, wanderte sie rastlos im Zimmer auf und ab. Wenn George ihr nun vor dem Hause auflauern würde? Was dann? Oh, dann gab es noch den rückwärtigen Ausgang durch den Garten. Aber schließlich würde er den auch finden. Nein, am besten war die Flucht . . .

Und wieder erlebte sie im Geiste die polizeiliche Vernehmung in jener Kopenhagener Nacht. Man hatte sie im Auto fortgeführt, um sie stundenlang zu verhören. Aber sie wußte so nichts, tastete selbst im Dunklen. Schließlich hatte man sie Hartenau gegenübergestellt. In seiner Anwesenheit hatte man sie dann allerlei gefragt: wie sie darauf gekommen sei, das Stück zu schreiben und in welchem Verhältnis sie zu Elliot stehe. Wahrheitsgetreu hatte sie die eine Frage und mit Ausflüchten die zweite kurz und immer wieder stockend beantwortet. Eine ungeheure Quälerei. Endlich war sie dann entlassen worden, hinaus in den frischen, silbernen Morgen . . .

Und nun meldete sich Elliot in Berlin? Nein, er existierte nicht mehr für sie. Sie würde mich von See zurück. Alles in Ordnung!

Konstanze erstarrte. „Erna, haben Sie sich auch nicht verhört?“

„Nein, die Dame nennt sich Sander.“

„Sie soll warten. Ich komme herunter.“

Hastig kleidete sie sich an. Die Sander? Das war doch die Partnerin Hartenaus. Was wollte sie denn von ihr? Oh, mit der mußte sie unbedingt sprechen. Die wußte doch etwas von den geheimnisvollen Dingen. Vielleicht brachte sie jetzt endlich Licht in die Sache.

Langsam ging Konstanze nach unten.

*

Gritti saß in der kleinen Halle. Sie rührte sich nicht, als sie Konstanze sah, sie blickte ihr nur entgegen. Ihr Gesicht war bleich und unbewegt.

Mit hastigen Schritten kam Konstanze auf sie zu. Gritti erhob sich langsam, es ging eine unheimliche Ruhe von ihr aus.

Konstanze reichte ihr die Hand: „Wollen wir in den Garten gehen, Frau Sander?“

„Gern“.

Lang und schmal zog sich der Garten hinaus. Zwergobst blühte weiß und rosa. Hinten gab es eine Sitzbank, dort nahmen sie Platz. Etwas Raum blieb zwischen ihnen.

„Wie haben Sie mich gefunden?“ fragte Konstanze.

„Man ist sehr leicht zu finden, Fräulein Doktor Loon. Das Meldeamt gab mir Auskunft.“

„Und warum kommen Sie zu mir?“

„Darf ich zunächst eine Frage stellen?“

Konstanze nickte ihr zu. Sie war fest davon überzeugt, daß Gritti von der Polizei zu ihr geschickt wurde. Aber sie würde auf der Hut sein . . .

Gritti lehnte sich zurück. Sie ließ ihren Blick über die Rückseite des Hauses schweifen.

„George war bei Ihnen?“

„Nein, — Wie kommen Sie darauf?“

„Es wäre doch denkbar.“

„Es wäre absurd, Frau Sander. Außerdem würde ich ihn verhaften lassen.“

„Nein, nein, das würden Sie nicht tun.“

„O doch. Er ist ein Verbrecher. Verbrecher läßt man verhaften.“

Gritti schüttelte ruhig den Kopf. Ein Anflug von Lächeln huschte über ihre Züge: „Ich beobachtete Sie, Fräulein Loon — damals bei Kai Wendel — als ich an George und Ihnen vorüberging. Ich habe recht gute Augen. Sie täuschen mich nicht.“

Es war schwer für Konstanze, Grittis Blick zu ertragen — aber sie hielt ihm doch stand.

Dann sagte sie: „Er ist bestimmt nicht hier gewesen!“

„Fräulein Loon, ich werde nicht von der Polizei geschickt, das dürfen Sie mir glauben. Lassen Sie ruhig Ihr Mißtrauen fallen. Die Polizei interessiert sich überhaupt nicht für den Fall Hartenau.“

„Wie meinen Sie das?“

„Das Interesse der Polizei für George ist völlig erloschen.“

„So erzählen Sie doch endlich, Frau Sander!“

„Also ganz kurz: Die Kopenhagener Polizei hält Achim für verrückt. Man zweifelt an seinem gesunden Menschenverstand.“

„Achim? Das ist doch Hartenau, nicht wahr? Verzeihung, sein Vorname war mir völlig unbekannt.“

Grittis Augen weiteten sich im Staunen. „Sie haben doch ein Stück über ihn geschrieben.“

„Ja. Aber ich kannte nur ein paar Zeitungsnotizen. Darin war nirgends sein Vorname genannt.“

„Hm. Es war Ihnen also auch vorher nicht bekannt, daß es zwei Hartenaus gibt?“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Frau Sander.“

„Nichtig — Sie konnten es ja auch nicht wissen. Nur wenige Leute wußten es.“

„Zwei Hartenaus?“ fragte Konstanze. „Sie meinen, ein echter und ein falscher?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Fräulein Loon. Was um Himmelswillen hat Ihnen George erzählt?“

„Nichts.“

„Ah! Er hat Ihnen nicht gesagt, daß er der Bruder von Achim ist?“

„Bruder?“ stieß Konstanze hervor. Plötzlich ergriff Gritti ihre Hände: „Haf er's Ihnen wirklich nicht gesagt?“

„Nein.“

„Und Sie haben ihn für einen ganz gewöhnlichen, einen ganz gemeinen Hochstapler gehalten?“

„Das . . . das auch nicht.“

„Fräulein Loon, Sie — Sie wollen mir vormachen, daß Sie ihn verhaften lassen

## Frühlingslied

In die Weite, in die Weite
Mußt Du wandern! singt der Wind.
Denn die schönste aller Blumen
Blüht nur dort, wo wir nicht sind . . .

Und unendlich glänzt der Himmel,
Licht und blau, und ist Dir gut.
Und ein Vogellied in Lüften . . .
Wohin treibt's Dich, junges Blut?

Hör'! Der Ahorn rauscht am Hause
Dunkelhold wie jedes Jahr!
In die Weite, in die Weite - - -
Singt der Wind so wunderbar . . .

Werner Lürmann

würden, falls er die Kühnheit hätte, sich hier bei Ihnen sehen zu lassen?"

„Frau Sander", fragte Konstanze entgeistert, „die beiden — sind Zwillingsbrüder?"

„Das nun auch wieder nicht. Ein Jahr sind sie auseinander. Der Aehnlichkeit wegen könnte man sie allerdings für Zwillingsbrüder halten."

Konstanze atmete tief und hörbar auf. Eine wunderbare Nachricht brachte ihr diese Frau. Aber warum hatte George es ihr nicht gesagt?

Gritti gab ihre Hände frei. Und sie sagte fest: „Jetzt werden Sie es mir vielleicht verraten, ob er bei Ihnen war."

„Nein, er war nicht hier."

„Gut. Dann wird er nächstens kommen. Haben Sie in den letzten Tagen die Zeitungen gelesen, Fräulein Loon?"

„O doch."

„Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß keine Zeitung etwas über die neuen Ereignisse im Falle Hartenau gebracht hat?"

„Natürlich ist es mir aufgefallen. Ich habe mir auch dänische Blätter gekauft."

**Bergfrühling**

(Pressephoto)

„Sehen Sie: da haben Sie den Beweis für meine Behauptung. Die dänische Polizei kümmerte sich nicht um Achims Beteuerungen. Für diese Leute ist er ein Phantast. Und mit Recht ein Phantast."

„Frau Sander — das verstehe ich nicht."

„Es ist sehr einfach. Man hat sofort telegraphische Erkundigungen über George eingezogen. Das Resultat war verblüffend. Ich meine: die Auskunft war verblüffend gut."

„Woher wissen Sie das?"

„Man hat es mir und Achim gesagt — ich war ja mit ihm zusammen auf der Polizei."

„Und wie lautete die Auskunft?"

„George sei einer der größten Grundbesitzer in Südafrika, einer der ganz großen und angesehenen Leute. Und die Wangennarbe — die besitze er schon seit etlichen Jahren, ja, solange man ihn dort unten überhaupt kenne."

„Die Polizei in Kopenhagen steht also auf dem Standpunkt . . ."

„Daß George unmöglich seinen Bruder betrogen haben kann."

„Aber — er ist doch fortgelaufen — er hat doch die Flucht ergriffen. Er hat sich doch so merkwürdig benommen."

„Ganz richtig, Fräulein Loon. Doch man glaubt auch dafür eine plausible Erklärung gefunden zu haben."

„Und zwar?"

„Er wollte, obwohl völlig unschuldig, einer drohenden Verhaftung entgehen. Er hatte wohl andere Pläne. Die Haft hätte ihn daran gehindert."

„Und warum nennt er sich Elliot?" fragte Konstanze ungeduldig, „das muß doch jeder Mensch für verdächtig halten."

„Auch das ist geklärt. Ein paar Jahre nach der Einwanderung hat George sich von einem alten Farmer adoptieren lassen. Aber nicht aus gewinnsüchtigen, sondern aus sehr edlen Motiven. Der Farmer hatte seinen einzigen Sohn verloren. George arbeitete bei ihm, er wollte die landwirtschaftlichen Verhältnisse kennenlernen. Er besaß — so lautet die Auskunft — schon damals ein beträchtliches Vermögen. Da nun der alte Elliot seinen Namen unbedingt einem Würdigen vererben wollte, bat er George auf dem Totenbett, ihn adoptieren zu dürfen. George sah sie sein gutes Lächeln, seine ausgebreiteten Hände . . .

Sie gingen weiter. Gritti legte ihre Hand in Konstanzes Arm. Was für eine seltsame Frau! dachte Konstanze. Warum erzählt sie mir alles? Sie ist doch die Freundin Achim Hartenaus, des Bruders, der Anzeige erstattete gegen George. Was will sie von mir?

Sie blieb stehen, mitten auf dem Weg, „Frau Sander — Sie sind also davon überzeugt, daß George mit der ganzen Sache nichts zu tun hat?"

Gritti schüttelte lächelnd den Kopf: „Nein, mein Kind — ich bin nicht überzeugt. Ich habe sogar Beweise, daß er es getan hat."

Konstanze zog ihren Arm zurück, Entsetzen in den Augen. Der Traum war aus.

„Bitte", sagte sie tonlos, „warum quälen Sie mich so? Warum sagen Sie mir nicht klar, was gespielt wird?"

„Dafür habe ich meine Gründe. Gründe rein egoistischer Natur."

„Frau Sander, Sie sind . . ."

„Nicht Achims Geliebte. Nur seine Kameradin. Schon seit Jahren. Achim ist ein Mensch, der nicht allein sein kann, der zugrunde gehen würde, wenn nicht jemand für ihn sorgte. Und das ist meine große Aufgabe — ihm zu helfen, dieses Leben zu ertragen."

Konstanze starrte Gritti fassungslos in die Augen. Wie dunkel glühte es in diesem Blick! Wie edel geschwungen war der reife Mund! Was für eine Frau!

„Sehen Sie", fuhr Frau Sander fort, „und weil ich meine große Aufgabe habe, deshalb möchte ich Sie bitten, mir zu verraten, wo ich George finde. Ich will Rechenschaft von ihm fordern. Das kann augenblicklich keiner außer mir."

„Frau Sander — Sie sagen, daß Sie Beweise haben. Weshalb boten Sie diese Beweise der Kopenhagener Polizei nicht an?"

„O nein, in die Hände der Polizei soll er nicht fallen. Das will ich nicht."

„Warum nicht?"

„Die Sache gehört vor ein anderes Gericht."

„Wollen Sie mir nicht . . ."

„Sie wünschen die Beweise? Ich kann Ihnen augenblicklich nur Andeutungen machen."

„Ich bitte darum."

„Also hören Sie, Fräulein Loon: Sie wissen doch von dem Vermögensverwalter, von dem Mann, der sich täuschen ließ."

„Ja, er heißt Juelsborg. Zufällig habe ich es jetzt in Kopenhagen erfahren."

„Ganz richtig: Etatsrat Juelsborg, ein wohlhabender, sehr angesehener Mann. Dieser Juelsborg ließ sich täuschen, er ließ sich mit Absicht täuschen. Dafür habe ich Beweise. Genügt Ihnen das?"

Konstanze preßte die Hände ans pochende Herz. Diese Frau — sie hatte den Schlüssel des Geheimnisses in der Hand. Und wie ein Dämon tauchte im Hintergrund der alte Mann auf: Juelsborg. Mit dem war George also im Bunde. Mit dessen Hilfe hatte er den Bruder betrogen.

„Woher wissen Sie es?" stieß sie hervor. Gritti antwortete nicht gleich. Sie lächelte geheimnisvoll.

Dann sagte sie sehr leise: „Ich weiß es. Das muß Ihnen augenblicklich genügen."

„Sie kennen Juelsborg?"

„O ja."

„Ist Achim Hartenau mit Ihnen in Berlin?"

„Nein."

„Also noch in Kopenhagen?"

„Auch nicht. An jenem dunklen Abend haben wir unsere Zelte abgebrochen. Wir spielen nicht mehr miteinander — auf der Liebharmonika."

„Aber Sie wissen, wo er ist?"

„Ja."

„Frau Sander — wollen Sie mir nicht etwas mehr über die Brüder Hartenau erzählen?"

Gritti bückte sich. Sie pflückte die Blüte eines Zwergobstbaumes, sie roch daran.

Und dann sagte sie leise, mit gütigem Lächeln: „Ja, das will ich."

*

Um elf Uhr stand George Elliot auf dem Tempelhofer Flugfeld.

Pünktlich landete die Kopenhagener Maschine. George hatte das Vergnügen, einen sehr schweren, fast lahmen alten Herrn aus der Kabine herauszuholen. Es war ein hartes Stück Arbeit, bis der Etatsrat in der Autodroschke saß. Er stöhnte und ächzte.

„Wohin?" fragte der Chauffeur.

George zuckte die Achseln. Juelsborg nannte eines der großen Hotels. Dann fuhren sie. Und nun wußte George, daß von der Polizei nichts mehr zu befürchten war. Wenn der Etatsrat sich offen, in einem großen Hotel, mit ihm sehen ließ, war alles in Ordnung.

Während der Fahrt mußte George allerlei Vorwürfe über sich ergehen lassen. Vor allen Dingen sei es töricht gewesen, maßlos töricht, so ohne weiteres zu flüchten.

George antwortete: er vertrage keine Freiheitsberaubung, und sei es auch nur auf wenige Stunden.

Trotzdem schalt der Etatsrat kräftig weiter. Georges wegen habe er die „unangenehmste Nacht" seines Lebens ertragen müssen. Stundenlang habe er mit den Beamten kämpfen müssen — glücklicherweise auf dem festen Boden seines eigenen Hauses.

Er grollte: „Alles habe ich nur Ihrem verdammten Draufgängertum zu verdanken."

George blieb heiter: „Exzellenz — ich hätte ein ganz anderes Resultat erzielt, wenn Sie es nicht vorgezogen hätten, mit mir ein elendes Doppelspiel zu treiben. Was für eine Rolle hatten Sie eigentlich der Gritti Sander zugedacht?"

„Gritti Sander", sagte er langsam und betont — „bearbeitet seit längerer Zeit den guten Jungen. In meinem Auftrage."

„Exzellenz, davon hätten Sie mich verständigen müssen."

„Ich wollte Sie nicht mißtrauisch machen, George. Eine dritte Person — ins Vertrauen gezogen — das hätte kaum Ihre Billigung gefunden."

„Das Vertrauen gezogen?" fragte George schart.

„Nicht doch", beschwichtigte Juelsborg, „was denken Sie! Ich spannte sie nur ein. Ich ließ sie beobachten, als sie mit Achim in Kopenhagen auftauchte. Sie gefiel mir sofort. Eine großartige Person. Sie liebt Achim — mit rasender Leidenschaft und will ihn zu einem vernünftigen Leben verhelfen. So eine Frau brauchte ich ja. Ich setzte mich mit ihr in Verbindung. Es glückte."

Das Auto fuhr vor dem Hotel vor. Man schleppte den Etatsrat zum Fahrstuhl.

Eine Stunde später, in Juelsborgs Hotelzimmer, lag der Weg, der einzig und allein einzuschlagen war, klar und völlig eindeutig vor George.

Er rauchte seine Pfeife, lief im Zimmer auf und ab. Ein verbissener Trotz lag um seinen Mund.

Schließlich blieb er vor Juelsborg stehen. „Machen Sie es? fragte lauernd der Alte.

„Ich muß es machen, Exzellenz. Ich sehe keinen anderen Ausweg."

„Aber langsam und geduldig, mein Junge. Kein Husarenritt wie in Kopenhagen, wenn ich bitten darf."

„Sie können sich fest auf mich verlassen."

Juelsborg schwieg eine Weile. Dann fragte er lauernd: „Und was ist mit dem Mädel?"

„Wen meinen Sie, Exzellenz?"

„Ich meine diese großartige Verfasserin von Bühnenwerken."

„Konstanze Loon? Woher wissen Sie das?"

„Haben mir die Polizisten erzählt. Sie war ja in Haft, wenn auch nur wenige Stunden."

„Um Fräulein Loon dürfen Sie sich nicht kümmern, Exzellenz."

„Etwas liebenswürdiger, George. Sie haben eine rauhe Haut, mein Junge."

„Die bekommt man mit der Zeit — da drüben."

Juelsborg nahm einen Schluck von seinem Whisky.

Dann sagte er mit einem lauernden Lächeln:

„Es beruhigt mich, daß Sie Ihre Liebesaffäre mit diesem Geschäft verquicken."

„Exzellenz, ich verbitte es mir, von einer Liebesaffäre zu sprechen. Fräulein Doktor Loon ist . . ."

„Ich weiß. Lassen Sie nur! Ihre Absichten scheinen mir klar zu sein. Sie sind nicht nur ein Draufgänger, sondern auch ein Spieler, ein Hasardeur. Ich kenne Sie."

„Sie täuschen sich. Aber lassen wir doch Fräulein Loon aus dem Spiel."

„Gut. Fahren Sie morgen nach Hamburg?"

„Ich fahre."

„George — aber Vorsicht! Wenn Sie uns in den Sumpf reiten, dann hol' Sie der Teufel!"

*

Konstanze hatte Liegestühle herunterbringen lassen. Und so lag sie mit Gritti Sander in der warmen Frühlingssonne.

„Ja", sagte Gritti, „ich bin mit ihnen aufgewachsen, mit den beiden Hartenaus. Kennen Sie Pommern?"

„Nein."

„Ein gesegnetes Land. Wir wohnten in einer kleinen Stadt, nahe der Ostsee. Und vor den Toren der Stadt lag das Gut der Hartenaus. Mein Vater war Beamter und mit dem alten Hartenau befreundet."

„Das Gut verpachtete?" fragte Konstanze.

„Woher wissen Sie das?"

„George hat mir etwas davon erzählt. Ich hielt es für Schwindel."

„Nein, das Gut verpachtete wirklich. Der alte Hartenau war ein unruhiger Geist, er experimentierte. Er züchtete Rinder vieler Rassen, es mißlang. Dafür brauchte man große Kapitalien, er hatte sie nicht. Als das Gut in Konkurs ging, waren die Jungens zwölf und dreizehn. Noch im gleichen Jahr starben beide Eltern. Unfall mit einem Jagdwagen, die Pferde gingen durch und warfen den Wagen um. Schreckliche Sache. Die Jungens kamen dann zu uns in die Stadt. Ja, sie kamen sogar zu uns ins Haus. Damals waren sie sich schon zum Verwechseln ähnlich, allerdings nur äußerlich. Seelisch waren sie sehr verschieden: Achim weich, schwärmerisch — darin glich er seiner Mutter — George hart, wirklichkeitsnah. Es prägte sich natürlich auch in ihrem Gesichtsausdruck aus."

„Und warum ist George dann fortgelaufen?"

„Er hatte etwas angestellt."

„Wollen Sie es mir nicht erzählen?"

„Oh doch. Er hatte sich für seinen Bruder ausgegeben. In der Schule. War für ihn während einer kleinen Prüfung eingesprungen. Achim war schwach in der Mathematik. Natürlich hatte Achim seine Einwilligung gegeben. Der Lehrer galt als kurzsichtig, deshalb glaubte man es wagen zu können. Man machte eine große Geschichte daraus. Und George lief davon."

„Er hat sich also für seinen Bruder aufgeopfert", stellte Konstanze fest.

„Ja, George liebte Achim. Achim hatte soviele Talente, damit imponierte er ihm. Er war musikalisch, spielte jedes Instrument. Er schrieb Gedichte, er malte."

„George ist doch wohl aus Abenteurerlust davongelaufen", sagte Konstanze.

„Nein. Die Sache hatte einen andern Grund. George war plötzlich mißtrauisch geworden — seinem Bruder gegenüber. Man hatte den kleinen Schwindel dem Lehrerkollegium gemeldet, und es war nicht herauszubekommen, wer es verpetzt hatte. George aber glaubte Spuren gefunden zu haben, die Achim selbst belasteten!"

„Oh, dann kann man es verstehen. Er fühlte sich in seiner Liebe betrogen."

„Ja. Und aus Liebe wurde Haß. Diesen Zustand ertrug er nicht lange. Er riß aus. Deshalb hat er wohl auch später nie etwas von sich hören lassen. Er wollte tot sein für seinen Bruder."

„Hat Achim ihn denn wirklich verpetzt?" fragte Konstanze.

(Fortsetzung folgt)

**Der Osterhase kommt** (Deike-M.)

2. Fortsetzung

# wie es ein Deutscher sah

**Erlebnisse im Fernen Osten** *von Ernst von Kriegstein*

## *Das Deutschtum in China*

### Deutsche in Schanghai.

Es leben zurzeit in China etwa 3000 Deutsche. Die meisten von ihnen leben im internationalen Gebiet der Stadt Schanghai, das deutsche Gemeinde dort umfaßt etwa 1600 Seelen. Es befinden sich dort ein deutsches Generalkonsulat und zwei deutsche Klubs. Der eine von ihnen, der Stadtklub, befindet sich im 7. Stockwerk eines Gebäudes, also in luftiger Höhe, während das Haus des anderen, des Gartenklubs, etwas außerhalb der Stadt auf chinesischem Boden gelegen ist. In beiden Klubs finden wir Büchereien, im Gartenklub Tennisplätze und Gesellschaftsräume. Der Gartenklub ist bei allen größeren Anlässen neben der deutschen Schule der Sammelpunkt der Deutschen. Die deutsche Schule liegt am sogenannten deutschen Eck, das sich zusammensetzt aus deutscher Schule, Gemeindehaus und Kirche. Die Schule ist etwa 1929 erbaut worden, ein dreistöckiger Bau, in dem 400 Schüler untergebracht werden können. Sie ist ständig gut besucht, das heißt, auch die Kinder anderer Nationen besuchen sie. Um aber unbedingt den deutschen Charakter dieser Schule zu wahren, hat man die Bestimmung getroffen, daß nur 25 v. H. der Zugehörigkeit Ausländer sein dürfen, wie überall bei den deutschen Auslandsschulen. Die Schülerzahl setzt sich manchmal aus 17 Nationen zusammen; obwohl viele dieser anderen Nationen in Schanghai auch selbst eine eigene Schule haben, schicken sie ihre Kinder gern in die deutsche Schule, ein Zeichen dafür, wie beliebt sie ist. Die deutsche Kirche ist ein Neubau, der 1932 fertiggestellt wurde und mit seinem hohen Turm und dem schlichten Kreuz die ganze Gegend überragt, und wenn man am Sonntagabend die deutschen Glocken über diesem Stadtteil läuten hört, dann kann man vergessen, daß man sich Tausende von Kilometer von der Heimat entfernt befindet . . . . Auch die wundervolle Orgel bringt einem die Heimat näher.

Auf dem gleichen Gelände steht das Denkmal des 1892 in einem Taifun untergegangenen deutschen Kanonenbootes „Iltis". Während des Weltkrieges mußte man dieses Denkmal vor dem Vernichtungswillen unserer damaligen Feinde retten, jetzt steht es hier als Traditionszeichen deutschen Seemannsgeistes.

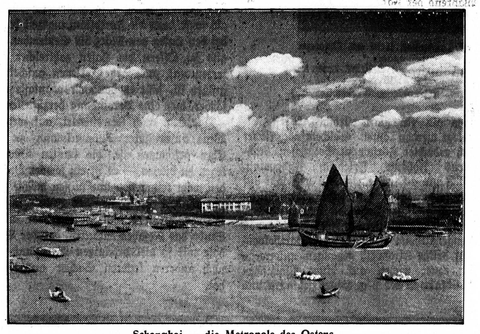
Erwähnenswert ist auch noch die deutsch-chinesische Tungschi-Universität in Schanghai und in Woosung bei Schanghai, zu der Leite des deutsch-chinesischen Paulun-Hospitals gehören, benannt nach einem bewährten und bekannten deutschen Arzt, der viele Jahre in Schanghai tätig war. In diesem Krankenhaus sind deutsche Aerzte und Schwestern vorhanden, es hat ein Fassungsvermögen von etwa 400 Betten. An der Universität selbst wird von deutschen Professoren in deutscher Sprache unterrichtet, und zwar vor allem in Medizin und Technik. Die Studenten an dieser Universität sind nur Chinesen, die also auf diese Weise mit dem deutschen Geist vertraut gemacht werden. Dort gewinnen sie die Grundlage, um ihr Studium dann in Deutschland fortsetzen zu können

### . . . und an anderen Orten

Von anderen Orten, an denen Deutsche wohnen, sind hervorzuheben Tsingtau, Tientsin und Peking. Tsingtau war ja bekanntlich früher deutsches Kolonialbesitz mit ausgebauten Befestigungen. Wir mußten diese Befestigungen im Jahre 1914 nach heldenhafter Verteidigung den Japanern überlassen. Heute ist Tsingtau wieder chinesisch, die Forts und Kasematten befinden sich im gleichen Zustand, wie wir sie seinerzeit den Japanern ausliefern mußten. Noch heute sieht man deutsche Inschriften, wie „Zum Verbandsplatz", „Zur Küche" usw., und noch heute sagt gelegentlich ein chinesischer Führer, daß sich in einem der Kessel in der Küche noch Rindfleisch aus der Zeit der Deutschen befinde! — Auch in Tsingtau ist eine deutsche Schule und eine deutsche Kirche, erbaut im märkischen Stil. Etwa 300 Deutsche leben zurzeit dort. Erwähnenswert ist noch das deutsche Faber-Krankenhaus mit deutschem Personal.

Tientsin beherbergt etwa 500 Deutsche, deren Mittelpunkt der Deutsche Klub Concordia in der ehemaligen deutschen Niederlassung ist, heute Ex-German Concession genannt. Auch hier befindet sich ein kleines deutsches Krankenhaus.

Peking, bis vor kurzem noch Sitz der deutschen Gesandtschaft, beherbergt nur etwa 50 Deutsche. An diesem Ort befindet sich das weltbekannte deutsche Diakonissen-Krankenhaus. Es mag verwunderlich erscheinen, warum in allen diesen Städten große und gut eingerichtete Krankenhäuser vorhanden sind, deren Belegschaftsmöglichkeit scheinbar in gar keinem Verhältnis steht zur Zahl der dort lebenden Deutschen. Die Erklärung hierfür ist aber, daß die deutsche medizinische Wissenschaft eine die deutsche Betreuung von Kranken bei Reisen



**Schanghai — die Metropole des Ostens**
In dem Hafen treffen Ost und West wie nirgends zusammen. Hier laden und löschen die großen Ueberseedampfer aller Flaggen wie die chinesischen Dschunken und primitiven Boote. (Aufnahmen v. Kriegstein — M.)

**Ein Propagandazug der I. G. Farben**

**Tsingtau mit deutscher Kirche**

reien. Der Hauptteil von ihnen ist aber als Kaufleute oder als Ingenieure tätig. Auch deutsche Pfarrer und deutsche Missionen, sowohl evangelische als auch katholische, finden wir in China. Eine besondere Rolle in unserem Handel mit China spielen bekannte große Firmen, wie die J. G. Farbenindustrie, Siemens, AEG usw., deren Handelsumfang in China einen verhältnismäßig so großen Umfang hat, daß sie eine eigene Niederlassung haben. So beschäftigt z. B. die J. G. Farbenindustrie allein in Schanghai etwa 50 Deutsche neben einem großen Personal von Chinesen. Selbstverständlich haben auch die Schiffahrtslinien wie Hapag und Lloyd ihre großen Büros in den wichtigsten Hafenstädten. Ein deutscher Kaufmann, der nach China geht, hat normalerweise einen drei- oder fünfjährigen Kontrakt in der Tasche. Nach Ablauf dieses Vertrages bekommt er freie Rückreise in die Heimat, entweder mit der Eisenbahn über Sibirien oder zu Schiff über Suez. Verlängert er seinen Kontrakt, so wird meist nach 5 oder 6 Jahren ein Heimaturlaub von einem halben Jahr gewährt. Von Kaufleuten, die in solcher Weise nach China gehen, kommen die meisten jung hinaus, sind also meist unverheiratet. Manchmal laufen sie auch in China in den Hafen der Ehe ein, denn es gibt jetzt, im Gegensatz zu früher, auch eine ganze Anzahl heiratslustiger junger Mädchen in China, die dort tätig sind. Sie sind entweder ebenfalls durch einen Kontrakt in der eben geschilderten Art hinausgekommen, oder ihre Eltern leben im Lande und sind so vor langen Jahren gekommen, wie das heute in der beschriebenen Weise die jungen Leute machen. Manchmal war es früher auch so, daß Leute aus dem deutschen Landungskorps ausscheiden, sich in irgendeiner Weise ansässig und manchmal auch selbständig machten. So entstand in der Zeit vor dem Kriege eine wohlhabende deutsche Kolonie in China, deren Werk durch den unglücklichen Kriegsausbruch zerstört wurde: auf Drängen der Engländer haben die Chinesen sie nach dem Kriege ausgewiesen. Erst allmählich hat eine Rückbildung eingesetzt, wobei die ersten Jahre für solche Rückkehrer nicht sehr leicht waren, da sie ziemliche Ablehnung seitens unserer ehemaligen Feinde erlebten, die in ihnen unliebsame Wettbewerber erblickten.

In den größten deutschen Gemeinden gibt es Liebhabertheater-Vereine, die durch gelegentliche Aufführungen für Unterhaltung sorgen. An manchen Stellen gibt es auch Gesangvereine, dann Hockey- und Tennis-Vereinigungen, Reiter-Gemeinschaften, kurz, die Deutschen halten in jeder Weise zusammen in ihren Vereinigungen und in den deutschen Klubs. Selbstverständlich haben sie sich nach der nationalsozialistischen Revolution auch zu Ortsgruppen der NSDAP zusammengeschlossen. Was den Verkehr mit den übrigen Europäern betrifft, so steht man sich gut vor allen Dingen mit Schweden, Schweizern, Holländern, Engländern und Amerikanern, während das Verhältnis zu den Franzosen kühl geblieben ist. Das Verhältnis zu den Chinesen ist im allgemeinen ein

### Und was machen sie dort?

Man kann nun fragen, was machen die Deutschen in China eigentlich? Aus dem oben Erzählten geht hervor, daß ein Teil von ihnen in den Krankenhäusern als Aerzte oder Schwestern, als Laborantinnen usw. tätig ist. Andere arbeiten als Wissenschaftler an Universitäten, die teilweise chinesisch oder rein chinesisch sind, oder auch an chinesischen Schulen oder Büchereien. Der Hauptteil von ihnen ist aber als gutes. Kommen chinesische Geschäftsfreunde aus dem Lande zu einem, so veranstaltet man selbst oder der Compradore, das ist der reiche chinesische Berater, den jede europäische oder amerikanische Firma hat, ein Ehrenessen. Dazu werden auch einige andere Herren der Firma gebeten, aber die chinesischen Frauen bekommt man dabei nicht zu sehen, denn diese leben in den meisten Fällen noch nach alter Ueberlieferung sehr zurückgezogen. Nur langsam kommt auch in dieser Beziehung der Geist einer neuen Zeit in China zum Durchbruch.

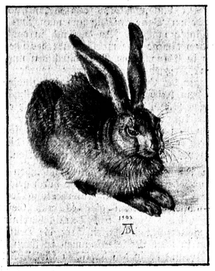
Wenn der Deutsche dort von „zu Haus" redet, so meint er niemals sein Zuhause in China, sondern er meint damit Deutschland. Das zeigt wohl am besten, wie sehr der Auslandsdeutsche und der Deutsche in China ganz besonders an seiner Heimat hängt, von der er fast täglich spricht. Wenn man mit solcher Liebe zur Heimat im Herzen dann einmal in sie zurückkommt, ist man aber mitunter überrascht, daß man hier der Deutschen da draußen in der Ferne verhältnismäßig wenig gedenkt oder wenig von ihnen weiß und ihnen nicht immer das Verständnis entgegenbringt, dessen sie bedürfen.

### Vor allem: höflichkeit

Die Gesetze des täglichen Lebens in Ostasien sind im allgemeinen stark englisch-amerikanisch beeinflußt. Auch wir Deutschen machen uns dort diese Umgangsformen zu eigen. So nimmt man z. B. im Fahrstuhl den Hut ab, solange sich eine Dame darin befindet, eine Sitte, von der niemand behaupten wird, daß sie in Deutschland gebräuchlich ist. Ist man zu einer Tanzgesellschaft eingeladen, bei der, wie wir annehmen wollen, etwa 20 Paare vorhanden sind, von denen, sagen wir, nur drei Paare tanzen wollen, dann müssen dieser drei tanzlustigen Damen wegen alle 20 Herren sich erheben, wenn die Damen mit ihren Partnern zum Tanz antreten und wenn sie wiederkommen! Es wäre in einer Straßenbahn unmöglich, daß ein männliches Wesen sitzt, solange noch eine Dame steht, wobei unter „Dame" auch Backfische zu verstehen sind. Herren nehmen, wenn sie sich auf der Straße begegnen, niemals den Hut ab, sondern grüßen sich mit einer leichten, freundlichen Handbewegung. Die Damen geben, wie das ja auch in England Sitte ist, durch ein leichtes Nicken des Kopfes dem ihr begegnenden Herrn die Erlaubnis, sie zu grüßen. In diesem Falle grüßt der Herr allerdings, indem er den Hut vom Kopfe nimmt. (Forts. folgt.)

# Vom Hasen, der Eier legen soll . . .

## Wie der Osterhase zu seinem merkwürdigen Ruf kam



Wenn die lebenerweckende Sonne in immer größerem Bogen über den blauen Frühlingshimmel wanderte, wenn nach langem, schwerem Schlafe Tiere und Pflanzen wieder zum Licht drängten, und wenn in der ganzen Natur ein geheimes Leben und Weben begann, dann standen unsere Ahnen vor einem immer neuen Wunder, in das sie vergeblich mit ihrem Menschenverstande einzudringen versuchten. Was blieb übrig, als sich die wunderbaren Vorgänge in der Natur mit dem Wirken von Göttern zu erklären. Auch als das Christentum kam und die Kunde vom Schöpfer Gott brachte, versank der Götterglaube nicht völlig, sondern ließ eine Menge von abergläubischen Vorstellungen zurück, die sich mancherorts bis heute erhalten haben, und die in ihrer heidnischen Art zu der christlichen Religion ein merkwürdiges Gegenstück bilden.

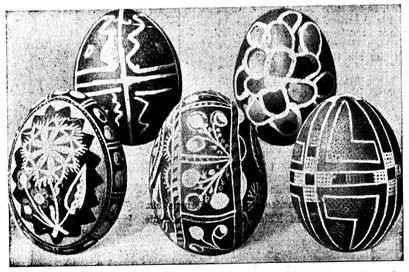
Besonders ist es die Osterzeit, über die viele solcher Vorstellungen schweben, an die wir uns zwar eng gewöhnt haben, deren Herkunft und Zusammenhang uns aber dunkel erscheinen, wenn wir über sie nachdenken. Viele unserer Ostersymbole gehen auf heidnische Ueberlieferungen zurück, wie das Osterei. Das Ei hat schon lange vor unserer Zeitrechnung, schon in vorchristlicher Zeit, bei allen Völkern der Erde eine große Rolle gespielt. Es war das Wahrzeichen des Todesschlafes und der Auferstehung, seine dunkle Zelle galt als Träger einer besonderen Lebenskraft. Man wähnte unter der dünnen Schale ein unorganisches Gebilde, das durch irgendeine geheime Gewalt zu organischem Leben erweckt und dabei mit einem neuen Keim zur weiteren Fortentwicklung ausgestattet wurde. Die christliche Kirche hat später diese uralte Vorstellung nicht etwa beseitigt, sondern sie hat sie mit neuem Sinn durchtränkt und ihr eine neue sakrale Auslegung gegeben. Als Sinnbild der Fruchtbarkeit und des wiedererwachenden Lebens hat das Ei seine unlösliche Beziehung zum heidnischen Frühlingsfest und später zum christlichen Osterfest gefunden, eine Erklärung, die ohne weiteres einleuchtet.

Schwieriger jedoch wird der Fall, wenn wir die andern das Osterfest begleitenden Dinge betrachten, wie den Osterhasen, der all die bunten Eier legen soll, und der vom Osterfest nicht zu trennen ist. Was hat der Hase mit dem Ei zu tun? Ja, wenn der Osterbote ein Vogel oder sonst ein eierlegendes Tier wäre! Hier gibt uns die tiefgründige Volksseele ein Rätsel auf, das sich wohl nie einwandfrei lösen lassen wird.

Von dem Osterhasen, wie man ihn heute kennt, erfahren wir zum erstenmal im Jahre 1661. Sein „Wirken" ist also noch nicht so alt, wie man annehmen möchte, und auch nicht so alt, wie die Geschichte des Eies, und weshalb auch die Ansicht zurückzuweisen ist, daß er einst das der Frühlingsgottheit, der Ostara, geheiligte Tier gewesen sein soll. Nicht abzuleugnen ist freilich, daß er schon in der germanischen Mythologie wegen seiner Vermehrungsfähigkeit eine gewisse Rolle gespielt hat, und vielleicht auch wegen dieser Fruchtbarkeit in irgendeine Beziehung zum Ei gebracht wurde. Doch das sind alles nur Vermutungen, die wirkliche Herkunft des Osterhasen hat noch niemand ermittelt. Nicht uninteressant ist dabei die Feststellung, daß er früher nicht einmal in allen Gegenden als Osterbote galt. So hatte dieses Amt in Straßburg beispielsweise der Storch inne, in Westfalen der Fuchs, in Schleswig-Holstein und Thüringen der Hahn. Erst allmählich hat der Hase die Bedeutung erlangt, die er heute bei jung und alt genießt, denn er war ja vielmehr das Symbol der Furcht, der Aengstlichkeit, wie er uns ja auch heute noch bekannt ist. Fest steht, daß er in seiner heutigen Bedeutung wohl erst der neueren Mythendichtung zuzuschreiben ist.

Jedenfalls freuen sich Kinder und Erwachsene gleichmäßig, wenn mit dem Frühling der Osterhase einzieht und er die Ostereier beschert, die einen im ernsten Glauben, in ihrer kindlichen Unbefangenheit, die anderen in freudiger Rückerinnerung an die eigene Jugend. Und doch hat es mal eine Zeit gegeben, da glaubten auch die Erwachsenen ernsthaft an den eierlegenden Osterhasen. So finden wir in einem Lehrbuch der Naturgeschichte, das Ende des 18. Jahrhunderts erschien, neben sonstigen Fabeltieren auch den Osterhasen abgebildet. Aber nicht allein das, sondern es ist sogar „urkundlich" belegt, daß der Hase Eier legt, und das ist erst 170 Jahre her! So können wir noch heute ein Protokoll in Ansbach bewundern, das folgendermaßen lautet:

„Protocollum Actum Onolzbach vor dem Herrschaftl. Jäger Hanß, den 28. July 1758. Nachdem von dem Herrschaftl. Wildmeister Bolz zu Sulz die Anzeige beschehen, daß bei dem Förster Fuhrmann zu Solnhofen ein Haaß, den er als jung aufgezogen, etliche Eyer gelegt haben soll, und solche Sache, weil es eine sehr seltene Begebenheit und große Raritat, Serenissimo unterthänigst vorgetragen worden, als haben höchstgedacht dieselben gnädigst befohlen, ersagtem Förster den Befehl zuzufertigen, daß er sogleich nach dessen Empfang den Haßen nebst den Eyern wohlverwahrt anhero bringen, und sich darüber ad Protocollum nehmen lassen solle, damit solche Eyer nebst dem Haaßen, der sie gelegt, in der Kunstkammer zur Raritat aufbewahrt und diese seine Aussage als ein glaubwürdiges Attest beigelegt werden könne. Solchem nach findet sich gedachter Förster zu Solnhofen, Nahmens Johann Friedrich Fuhrmann, 62 Jahre alt, geziemend ein und sagt auf Befragen beym Jagdsekretariat pflichtgemäß aus: Er habe den Haaßen, als er anno 1755 mit seiner Frau, welche von Lengenaltheim gebürtig, an Bartholomä auf dasige Kirchweih gegangen, unterwegs an eyner Eichen auf einer Pfälzischen Wildfuhr in der s. g. Haart gefangen und mit nach Haus getragen. Dieser Haaß, den er mit Saamen und Getreyd aufgezogen, seye so groß als eine andere Häßin der Wildnitz geworden, und habe das fruhe Jahre darauf im Monat Martz in einer alt hölzernen Truhe worin er beständig gesperrt gewesen, ein Ey, so wie ein kleines Hühner-Ey, gelegt, anno 1757 auch im Monat Martz habe solcher das 2. und im Monat April das 3., dann 1758 in obiger Zeit in etlichen Wochen nacheinander das 4. und 5. Ey gelegt, welch vier letztere ganz und rund geformet gewesen. Von diesen 5 Eyern habe eins der Herr Reichs-Erbmarschall Graf Pappenheim eröffnet, worinnen nichts als weißes Wasser gewesen, und eines habe der Herr Forstmeister von Drechsel zu Wandeisstein bekommen, die übrigen drei aber habe er nebst der Häßin, die sie gelegt, nach Triersdorf geliefert. Franz Gg. Schilling. — Joh. Friedrich Billing. — Joh. Friedrich Fuhrmann." —



Jede Landschaft färbt die Ostereier anders
Oben Ostereier aus Galizien, unten aus Mähren.
(Graphische Werkstätten, K.)

Ostereierspiel im Spreewald

Dieser „amtlichen" Erklärung gegenüber ist man natürlich machtlos. Es gibt offenbar doch die berühmten Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Wahrscheinlich aber wird der Glaube, daß der Hase die Ostereier lege, auf natürlichste Weise damit zu erklären sein, daß um Ostern herum gewöhnlich die ersten Junghasen auftauchen, das Hasengeschlecht also zahlreicher auftritt als sonst, denn die Fortpflanzungszeit dauert bei den Hasen von März bis September. Da also zu Ostern die Hasen zahlreicher auftreten und auch der Eiersegen anscheinend größer ist, fällt es der Volksphantasie nicht schwer, hier eine Verbindung herzustellen.

Wie dem auch sei, einerlei, auf welchem Wege unser guter Mümmelmann zu der Ehre gekommen ist, die bunten Ostereier legen zu dürfen — es ist ein schöner Brauch, den wohl keiner von uns missen möchte, und unverändert groß ist der Jubel unserer Kleinen, wenn sie im Garten oder in der Stube das Nestchen entdecken, das der Osterhase mit so viel prächtigen Eiern und auch noch anderen leckeren Sachen ausgestattet hat.

Das berühmte Eierschieben auf dem Froitzenberg in Bautzen
Auf dem Berge stehen Erwachsene und werfen Eier oder Apfelsinen den Abhang hinunter, der von Kindern dicht belagert ist und die nun aufzufangen versuchen.



# Das Ostergeschehen in frühdeutscher Kunst

Osterglocken läuten jubelnd über deutsche Lande. Ein gläubiges Volk vernimmt die alte und doch jährlich neue Botschaft von der Erlösung durch den Ostersieg des auferstandenen Herrn. Ostern ist das Hauptfest der Christenheit, aller Feste und Zeiten Krone und der innere Mittelpunkt des Jahres. Im frühen Mittelalter stand dieses Hochfest noch weit mehr im öffentlichen Leben und Denken unserer Vorfahren. Nachdrücklich geben die Annalen des Reiches immer wieder den Ort an, wo der deutsche Kaiser mit seinem Hofe das Osterfest feierte. Ostern war recht eigentlich Reichsfest, an dem in der Regel wichtige Staatsakte und feierliche Regierungshandlungen stattfanden.

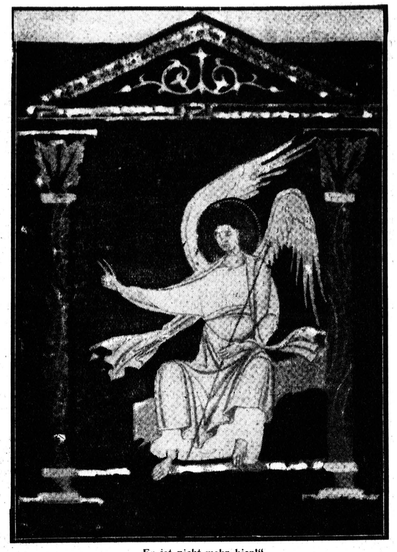
Erst in der spätromanischen Zeit finden wir auch das Bild des Auferstandenen
Eine der ersten Darstellungen am Albinusschrein in St. Pantaleon zu Köln.

Wenn man die universale Stellung des christlichen Osterfestes im Leben der Christenheit erwägt, könnte man fast erstaunt sein bei der Wahrnehmung, daß das Ostergeheimnis erst spät und dann noch recht selten in der bildenden Kunst des christlichen Abendlandes auftritt. Die Zeit des christlichen Altertums hat das Geheimnis der Auferstehung des Herrn kaum im Bilde dargestellt. Die ersten Spuren einer künstlerischen Gestaltung des Ostergeschehens treffen wir in der byzantinischen Kunst. Abgesehen von wenigen Ausnahmen, sind diese byzantinischen Auferstehungsmotive zunächst richtunggebend für die abendländischen Osterbilder geworden. In der fränkisch-karolingischen Zeit werden sie in die abendländische Kunstübung einbezogen. Zum ersten Male begegnen uns auf Elfenbeintafeln, als Pergamentminiaturen und Goldschmiedearbeiten sogenannte Auferstehungsszenen. In kurzer Zeit ist das Motiv in der jungen frühdeutschen Kunst so beliebt, daß es sich in eigener Weise und auf eigene Art weiterentwickelt.

Im Gegensatz zu den in der Gotik und Renaissance aufblühenden Auferstehungsszenen, die den Augenblick wiedergeben, wo der Herr siegreich aus dem Grabe hervorgeht, finden wir in der ältesten deutschen Osterkunst Motive wiedergegeben, die wir zunächst als nebensächliche Begleitumstände ansprechen möchten. Die ältesten Bilder zeigen grundsätzlich weder das Bild Christi noch den eigentlichen Vorgang der Auferstehung, wie ihn etwa Grünewald so realistisch zum Ausdruck gebracht hat. Sie folgen darin der biblischen Ueberlieferung, denn auch die vier Evangelisten erzählen nicht unmittelbar den geheimnisvollen Hergang der Herrenauferstehung. Das Mysterium des auferstandenen Gottessohnes ist so groß, so über alle Kreatur erhaben und glorreich, daß keines Herrschers Auge den erhabenen Augenblick schauen, kein Sterblicher Zeuge des größten Gotteswunders sein durfte! „Mörreich", d. h. verklärt, nicht an Stoff und Materie gebunden, lichtdurchflossen, unter Aufhebung aller natürlichen Körpergesetze, ging Christus aus dem Grabe hervor. Als der Engel kam, war das Grab ja noch verschlossen. Denn die Schrift erzählt, daß der Engel erst den Stein weggewälzt habe. Damit erst beginnt der erzählende Bericht der Bibel wieder: der Engel in strahlend-weißen Gewändern spricht zu den frommen Frauen und verkündet ihnen, daß der Herr auferstanden und nicht mehr hier sei.

Es ist die Scheu vor dem Heiligen, dem über Menschenwirken hinausgehenden Mysterium, die die Menschen der Frühe hinderte, sich an die bildhafte Darstellung eines unbegreiflichen Gottesgeschehens zu wagen. Darum wollen die ältesten deutschen Auferstehungsbilder nur andeuten, in heiliger Zurückhaltung, wie das Bibelwort selbst, den ehrfürchtig-betrachtenden Geist hinführen zum Mysterium der Auferstehung. So sehen wir denn meistens als beliebtes Motiv: die drei Frauen kommen zum Grabe und finden den Engel, der ihnen die Osterkundschaft kundtut. Einzelne Kunstwerke zeigen auch den in lichtes Weiß gewandeten Engel, wie das Evangeliar Heinrichs II. Aus allen frühen Bildwerken aber spricht Ehrfurcht, Scheu und Zurückhaltung vor dem unbegreiflich hohen Inhalt des Geschehens, dem Menschengeist hier künstlerische Form und Gestalt zu geben versuchte. Wohl liegt diesen kostbaren Schöpfungen des 9. Jahrhunderts mehr oder weniger stark antikes Formempfinden zugrunde.

Eine feierliche Strenge und Gemessenheit, eine liturgisch-hierarchische Linie, die den überzeitlichen Gehalt nach objektivem Gesetzen Bild und Erscheinung werden läßt und auf Grund eines verpflichtenden Bewußtseins von der Nähe des Numinosen nicht zuläßt, daß das sakrale Bild persönlichem Empfinden, subjektiven Gefühlen und individueller Ausdeutung Raum gibt. — Und doch dauerte es nicht lange, da war germanischer Geist in der Morgenfrühe seines Christentums so eng mit dem Wesensgehalt der christlichen Wahrheit durchdrungen, daß er diese Welt verstehen, erfühlen, miterleben und infolgedessen auch eigenständig künstlerisch gestalten konnte. Nicht lange währte es, und germanische Einflüsse drangen auch in die bildnerische Gestaltung des Ostermysteriums ein. Freilich, das war noch nicht das ungebundene, schrankenlose Einfluten von Gefühlswerten, das Ueberwogen von Stimmungen und Affekten, wie die späte Gotik es uns brachte. Verhalten noch und unter dem Eindruck des Mysteriums stehend, gibt germanischer Geist von seinem Besten und Edelsten. Die herrliche Kraftfülle nordischer Eigenart schimmert wie frisches, junges Blut durch die klassischen Linien, belebend, Ausdruck gebend, und doch nicht abbrechend oder das Bisherige aufhebend, es vielmehr bereichernd, ergänzend und vollendend. Es würde zu weit führen, das nun in Einzelzügen auf einigen charakteristischen Kunstwerken dieser Epoche nachzuweisen. Man schaue sich nur die Gestalten, insbesondere die Gesichter etwa auf dem Heinrichsreliquiar der Stiftskirche zu Quedlinburg, oder die den Engel hörenden Frauen auf dem Bronzeguß der Bernwardstüren zu Hildesheim an, und man wird es deutlich wahrnehmen, wie stark die heimischen Kräfte in dieser noch wesensalt christlichen Kunst tätig gewesen sind.



„Er ist nicht mehr hier!"
Statt des Auferstandenen liebte die frühe Zeit den Engel darzustellen, der das Wunder verkündet. Evangelistar Heinrich II.

Am Reliquienschrein Kaiser Heinrich I.
findet sich dieses spätkarolingische Elfenbeinrelief. Unten der Engel mit den drei Frauen, oben rechts und links die Wächter am Grabe.
10. Jahrhundert.

Der Engel und die drei Marien
Dieses Thema bildete in den frühen Jahrhunderten das häufigste Auferstehungsmotiv.
(Benediktionale des hl. Aethelwold.)

Bilder (4) Archiv

Je weiter die Welt des Mittelalters sich vom Christlich-Zentralen entfernte, desto naturalistischer, subjektiver und milieuhafter werden auch die Auferstehungsbilder. Als die Romanik auf dem Höhepunkte angelangt war, führte sie langsam schon das Bild Christi in die Auferstehungsszene ein. Erst zaghaft noch, wie etwa auf dem Albinusschrein zu St. Pantaleon in Köln, dann in voller Realistik phantasievoll sich auslassend. Eine neue Welt bricht dann herein; das menschlich Nahe tritt immer mehr von der Peripherie in den Mittelpunkt der religiösen Bilddarstellung. Das Geheimnisvolle der frühen Bilder verschwindet und mit ihm die große Linie einer wirklich sakralen Kunstübung. — Wie stark und tief aber die deutsche Seele das Osterereignis des Christentums in sich aufgenommen hat, davon legen die frühen deutschen Auferstehungsbilder auch heute noch lebendiges Zeugnis ab.

H. F.

# Abenteurer oder Genie?

*Ein deutscher Baron, Theodor von Neuhoff, wurde vor 200 Jahren König von Korsika*

Vor genau 200 Jahren wurde Europas Diplomatie mitsamt den ihr nahestehenden Gesellschaftskreisen in höchstes Erstaunen gesetzt durch die Nachricht, daß der schon seit einigen Jahrzehnten als Abenteurer keineswegs unbekannte Baron Theodor von Neuhoff von den Korsen zum König ihrer bis dahin republikanisch verwalteten und besonders gegen die Genueser verteidigten Insel ausgerufen worden war.

### Aus westfälischem Adel

Theodor von Neuhoff entstammte der auf Pungelscheid im jetzigen Kreise Altena am Zusammenfluß von Lenne und Verse seit 1465 angesessenen Seitenlinie der altadeligen Familie von Neuhoff, deren Stammhaus, das Gut Neuenhof im Elspertale südlich von Lüdenscheid, schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts urkundlich erwähnt wird. Dieser Familie gehörten auch Besitzungen im Münsterlande, so zu Nienberg im Kreise Ahaus, der jetzt noch erhaltene Kanstein'sche Burgmannshof in Horstmar und Haus Rauschenburg bei Olfen.

Theodors Vater war unter Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen (1650—1678) fürstbischöflich münsterischer Gardehauptmann in Münster, heiratete aber die Tochter eines reichen Aermelisserants bürgerlichen Standes zu Visé an der Maas und mußte wegen dieser „Mésalliance" seinen Dienst aufgeben und das Land verlassen. Die Herzogin von Orléans, eine Bayernprinzessin, verschaffte ihm die Kommandantenstelle eines Forts bei Metz, und hier gebar im seine Gattin einen Sohn, Stephan Theodor, und eine Tochter, die den Namen Elisabeth erhielt. Schon 1695 wurde das bis dahin schattenlose Familienglück durch den Tod des Vaters vernichtet. Wieder griff die Herzogin von Orléans helfend ein. Theodor wurde Page des Herzog-Regenten (Elisabeth Ehrendame der Herzogin) und damit begann der Lebensweg Theodors, der in der Literatur je nach der politischen Einstellung des Verfassers so verschieden beurteilt worden ist. Die eine Seite bezeichnet ihn als das überragende Genie, die andere als gewissenlosen Abenteurer.

### Des Lebens Wechselspiel beginnt .

Schon mit zwölf Jahren zeigte der junge Neuhoff einen starken Hang nach allem Heldenhaften. Vor allem waren die Werke Plutarchs nach seinem Geschmack. Hier las er die Lebensschicksale der alten Heroen immer und immer wieder mit solcher Gier, daß er sie Wort für Wort auswendig gewußt haben soll. „In allen ritterlichen Uebungen zeigte er Mut und Gewandtheit, während zugleich die Gewöhnung des Hoflebens den Sinn bedeutender Verhältnisse und gesellschaftlicher Feinheit in ihm ausbildete. Er gewann in diesem Kreise durch seine Anmut und Klugheit viel angesehene Freunde." (Varnhagen von Ense.) Er trat in die Dienste des Schwedenkönigs Karl XII. ein, des berühmtesten Herrschers seiner Zeit, und diente hier ebenso mit Auszeichnung, wie er sich in der Kriegskunst ausbildete und auch eine so hervorragende Anlage für politische Geschäfte bekundete, daß Freiherr von Görz, der Premierminister des Königs, ihm mehrere schwierige diplomatische Missionen auftrug, deren sich Neuhoff stets mit Geschick entledigte. Nach der Ermordung Karls XII. und Hinrichtung seines Premierministers fühlte sich Neuhoff im Haag, wo er beim spanischen Gesandten Zuflucht gefunden hatte, nicht mehr sicher und floh nach Madrid. Hier mit der Stelle eines Obersten betraut, heiratete er die Lady Sarsfield, Ehrendame der Königin, eine Dame aus altirischem Geschlechte und ebenso stolz wie häßlich. Auf diese Verbindung hatte Neuhoff große Hoffnungen gesetzt. Als er aber bemerkte, daß seine Gemahlin ihn nur mit abschätzendem Dünkel behandelte, packte er eines Tages, als seine Gattin mit dem Hof nach dem Escorial gefahren war, seine Sachen nebst Geld und Kostbarkeiten zusammen und fuhr über Cartagena nach Paris. Seine Frau, die er in Hoffnung zurückgelassen hatte, folgte ihm später dorthin nach und gebar ihm dort 1725 seinen einzigen Sohn Frédéric, von dem wir eine Lebensbeschreibung des Vaters in den „Mémoires pur servir à l'histoire de Corse" besitzen. Neuhoff kam schließlich nach allerlei Irrfahrten nach Florenz, wo ihm der Kaiser das Amt eines Ministerresidenten übertragen hatte.

### „Werden Sie unser König!"

Hier traf er mit angesehenen Bewohnern der Insel Korsika zusammen und erfuhr von ihnen, wie die Genueser unter schmählichster Mißachtung aller Rechte und Eigentumsverhältnisse das einst so blühende Eiland unterdrückten, wie alle Verträge, die etwa gelegentlich zustande kamen, an der Treulosigkeit dieser Zwingherren scheiterten, die sogar in ihrem Handeln durch die Höfe von Versailles und Madrid noch unterstützt wurden. Theodor bemühte sich, ihnen in ihrer Not zu helfen, erwirkte auch mit Unterstützung des Kaisers, daß korsische Unterhändler, die von den Genuesern gefangen gesetzt worden waren, wieder freigelassen wurden, und half ihnen in tausenderlei Angelegenheiten. Die Korsen faßten zu ihm unbedingtes Vertrauen und wurden von ihm überzeugt, daß auch der neue Vertrag mit Genua keinen Bestand haben werde. Darum riet er ihnen, um endlich Ruhe zu haben, ihre bisherige Staatsform umzugestalten und sich für eine Republik oder für ein Königreich zu entscheiden. Nach einigem Ueberlegen erklärten die Gesandten sich für eine Monarchie und baten Neuhoff, wie sein Sohn Frédéric berichtet, stehentlich, die Königswürde anzunehmen.

Neuhoff sondierte daraufhin die Absichten mehrer Höfe, und da er sah, daß weder vom Kaiser, noch von Frankreich, Spanien oder den italienischen Fürsten Hilfe zu erhoffen war, legte er den Türken einen Plan vor, nach dem Neuhoff für Unterstützungen, die er den Türken gewähre, Korsika auf Treu und Glauben von der Pforte erhalten solle. Mit bedeutenden Geldmitteln unterstützt, reiste er zum Dey von Tunis, der ihn auf Befehl des Sultans mit allem versorge, was er zur Ausführung seiner Pläne notwendig habe.

Baron Theodor von Neuhof als König Theodor I. von Korsika
Zeitgenössisches Schabkunstblatt von J. J. Haid. (Photo Kester, München. Eig. Anfertig.)

Inzwischen nahmen die Ereignisse auf Korsika den von Neuhoff vorausgesagten Verlauf, indem die Genueser dort tagtäglich unter Nichtachtung der Verträge neue Beweise ihrer Treulosigkeit und Grausamkeit gaben. Ebenso waren die Genueser im Begriffe, neue Truppen auf Korsika zu landen, um von den Korsikanern einen neuen, ihnen günstigeren Vertrag zu erzwingen, als von Neuhoff die Nachricht eintraf, daß er nun bald mit reichen Hilfsmitteln kommen werde. Das gab einen ungeheuren Jubel auf der ganzen Insel und man beschloß, ihn bei seiner Ankunft zum Könige öffentlich auszurufen.

### Ehrenvoller Empfang in Korsika

Am 15. März 1736 ging Theodor vor Aleria vor Anker auf einem Schiffe von 24 Geschützen, das unter englischer Flagge segelte und begleitet war von zwei weiteren Schiffen mit 40 000 Sak Getreide, 6 zwölfpfündigen Bronzegeschützen, Bajonetten und anderem Kriegsbedarf, 40 000 Uniformröcken, ebenso viel Paar Schuhen und der gleichen Zahl Hüten. Außerdem besaß er an barem Gelde die Summe von 100 000 Zechinen (850 000 Mark). Die Vornehmsten des Landes gingen an Bord und begrüßten ihn, und dann betrat er das Land, sein Königreich, das in ihn den Schutzgeist sah, dessen Anwesenheit schon allein genüge, um allen Drangsalen und Leiden für immer ein Ende zu machen. Ungeheurer Jubel geleitete ihn nach Korte, der inneren Hauptstadt des Landes. Am 15. April wählte ihn eine allgemeine Volksversammlung zum Könige von Korsika und Kapraja unter dem Namen Theodor I., die Vornehmsten trugen ihn einem alten Brauche gemäß auf ihren Schultern umher, und alles rief: „Es lebe die Freiheit und Theodor unser König!"

Schon zwei Tage später bildete er ein Heer von 24 Kompanien zu je 200 Mann, und eroberte in den nächsten Tagen Porto Vecchio und Sartene und stand am 8. Mai mit 15 000 Mann vor Bastia und forderte es zur Uebergabe auf. Aber wenn er auch seine Truppen durch die Unsicherheit, welche Macht hinter Theodor stehe, möglicherweise der Kaiser oder England. Auf Betreiben Genuas landete Frankreich Truppen auf der Insel. Auch Spanien und die italienischen Fürsten trafen ernstliche Maßnahmen, den neuen König zu entthronen. Inzwischen aber kamen wieder neue Schiffe mit Kriegsbedarf für Theodor an, was die Vermutung, eine große Macht müsse hinter ihm stehen, nur stärkte.

Da die Genueser sahen, daß Theodor einstweilen mit Waffengewalt nicht beizukommen war, griffen sie zu dem billigeren Mittel der Verleumdung und suchten, auf alle erdenkliche Weise Theodors Ruf zu untergraben. Das fiel ihnen um so leichter, als Theodor, um sich durchzusetzen, ein strenges Regiment im Lande aufgerichtet hatte und mehrere Angesehene im Lande, die sich seinen Anordnungen widersetzten und das Volk aufwiegelten, hatte hinrichten lassen. Die Korsen waren eben nicht gewohnt, sich irgendjemandem unterzuordnen, und in der Heimat der Blutrache war er unversöhnlich ihrer Rache verfallen. Auch daß er den „Orden der Befreiung" stiftete, hinderte nicht, daß sich unter Giacinto Paoli und Raffaele eine Gegenströmung bildete, die weder von Theodor, noch von den Genuesern etwas wissen wollte. Da auch die Belagerung von Bastia nicht vorwärts kam, vor allem mehr und mehr das Vertrauen zu ihm, und er sah ein, daß ihm nichts übrig blieb, als sich ehrenvoll zurückzuziehen. Aber nicht als flüchtender König wollte er sein Land verlassen, sondern mit der vollen Einwilligung des Volkes, mit der Würde eines Königs und in der Absicht, neue Hilfsmittel für sein Land aufzutreiben. Trotz des Abratens seiner nur wenigen Freunde berief er auf den 5. November 1736 eine Nationalversammlung ein, erschien furchtlos in ihrer Mitte, warf den Korsikanern ihre Untreue vor und erklärte, das Land verlassen zu wollen, um neue Hilfsmittel aufzutreiben. Alle verstanden resumütig ihre Treulosigkeit ein und baten ihn, zu bleiben. Theodor aber bestand darauf, fortzugehen, übertrug einem Kollegium von 25 Männern die Führung der Regierung und verließ am 14. November unter dem allgemeinen Jammern und Klagen das Land, von dem gleichen Hafen Aleria aus, in dem man ihn vor acht Monaten mit solchem Jubel willkommen geheißen hatte.

### Ein König bettelt für sein Land

In Livorno stieg er an Land und reiste dann, immer Verkleidung und Namen wechselnd, da die Genueser auf seinen Kopf eine hohe Belohnung ausgesetzt hatten, nach Toscana, Rom, Turin und Paris, wo ein Genueser auf offener Straße eine Pistole auf ihn abfeuerte, dann nach Amsterdam, wo er wegen einer Wechselschuld von 5000 Mark verhaftet, dann aber wieder freigelassen wurde, suchte von dort aus Lissabon und Malaga auf, stets in dem Bemühen, für Korsika Hilfsmittel aufzutreiben, die er entweder bar bezahlte oder aber auf Korsika gegen Erzeugnisse des Landes eintauschen ließ, und kam dann wieder nach Amsterdam. Dort hatte er von Amsterdamer Handelsfirmen gegen die Zusicherung des alleinigen Handels mit Korsika 5 000 000 Gulden erhalten und erschien am 13. September 1738 vor Aleria mit einem Geschwader von drei Kriegs- und mehreren Transportschiffen unter holländischer Flagge. Vor seiner zweiten Landung aber sandte er seinen Adjutanten an die Reichsverweser mit der Anfrage, ob sie ihn noch immer als ihren König anerkennen und den Kampf für ihre Freiheit fortsetzen wollten. Und schon bald war das Gestade überfüllt von Korsikanern die ihn stürmisch baten, an Land zu kommen. So ging er dann dem allgemeinen Drängen nach und wurde zum zweiten Male mit Jubel und Jauchzen empfangen.

Noch einmal sollte sich das gleiche Spiel wiederholen. Theodor mußte in Sorge um sein Land zum zweitenmal die Insel verlassen. Im Jahre 1743 kehrte er zurück, mußte jedoch dann sein Königsamt niederlegen. Er verließ sein Reich, nun, um es nie wieder zu

### Abschied von seinem Reich

So aufs neue mit Geldmitteln und guten Hoffnungen ausgerüstet, ging Theodor im Dezember 1742 auf einem englischen Linienschiffe nach Livorno, wurde von den dort lebenden Korsikanern freudig begrüßt, logte in ihrer Begleitung am 20. Januar 1743 in Viola Rossa an und wurde, als er hier zum dritten Male die Insel betrat, mit neuem Jubel empfangen und als König, Vater und Befreier des Landes gefeiert. Wenn er auch eine allgemeine Amnestie erließ; die Allgemeinheit verlangte von ihm eine bündige Erklärung, welche Macht ihnter ihm stehe, und als er diese nicht geben konnte, zogen sich die Korsen von ihm zurück. Theodor blieb sich nach kurze Zeit an der Küste auf. Er sah und konnte es nicht glauben, daß seine Rolle auf der Insel ausgespielt war. Das Land für das er fast zehn Jahre lang alles getan, unendliche Mühsal erduldet, ungezählte Enttäuschungen erfahren hatte, hatte ihn als seinen selbstgewählten Herrn verlassen. In dieser bittersten Enttäuschung seines Lebens fuhr er nach Livorno zurück.

### Das Ende: Schuldgefängnis und Tod

Tief gebeugt fuhr er nach Holland, nach Bonn, Köln und mehreren Orten Westfalens und kam im Jahre 1749 wieder über Amsterdam nach London. Hier sollte sein ruheloses Leben ein Ziel finden, wenn auch nicht das erwünschte. Zwar besaß er für seine persönliche Sicherheit einen Geleitbrief des Königs von England. Aber der genuesische Statthalter in London wußte seine Gläubiger zu bewegen, ihm ein neues Darlehen von 450 Pfund Sterling zu geben. Und wegen dieser verhältnismäßig geringen Summe wurde er verhaftet und in das Schuldgefängnis der Kingsbench geworfen. Durch die Insolvenzakte im Jahre 1756 kam er aber wieder frei. Ein Londoner Schneider räumte ihm im vierten Stockwerk seines Hauses ein ärmliches Kämmerchen ein. Hier lebte Korsikas König, vollständig zurückgezogen von der Welt, bis am 11. Dezember 1756 der Tod dem ruhelosen Leben des Siebzigjährigen ein Ziel setzte. Man bettete ihn zur Ruhe auf dem St.-Anna-Friedhofe zu Westminster, und hier erinnert noch heute in der Friedhofsmauer eine nicht mit einer Krone, wohl aber mit der siebenspitzigen Freiherrenkrone geschmückte Gedenktafel an ihn, für die Horace Walpole folgende Inschrift verfaßte:

„Unweit dieser Stelle ruht Theodor, König von Korsika. Er starb in dieser Pfarrei am 11. Dezember 1756, gleich nachdem er das Gefängnis des Oberhofgerichtes verlassen hatte in Auswirkung eines Gnadenaktes für unvermögende Schuldner, dem zufolge er auf sein Königreich Korsika zu Gunsten seiner Gläubiger verzichtet hatte. Das Grab macht alle gleich und achtet nicht Heroen, Bettler, Fetischklav', noch Fürst.

Daß Theodor dies wisse nos vorm Tod.

Belehrt das Schicksal ihn im Lohn schon:

Macht' ihn zum König und verfaßt' ihm Brot."

Theodors Gattin lebte in Paris noch geraume Zeit in wenig geklärten Verhältnissen. Sein Sohn Frédéric ging seinen Familiennamen Neuhoff auf und diente später als schlichter Soldat unter dem Namen Frédéric in der englischen Kolonialarmee, in der er es bis zum Obersten brachte. In einem Anfall von Schwermut machte er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende.

Theodor von Neuhoff ist von jeher in seinem Charaktereigenschaften stark umstritten gewesen; nach der Einstellung derer, die ihn behandelten. Ihn schlechtweg als Abenteurer abtun geht nicht an, wenn auch sein Leben namentlich die jüngere Zeit, den Hang zum Abenteurer stark erkennen ließ. Als er aber in der Regelung der korsischen Angelegenheiten ein festes Ziel vor Augen sah, kannten sein Wagemut, seine Unerschöpflichkeit in dem Auffinden neuer Hilfsquellen und seine Ausdauer keine Grenzen. „Wie man von anderen sagt", meint Varnhagen, „daß sie von seiner Farbe gewußt, so kann man von ihm sagen, daß er die Verzweiflung nicht gekannt hat."

Daß sein Feldherrentalent so groß gewesen wie seine Erfindungsgabe und seine bewundernswerte Beharrlichkeit: er hätte den bedeutendsten Männern — zum mindesten seiner Zeit — beigezählt werden müssen.

P. W.

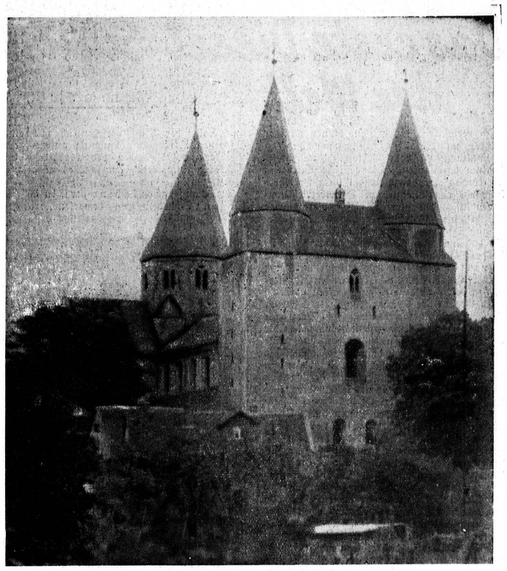


# Der Osterleuchter am Kaisergrab

*Ein seltenes Baudenkmal im Dom zu Königslutter*

Die Kerze, seit jeher Sinnbild des Lebens, wurde auch gleichzeitig das Ebenbild der Auferstehung. Kein Wunder also, daß dieser Auferstehungs- oder Osterkerze ein bevorzugter Platz in der Kirche, nämlich an der Evangelienseite des Hauptaltares, zukam, daß man von ihrer am Karsamstag geweihten Flamme die Lichter der ganzen Kirche anzündete und sie an dieser bevorzugten Stelle bis zum Himmelfahrtstage stehen mögen, dieser eigenartige und stolze Osterleuchter am Kaisergrab wird unserem Gedächtnis nicht so schnell entschwinden. Zwar kennen wir seinen Schöpfer, auch den von Portal und Dom, nicht, denn bei dem Brande des Rathauses in Königslutter im Jahre 1571 wurde leider auch das gesamte Stadtarchiv vernichtet. Aber auch der Unbekannte imponiert uns, denn er hinterließ nicht nur ein Kunstwerk, sondern auch ein Sinnbild.

Dr. Leo Koszella.



Der Kaiserdom in Königslutter
Ein Kleinod romanischer Baukunst. (Photo: Fritz Gieseke, Archiv)

Der alte Kreuzgang am Dom (Photo: H. Baumbach)

### Altes Städtchen am Elm

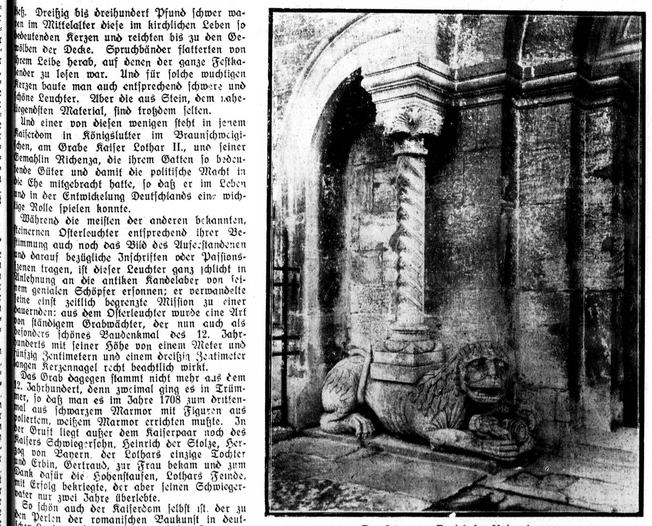
Königslutter am Elm bietet neben dem alten Dom manches beachtenswerte Haus; stille Gassen, Winkel und Höfe erzählen von deutscher Vergangenheit.

Schon ehe wir von dem Bahnhof dorthin kommen, gibt es manche schöne alte Bauwerke, die das Auge erfreuen, die von dem Kenner bewundert werden. In der Nähe des Marktes, in der Altstadt, liegt die Pfarrkirche der Hl. Fabian und Sebastian. Der Bau hat sich in verschiedenen Zeiten zu seiner jetzigen Gestalt entwickelt. Am ältesten ist der viereckige Turm und das Mittelschiff. Sie gehören dem 12. Jahrhundert an. Jetzt trägt der Turm ein geschweiftes Dach mit abschließender Laterne. In vier Bauperioden wurde die Kirche zu einer Hallenkirche mit drei Schiffen ausgebaut. Das Gewölbe wird von starken Pfeilern getragen. Das Dach der Pfarrkirche (Stadtkirche) fügt sich harmonisch den Dachfirsten der Nachbarhäuser ein. Der ganze Bau hat nicht nur kunstgeschichtlichen, sondern auch baugeschichtlichen Wert. Dicht bei der Stadtkirche führt eine Treppe den Fußgänger nach Norden auf eine Hauptstraße, die die Altstadt mit einem neueren Stadtteil verbindet. Und was bietet nicht alles die Altstadt an Bauten, ganz schmalen Gassen und hohen dicken Mauern, die einzelne Grundstücke umgeben. Obwohl große Feuersbrünste 1571 und 1813 unter den alten Holzhäusern stark aufgeräumt haben, gibt es manches beachtenswerte, schöne Fachwerkhaus.

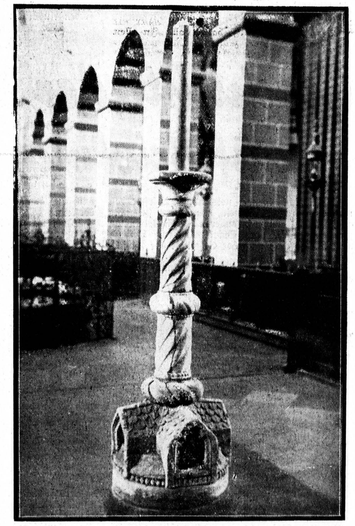
An einer Nebenstraße liegt das jetzige Amtsgericht, die alte „Burg Königslutter", mit seinem schönen Innenhof. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts nennt uns die Herren von der Streithorst, die auch in Schliestedt, Küblingen und Rottorf begütert waren, als Pfandinhaber des Schlosses. Die Herren von Streithorst werden verschiedentlich, auch in folgenden Zeiten, als Pfandinhaber bezeichnet. Im Innenhof finden wir an einem Balken die Inschrift: Anno Dom. 1558 hat mich der erbare Christoffer van der Streithorst Brunswiker Hofmarschalk erbuwet unde in der Palmwecken oberichtet. O, ewig is ja to lang. In unmittelbarer Nähe befinden sich die Marktkirche und der Gänsemarkt mit schönen alten Fachwerkhäusern, deren Bemalung jetzt erneuert ist. Da ist an einem Hause die Jahreszahl 1573 und die Inschrift: Mit Gottes Hülf fang alles an, So wird dirs wohl und glücklich gahn. Da finden wir ein Haus, dessen Oberstock an der nördlichen Ecke durch einen starken Steinpfeiler getragen wird, da finden wir, wie auch sonst hin und wieder im Ort große Toreinfahrten mit Inschrift: Der „Sack" schließt sich an mit einem durch Bogen und Mauerwerk aufgefangenen Hause, und einige Schritte weiter liegt hier ein Haus mit der Inschrift: Neidhart ist so ein Mann, der Niemand schaden kann: den durch der Abkunft Schmertze feist er sein eigen Hertze, Christof Vögding. Der Amtmann Christoph Vögding — auch Vögding —, der hier wohnte, verwaltete die Güter des Schlosses Lutter. Er stand bei Herzog Heinrich Julius in großer Gunst, erhielt von ihm mancherlei Vorrechte und Gerechtsame. Die Folge war Neid und Mißgunst bei manchen Mitbürgern. Da ließ bei einem Neubau seines Hauses Vögding obige Inschrift anbringen.

Noch manches andere schön bemalte Haus von architektonischem und geschichtlichem Wert zieht den Blick des Wanderers an. Doch an traulichen Ecken, Winkeln und Gassen gehts vorbei dem Kaiserdom zu. Schon wieder umgibt uns Geschichte und Vergangenheit. Im herrlichen Elmwald geht der Wanderer weiter, dem Tobelstein zu.

H. L.



Der Löwe am Portal des Kaiserdomes (Photo H. Baumbach)



Durch die Jahrhunderte hält der Osterleuchter am Grabe Lothars II. die Wacht (Photo: Brinkmann-Schröder)

# Das erste Diesel-Schnellflugzeug der Welt

**Die neue „Ju 86" - Einsatz im Luftverkehr 1936**

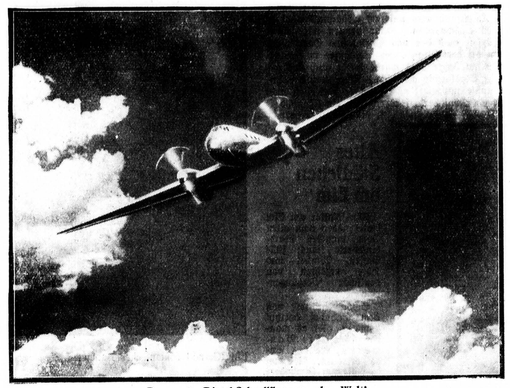
In verblüffend kurzer Zeit, binnen weniger Jahre, hat der Dieselflugmotor den Entwicklungsweg vom Versuchs- zum Reifestadium durchlaufen. Die deutsche LuftHansa hat bereits eine ganze Anzahl ihrer Verkehrsflugzeuge von Benzin- auf Dieselbetrieb umbauen lassen, darunter die riesige viermotorige „G 38", die 35 Passagiere und 5 Mann Besatzung befördert. Durch den Umbau ist die „G 38" nicht nur bedeutend wirtschaftlicher, sondern auch mehr als 30 km/std schneller geworden, was auf die wesentlich kleineren luftwiderstandserzeugenden Kühlerflächen bei Dieselantrieb zurückzuführen ist.

Zu Beginn der Sommerflugzeit wird ferner ein neues zweimotoriges Diesel-Schnellflugzeug in Dienst gestellt werden, das die Typenbezeichnung „Ju 86" trägt und ohne Gegenstück in der Welt dasteht. Es handelt sich um einen verspannungslosen Tiefdecker in Ganzmetallbauart, der zur Beförderung von 10 Fluggästen und 2 Mann Besatzung eingerichtet ist. Der Antrieb erfolgt durch zwei beiderseits vom Rumpf in den hohlen dicken Tragflächen eingebaute Zweitakt-Dieselmotoren von je 600 PS, die der „Ju 86" eine Höchstgeschwindigkeit von 340–350 km/std verleihen. Im Reiseflug mit gedrosselten Motoren werden 300–310 km/std erreicht. Die Landegeschwindigkeit hält sich dank der an der Flügelhinterkante angeordneten Bremsklappen in durchaus normalen Grenzen: 90–100 km/std. Auch bei Ausfall eines Motors bleibt die Maschine noch voll flug- und steuerfähig, so daß Notlandungen infolge Maschinendefekts praktisch ausgeschlossen sind. Zwei besonders reichlich bemessene, im Schraubenstrahl der beiden Motoren liegende Seitenruder gewährleisten hervorragende Wendigkeit, sowohl in der Luft wie beim Rollen auf dem Boden. Es dürfte kaum ein zweites Flugzeug gleicher Größen- und Gewichtsklasse geben, das sich darin mit der „Ju 86" messen könnte.

Um den Luftwiderstand während des Fluges auf das geringstmögliche Maß herabzusetzen, ist das Fahrgestell der „Ju 86" einziehbar ausgeführt. Farbige Lämpchen am Instrumentenbrett zeigen das Einschnappen des Fahrwerks in eine der beiden Endstellungen an. Sollte der Pilot versehentlich mit eingezogenen Rädern zur Landung ansetzen, ertönt beim Zurückziehen des Gashebels im Führersitz automatisch ein schrilles akustisches Warnsignal.

Die Passagierkabine der „Ju 86" ist für ein Schnellflugzeug bemerkenswert gewähren. Modernste Instrumente für Nachts- und Blindflug, Funkpeilung, Nebellandung usw. verbürgen sicheres Fliegen bei allen Witterungsverhältnissen.

Das erste Exemplar der „Ju 86" ist bereits von der Lufthansa übernommen worden und häufig bei Probeflügen in der Umgebung Ber-



Das erste Diesel-Schnellflugzeug der Welt!
Die „Ju. 86" mit eingezogenem Fahrgestell im Fluge. (Aufn.: Archiv Dr. Wollereck)

räumig und frei von allen störenden Vibrationen und Erschütterungen, da im Rumpf selbst ja kein Motor eingebaut ist. Von der Kabine gelangt man durch eine Tür in den die Rumpfnase einnehmenden Führerraum, dessen breite Fenster aus splittersicherem Glas freien Ausblick nach vorn und nach den Seiten

lins zu beobachten. Mit Beginn des Sommerluftverkehrs 1936 soll die Maschine auf einer der sog. „Blitzstrecken" eingesetzt werden, die bisher mit verhältnismäßig kleinen einmotorigen Flugzeugen besogen wurden und infolgedessen oft restlos ausverkauft waren.

Dr. Hans Wollereck.

# Geschichte der Luftfahrt – auf Briefmarken

Es ist nicht immer notwendig, Briefmarken nach Ländern zu sammeln, man kann sie ruhig auch einmal nach besonderen Gesichtspunkten sammeln, z. B. nach Staatsmännern, Technik usw. und so auch nach der Geschichte der Luftfahrt.

Es gibt kein Volk, daß nicht einen Glauben an eine fliegende Person hat, sei es vom Schutzengel der Niederländer bis zu den Teufeln und

Eine bekannte Briefmarke, welche den Fliegergedanken werbend ins Volk hineintragen hilft, ist die Zeppelinmarke. Sie zeigt das stolze neue Luftschiff „Hindenburg" in den Lüften — als besten Werber deutscher Wertarbeit auf dem Gebiete des Flugwesens.
(Graph. Werkst., K.)

geistsgeistern. Bösewichten der siamesischen Briefmarken. Wer war der erste fliegende Mensch? Vielleicht der Grieche Dädalus und sein Sohn Ikarus (Kretische Marken), die mit Hilfe der Circe große Vogelflügel fertigten und mit diesen aus ihrer Gefangenschaft auf Kreta flogen. An allen diesen Sagen ist ein Kern von Wahrheit, und vielleicht handelt es sich bei den Flügeln von Dädalus und Ikarus um Fallschirmversuche, denn Fallschirmabsprünge waren zu dieser Zeit von den siamesischen Gauklern her wohl bekannt.

Was wir aber bestimmt wissen, das ist die „Flugmaschine" von Leonardo da Vinci (5 kretische Briefmarken, das Flugzeug und den Erfinder darstellend), die jedoch nur auf dem Papier gestanden hat.

Doch bald wird der Traum der Menschheit Wirklichkeit. Im Jahre 1783 steigen die Gebrüder Montgolfier mit ihrem Heißluftballon in die Luft. Wenige Jahre später wird dieser unten offene Ballon durch den geschlossenen Leichtgasballon ersetzt, der nach seinem Erfinder „Charliere" (kretische Briefmarke) genannt wird und den Prototyp des Stratosphärenballons darstellt.

Jedoch waren diese Ballone zu stark der Atmosphäre und den Winden ausgesetzt; der Mensch aber wollte ein bestimmtes Ziel erreichen, und so finden wir bald die Theorie des Lenkluftschiffes mehr und mehr vervollkommnet. Prachtstücke zeigt auf einer seiner ersten Briefmarken das Luftschiff „Pax" von 1902. Dann triumphiert der Zeppelin, Deutschland bringt eine Briefmarke zum Gedächtnis an Graf Zeppelin, während Brasilien, Rußland und andere Länder auf ihren Briefmarken die großen Luftkreuzer darstellen.

Gegen Beginn des 20. Jahrhunderts risktieren zahlreiche Menschen ihr Leben um der Erfindung des Flugzeugs, um den Flug „Schwerer als die Luft". So bringt Brasilien eine Marke mit dem Apparat von Santos Dumont. Lilienthal (Deutschland) findet bei einem Versuchsflug den Tod, und sein Tod bedeutet einen Rückschritt auf dem Gebiete des Segelflugs, der erst nach einem Vierteljahrhundert wieder ausgeglichen wurde.

Nun setzt sich das Motorflugzeug durch, und wir unterscheiden zwischen Ein- und Mehrdecker. Mit einem Eindecker überquert Blériot (kretische Briefmarke) den Aermelkanal im Jahre 1909 (französische Gedenkmarke). Mit einem Doppeldecker (kretische Marke) führen die Gebrüder Wright ihren ersten Flug am 3. Dezember 1903 aus.

Zu allen großen flugsportlichen und fliegerischen Veranstaltungen erscheinen nun Sondermarken, so

## Aus der Welt der Flieger

**Italienische Fabrik für synthetisches Benzin**

Unter Mithilfe des Staates wurde in Italien eine Fabrik zur synthetischen Herstellung von Kohlenwasserstoff-Brennstoffen (Benzin usw.) gegründet. Das Kapital der Fabrik beträgt 500 00 Lire. Es wurde zu einem Teil von den chemischen Industrien, zum anderen Teil vom Staat gegeben. Als Präsident der Gesellschaft, die den Namen A. N. I. C. führt, wurde Minister Stefani Bonni gewählt. Die Italiener hoffen, damit die Einfuhr von Benzin stark herabdrücken zu können.

**Was macht Frankreichs Süd-Atlantikdienst?**

Nachdem das französische Luftfahrtministerium die Veröffentlichung der neuesten militärischen Flugzeuge verboten hat, beschäftigt man sich wieder mehr mit der Verkehrs- und Handelsfrage. Vor allem ist das Problem der Süd-Atlantikstrecke immer erneut interessant. Eine unverhältnismäßig kurze Zeit ist der Postdienst nach Südamerika 100prozentig von Flugzeugen versehen worden. Dann folgen man mit dem Wasserflugzeug den Milchdienst mit einem Postdampfer, denn die schönen neuen Maschinen versagten. Als einzige Maschine, die immer wieder treu ihren Dienst versieht, kann man das Flugzeug von Farman „Centaure" nennen. Das Flugzeug von Meiz „Santos-Dumont" ist zum Ueberholen nach Frankreich zurückgekommen, das neue Seeflugzeug von Latécoère „Buenos Aires" ist verschollen, die beiden anderen gleichen Typs „Santiago de Chili" und „Rio de Janeiro" haben bereits eine Panne und sind den Anstrengungen dieses Fluges noch nicht gewachsen. Sie müssen sich erst einfliegen, wird behauptet! In Wirklichkeit, sagt die Fachpresse, hält das Material den Stürme, denen es beim Ueberfliegen des Ozeans ausgesetzt ist, nicht aus. Es verändert die Form, die Vibrationen steigern sich so, daß die Platten baum mehr das Steuer festhalten können und die Stabilität schwindet. Die Aufregung in den Fachkreisen ist groß, denn schließlich ist der Postverkehr mit Südamerika heute im Jahre 1936 wieder auf demselben Standpunkt angelangt, wie er vor vielen Jahren, zu Beginn des Unternehmens war. Man sagt mit Recht, daß bei all den Neuerungen und all dem guten Material, bei dem wahn Geld, das hineingesteckt worden ist, ein besserer Erfolg hätte erzielt werden können.

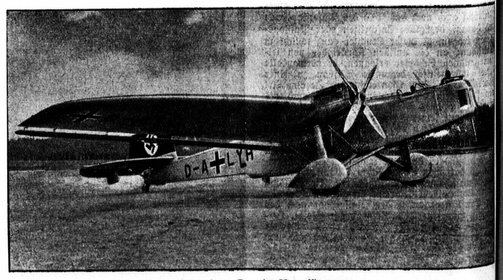
**Ein König, der die Luftfahrt liebt**

Nach der Thronbesteigung des Prinzen von Wales als König Eduard VIII. hat England ein Staatsoberhaupt erhalten, das erster Linie für die Förderung der Luftfahrt eintreten wird. Die Bevölkerung des Königs Nach Thronfolger war, um die Fliegerei sind bekannt. Seit vielen Jahren ist er als akt Flieger tätig. So hat er z. B. beim Besuch Flugschiffes DOX in England sich selbst Steuer gesetzt und die Maschine zu seiner Zufriedenheit gesteuert. Die sportliche Natur Königs läßt es auch verstehen, daß er selbst Inhaber eines Flugzeuges ist, daß er auf sein Reisen fliegt. Nach der ersten Puß-Motte 105 PS de Havilland Motor, kam die Leop Motte mit 130 PS. Heute fliegt der König neueste Ausführung der „Dragon" mit Doppelsteuer, Funkeinrichtung, usw. Der neue hat aber auch besonderes Interesse an der technischen Entwicklung der Luftwaffe, fühlt sich verbunden mit den Militärfliegern seines Landes und pflegt in kameradschaftlicher Weise den Landesgrenzen hinausgehenden Sportfliegerei.

Der König hat jetzt auch angeordnet, daß Großen Park von Windsham für ihn ein Privatflugplatz angelegt wird, der von den größten Maschinen benutzt werden kann.

**Segelflugzeugverkäufe nach Japan und Rußland.**

Mit der fabrikmäßigen Herstellung von Segelflugzeugen gewinnt auch die wirtschaftliche Bedeutung der Verkäufe dieser Flugzeuge ins Ausland an Interesse. Der Segelflugzeugtyp „Olympia 3" mit der Bezeichnung „Minimoa", der von Wolf Hirth konstruiert und vom Flugzeugbau Göppingen in Württemberg hergestellt wird, findet bereits Absatzmöglichkeiten im Ausland. Obgleich die „Minimoa" für sich den Ruhm in Anspruch nehmen kann, das teuerste Segelflugmuster zu sein, das auf dem Markt vorhanden ist, was mit der hochwertigen Konstruktion und Durchführung der Bauarbeit seine Erklärung findet, ist von diesem Leistungssegelflugzeuge kürzlich drei Stück ins Ausland geliefert worden. Zwei Flugzeuge gingen nach Japan und das dritte nach Rußland. Zur Teilnahme am kommenden Rhönwettbewerb sind zur Zeit vier „Minimoa" im Bau.




Zweimotoriges Dornier-Kampfflugzeug
Das Zweimotoren-Kampfflugzeug der Dornier-Werke in Friedrichshafen. (Freigegeben durch R. L. M.) (Pressephoto, K)



# Welt der Frau

## Unsere ABC-Schützen

Wir sagen dieses Wort gern ein bißchen gönnerhaft und mit einem Lächeln um die Mundwinkel, wenn wir auf die kleinen Kerle hinblicken, die nun das erste Jahr zur Schule gehen: stolz in ihrer neuen Würde mit dem womöglich nagelneuen Schulranzen, aber doch auch durchaus mit dem dunklen Bewußtsein, daß da eine andere Periode des Lebens anhebt, und daß der Ernst einer überpersönlichen Macht zum ersten Mal von ihnen Besitz ergriffen hat. Es wäre nett, wenn auch wir Erwachsenen etwas von dieser Würde und dieser Ernsthaftigkeit inne würden, und wenn wir dann diesen Anfängern der Schule und des Lebens, diesen kleinen Zukunftskameraden gegenüber den rechten Ton und die rechte Haltung fänden. Eben nicht die lächelnde Ueberheblichkeit und die Gönnerhaftigkeit von oben herab, und erst recht nicht die Inquisitorienne mit dem „Warte nur, wenn ..." und „Daß Du Deine Aufgaben schon gemacht?" im drohenden Hintergrunde; eher wäre schon der Freund Verkehrsschupo an einer schwierigen Straßenkreuzung das geeignete Vorbild für uns, wenn er den unerfahrenen Autoneuling mit einer ermunternden Handbewegung und einem sachverständigen Lurz aus der Bredouille hilft, statt ihn einfach auszuschreiben.

Nämlich: Wir wollen uns doch einmal ganz klar darüber sein, daß die kleinen Volksgenossen da soeben in das schwerste und inhaltsreichste Arbeitsjahr ihres ganzen Lebens eingetreten sind. Das halten Sie für übertrieben? Weil Sie seit vielen Jahren lesen und schreiben können (vielleicht sogar mit richtiger Rechtschreibung), und weil Ihnen das Einmaleins ganz selbstverständlich im Gehirn sitzt, haben Sie es vergessen, mit wieviel Mühe und wieviel Tränen Sie diese beiden Werkzeuge europäischer Weisheit einmal haben lernen müssen! Es kommt Ihnen garnicht mehr in den Sinn wie lange es gedauert hat, ehe Sie die vielen Zeichen des Alphabets, die kleinen und die großen, die geschriebenen und die gedruckten, die „deutschen" und die „lateinischen" auseinanderhalten, lesen und selber schreiben konnten, und wie schwer es war, in einem an die Tafel gemalten Ungetüm von wirren Linien das lebendige Wort wiederzuerkennen, das sich zu dieser Schulstunde eine fröhliche, selbstverständliche Einheit war und hinterher ein unverständliches Beieinander von mehreren Lauten. Es ist mir mal sehr eindrucksvoll gewesen, wie schwer es einem ganz klugen, kleinen Mädel fiel, z. B. in dem Worte „lesen" die beiden so verschieden ausgesprochenen „e" mit einem und demselben Buchstaben zu schreiben und umgekehrt wieder einzusehen, daß sie nicht „lee-leen" lesen dürfe. Und das Rechnen: „Im Zahlenraum von 1–20, von 1–100" ... das hört sich für uns so einfach an, setzt aber voraus, daß dem Kinde eine Fülle von Begriffen in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Ich bin später zwar kein guter Kopfrechner, doch ein recht guter Mathematiker geworden; als kleiner Schuljunge aber habe ich meine Mutter immer wieder damit gequält, mir einen Beruf zu nennen, der das Einmaleins nicht brauche. Erst als sie mir sagte, daß auch der Schornsteinfeger (so weit wollte ich gehen) rechnen müsse, gab ich seufzend nach. Wer umfangen und ohne falschen Stolz nachdenkt, wird aus der eigenen Kindheit gleicher oder ähnlicher Nöte der ersten Schuljahre sich erinnern.

Das will sagen: Die Kinder haben gerade im ersten Schuljahr und überhaupt am Beginn ihrer Schülerlaufbahn eine schwere und anstrengende Gehirnarbeit zu leisten, die durch das beliebte Schlagwort von den noch ausgeruhten Köpfchen nicht unterschätzt werden sollte. Dafür ist der Erwachsene im Lernen geübter; und wenn er eine neue Sprache oder vor eine neue Schrift (Russisch, Bulgarisch, Griechisch, Japanisch) lernen muß, merkt er erst, wie mühe das macht. Selbstverständlich können wir den Kindern diese Anstrengung nicht ersparen, das weiß ja auch niemand, nicht einmal das Kind selbst. Wir sollten nur ein Verständnis für die Trainingsmüdigkeit der ersten Schuljahre haben, wie es heute die Schule im allgemeinen hat. Der vernünftigste Lehrer aber kann nicht hindern, daß am falschen Fleck ehrgeizige Eltern das Kind zu Hause durch ihre Gedankenlosigkeit überanstrengen, wenn sie es z. B. sogleich nach der Schule an die Schulaufgaben setzen, statt das Gehirn erst mal ausruhen zu lassen. Oder wenn sie stundenlang mit dem Kinde üben und in ihrem Eifer garnicht merken, daß das Kind schon längst nicht mehr kann und darum so „unaufmerksam" ist. Gerade das, was als Rüffelung aller späteren Belehrung ganz unverbrüchlich fest sitzen muß, kann nicht anders als restlos abgeschüttelt und mit geduldiger Vorsicht dem Kinde beigebracht werden. Der Münnberger Trichter, durch den man alle Weisheit auf einmal in den armen, kleinen Kopf hineinschütten könnte, ist — Gottseidank — noch immer nicht erfunden. Hans Hajek.

Osterspaziergang
Nach einem Bild von Ludwig Richter zu dem Märchen von Musäus „Richilde".
(Graphische Werkstätten, K.)

## Sinnig... / Auch eine Ostergeschichte

Es gibt Menschen, die haben das Talent, sich zu freuen. Wenn man ihnen etwas schenkt, so bereitet man sich selbst damit eine Freude.

Frau Edith aber besaß dieses Talent anscheinend nicht. Wenigstens traf ihr Gatte nur selten ihren Geschmack. Und er hätte doch so gerne seine hübsche Frau erfreut, der gute Erich!

Eben hatte ihm Edith einen längeren Vortrag über die Kunst des Schenkens gehalten. „Vor allem muß ein Geschenk „sinnig" sein!" schloß sie ihre Ausführungen.

„Sinnig?" verblüfft sah ihr Mann sie an, „ja, was heißt Du Dir denn unter „sinnig" vor?"

Das war nun leichter gefragt, als erklärt! Aergerlich zuckte Edith mit den Schultern: „Gott, was sinnig heißt, versteht doch jeder! Sinnig ist — sinnig ist ... nein, bist Du schwer von Begriff! Sinnig ist eben sinnig!" schloß sie triumphierend. Damit war aber der Fall für sie noch nicht erledigt.

„Erinnere Dich nur an den gräßlichen vergoldeten Tafelaufsatz, den Du mir zu Weihnachten geschenkt hast! Das war wahrhaftig kein sinniges Geschenk! Nur ein Glück, daß Müllers gerade heirateten, da sind wir ihn wenigstens auf anständige Art und Weise los geworden! Und haben ein Geschenk gespart! Sinnige Geschenke dürfen nicht protzig und aufdringlich sein, sie müssen ihren wirklichen Wert bescheiden verbergen — so was nenne ich „sinnig"!"

*

In der nächsten Zeit, es war kurz vor Ostern, dachte der arme Erich an nichts anderes, als an das verflixte Wörtchen „sinnig!" Ja, wenn man sich noch etwas hätte darunter vorstellen können!

Endlich hatte er es! Ja, das war „sinnig", das mußte selbst seiner kritischen Frau gefallen! Denn wenn das nicht sinnig war, wußte Erich überhaupt nicht, was sinnig ist!

Und am Ostersonntag, die Sonne strahlte. Als hätte es auch da oben Hausputz gegeben, überreichte Erich seiner Frau ein kleines, niedliches Nest. Darin lagen drei buntbefärbte Hühnereier, ein Brötchen und Hans Glaube, Hoffnung und Liebe! Das war von geradezu rührender Schlichtheit!

Frau Edith besah sich erst ihren Gatten und dann das Nestchen: Beide wirklich äußerst harmlos.

„Na, an Erfindungsgabe krankt der gute Erich auch nicht!" dachte Edith ein wenig spöttisch. Dann setzte sie das Nestchen mitten auf den Verandatisch. Dem man hatte bei dem herrlichen Osterwetter schon im Freien gedeckt.

„Ich mache noch einen kleinen Spaziergang", meinte Erich, „daß Dir unterdeß die Eier gut schmecken! Und daß Du Dir nicht den Magen daran verdirbst!" lachte er, mit dem Finger drohend.

Dann war Edith allein. Langsam nahm sie das grüne Ei aus dem Nest, klopfte es auf und begann es sich schmecken zu lassen.

„Eigentlich eine verrückte Idee, einem richtige Ostereier zu schenken!" überlegte die junge Frau, „aber mehr als ein Ei auf einmal kann ich beim besten Willen nicht verzehren."

Der erste Schultag (Deike M.)

In diesem Augenblick sah sie ein verlangendes Bubengesicht, das sich dicht an das Gartengitter preßte.

„Ich habe jetzt doch keinen Appetit mehr auf die beiden anderen Eier" dachte Edith, da hatte sie das Nestchen auch schon in der Hand.

„Willst Du vielleicht ein paar Ostereier?" erkundigte sie sich lachend. Der Bub nickte, strahlte. Edith legte die beiden Eier in sein schmutziges Händchen (jetzt erst erkannte sie, daß es ein Ziegeneringe war, deren Zeugung bekanntlich in der Nähe lagerte). Dann flog der Bengel wie aus der Pistole geschossen davon ...

*

Eine halbe Stunde später erschien Erich, trällernd und sein Spaziergtöckchen schwingend.

„Nun?", erwartungsvoll sah er Edith an, „wie haben Dir denn die Eier geschmeckt?"

„Ich habe nur eines gegessen", erklärte die junge Frau. „Gott, ein Osterei, wie jedes andere!"

„Und welches hast Du denn gegessen?" interessierte sich ihr Mann angelegentlich.

„Das grüne," lächelte Edith, „aber so ein Ei gleicht doch wie ein Ei dem anderen!"

Suchend sah ihr Mann umher: „Za und die beiden anderen ...?"

„Die habe ich soeben verschenkt!"

„Verschenkt?!" Erich starrte mit halb offenem Munde seine Frau an. „An wen denn?" stieß er hastig hervor.

„Nun, einem Jungen, der eben vorbeikam — weißt Du, so einem kleinen Zigeunerjungen ..."

„Ausgerechnet auch noch Zigeuner!" stöhnte Erich, griff sich mit beiden Händen verzweifelt ins Haar, warf Hut und Stock auf den Tisch und sagte in langen Sätzen davon.

Verwirrt sah ihm Edith nach. Prüfend sah sie nach der Sonne. Einen Sonnenstich konnte ihr Mann doch noch nicht bekommen haben! Was er nur haben möchte!

Männer sind doch unberechenbare Geschöpfe!" lachend warf Edith sich in einen Schaukelstuhl und erwartete schaukelnd die Rückkehr ihres „Unberechenbaren".

*

Da kam er auch schon, schweißtriefend, aufgeregt mit beiden Armen in der Luft herumfuchtelnd: „Natürlich, die Bande ist fort — aufgebrochen — auf Nimmerwiedersehen!" keuchte er atemlos.

„Ja, aber was geht das uns an?" gleichmütig schaukelte Edith weiter.

„Aber der Junge hat doch das rote Ei ..." die Stimme versagte dem armen Erich.

Nun aber wurde Edith aufmerksam. Der Schaukelstuhl stand mit einem Ruck. „Das rote Ei?" fragend sah sie ihren Mann an. Der nickte verzweifelt: „Ja, das war doch die Ueberraschung", jammerte er. „weißt Du, der Verfasserin — den Dir schon so lange gewünscht — und „sinnig" sollte es doch auch sein — und da steckte ich ihn in das rote Ei ..."

... Seit dieser Zeit hat Erich nie wieder „sinnig" geschenkt! J. Adams.

## Eiergerichte zum Osterfest

Ein rechtes Osterfest muß uns Eierspeisen bringen. Gerade jetzt sind die Eier herrlich frisch und schmecken in dieser Jahreszeit am besten.

Das weichgekochte Ei, nur mit ein wenig Salz gesalzen, wird natürlich den richtigen Eierfreunden immer das liebste sein, es gibt aber auch eine Unzahl von schmackhaften Eiergerichten, die nicht ganz so alltäglich sind.

**Eier mit Schinken und Wein.** Man brät etwas feingeschnittenen Schinken in Butter in der Pfanne, er darf aber weder spröde, noch braun werden. Hierauf tut man ihn in eine feuerfeste Form, setzt einen Löffel Fleischbrühe und ein Glas Madeira zu, schlägt vorsichtig die Eier hinein, besteut sie mit etwas Salz und Pfeffer und backt sie im Ofen, bis das Weiße fest geworden ist.

**Viktoria-Eier.** Man zerläßt einen Stich Butter in einer feuerfesten Form und bedeckt den Boden mit Anchovisfilets. Hierauf schlägt man die Eier, man muß aber vorsichtig sein, damit sie nicht zerfließen, und besteut sie mit etwas Cayennepfeffer. Das Gericht wird im Ofen gebacken, bis das Weiße fest geworden ist.

**Kaiserei.** Eier werden hart gekocht, geschält und halb aufgeschnitten. Man bereitet nun eine gute weiße Soße, aus Butter, in der man Mehl schwitzt, worauf man die Soße mit Sahne auffüllt und mit Salz gut abschmeckt. Die Eierhälften werden nun in ein wenig Weißwein gewärmt, darauf gibt man die Soße darüber und besteut die Oberfläche mit einem gehackten, hartgekochten Ei.

**Eier in Tomatensoße.** Man dünstet in etwas guter Butter kleingeschnittene Zwiebeln; sie dürfen aber nicht schwarz werden. Hierauf tut man in Scheiben geschnittene, abgezogene Tomaten, sowie etwas Salz und eine Prise Pfeffer hinzu und läßt alles gut durchschmoren. Dann gibt man diese Tomatenpüree in eine mit Fett ausgestrichene feuerfeste Form, schlägt die Eier hinein und läßt sie im Ofen backen, bis das Weiße erstarrt ist. Noch schmackhafter wird das Gericht, wenn man es vor dem Backen mit etwas geriebenem Käse bestreut.

**Eier mit Zwiebeln.** Man brät in reichlich Butter in Scheiben geschnittene Zwiebeln hellgelb und nimmt sie heraus. Hierauf schlägt man in das Zwiebelfett Eier, besteut sie mit Salz und läßt sie fest werden. Weißbrotscheiben werden in Fett gebraten, bis sie leicht gebräunt sind. Jede Scheibe wird mit einem Gebel belegt und mit der gebratenen Zwiebel verziert.

**Schinken-Eier.** Man streicht Muffeln oder kleine Formen mit Fett aus, legt eine Scheibe Schinken oder Zunge hinein, schlägt ein Ei in jede Muschel und stellt die Formen in ein Wasserbad, bis das Weiße gut fest geworden ist. Hierauf stürzt man die Formen und gibt eine dicke, scharfe, braune Soße darüber.

**Eier auf Riviera-Art.** Man trennt Eiweiß und Eigelb und läßt die Dotter in den Schalen, bis sie gebraucht werden. Das Eiweiß wird zu sehr steifem Schnee geschlagen, worauf man Pfeffer und Salz und ein paar Löffel steifgeschlagene Sahne zufetzt. Man tut diese Schneemasse in eine feuerfeste Form und läßt nun die Eigelb in gleichmäßigen Abständen hineingleiten. Das Gericht wird bei schwacher Hitze langsam gebacken, bis der Schnee fest geworden ist.

**Eier mit Käse.** Man bereitet eine dicke weiße Soße, die man mit Salz und ein wenig Pfeffer gut abschmeckt. Man muß etwas Sahne hinzutun. Dann gibt man 60 Gramm geriebenen Käse daran und auch etwas Cayennepfeffer. Diese Soße füllt man über heiße verlorene Eier, die man in eine feuerfeste Form gelegt hat. Bei starker Ofenhitze muß das Gericht im Ofen stehen, bis es etwas Farbe angenommen hat.

**Eier in Wein.** Man streicht eine feuerfeste Form dick mit Butter aus und belegt sie mit einer Schicht feingewiegter Pilze. Auf diese legt man die verlorenen Eier, die noch warm sein müssen. Man stellt das Gericht in einen heißen Ofen und bekräuselt es schließlich mit etwas Wein.

**Russische Eier.** Hartgekochte Eier werden quer aufgeschnitten. Die Eigelb werden mit gewiegten Achovis, tut sie in die Eierhälften zurück und richtet sie auf Salatblättern an. Lieselotte Winkler

## Der Osterbraten

**Feines Ragout von Osterlamm.** Zwei Pfund Osterlamm schneidet man in nicht zu kleine Stücke, da das Fleisch stark eingeht. In 50 Gramm Fett wird das Lamm angebraten, mit Mehl angestaubt und mit nicht zu wenig Fleischbrühe aufgegossen. Vor dem Garwerden gibt man an die Tunke 20 Gramm Paradiesmark, etwas Kapern und zum Schluß einen Viertelliter saueren Rahm. Mit gehackter Peterstlie überstreut kommt das Lammragout auf den Tisch.

**Gebackenes Osterlamm.** Man schneidet Lammstücke etwa handgroß, wäscht sie, würzt sie mit etwas Salz und Pfeffer, nach Geschmack auch mit etwas Paprika, wälgt sie in Ei und Paniermehl und backt sie in schwimmendem Fett goldgelb heraus. Dieses Gericht gibt man zu Pommes frites und Kräutersauce, die mit gekochten Eierschalen verziert wird. Ein prächtiges Essen für den ersten Ostertag.

Osterstilleben
(Graphische Werkstätten, K.)

# Fritz der Kleine

## Das Osterei der kleinen Erika

Mit ungestümer Bewegung zog Erika die Mütze vom Kopfe und ihre dunklen Haare fielen auf die Schultern. Das erregte Gesichtchen strahlte in entzückender Röte.

„Mama, ich habe heute so wundervolle, schöne Ostereier in einem Schaufenster gesehen! Manche waren aus Schokolade und so groß, mit Bändern geschmückt, andere wieder aus Zucker und noch andere aus Holz. Mama, wirst du deiner Erika auch ein Ei kaufen, bitte, bitte!"

Das Mädchen begann sich an die Mutter wie ein Kätzchen zu schmiegen.

Erika war die verhätschelte Einzige und daran gewohnt, daß sich niemand ihren Bitten widersetzte. Die Eltern erfüllten ihr alle Wünsche, da sie so nett zu bitten verstand und mit so strahlenden Augen dankte. Auch jetzt lüfte die Mutter ihr Töchterchen und versprach, daß sie ihr Geld zum Kauf des schönsten Eies im Laden geben würde.

Erika konnte den nächsten Tag gar nicht erwarten. Sie ging sogar gern zu Bett, denn sie sagte, „daß im Bettchen die Zeit schneller verfliege". Sie umfing innig ihren plüschenen Teddybär mit den Armen und flüsterte ihm ins Ohr:

„Weißt du, ich werde das große Ei aus Schokolade mit den roten Bändern nehmen, es liegt in einem Wagen und wird von Häschen gezogen. Aber beiß mir das Ei nicht an, Teddy!"

Schließlich kam der ersehnte Augenblick des Morgenspaziergangs. Erika zog ein weißes Pelzjäckchen an und eine ebensolche Mütze, stampfte mit den Füßchen auf und trieb ihre Kinderwärterin zur Eile an, weil diese „immer bummelt und trödelt". Die Mama gab der Kinderwärterin das Geld und sagte, Erika solle sich aussuchen, was ihm am besten gefiele.

Den ganzen Weg über schloß sich der Mund der Kleinen auch nicht für eine Weile. Dauernd erzählte sie von dem Ei mit dem Häschen und dem Wagen.

Schließlich kamen sie an einen großen Laden, dessen Schaufenster in der Tat überaus entzückend waren, und Erikas Herzchen begann schneller zu schlagen. Aber nicht nur das Herz Erikas, denn vor dem Schaufenster standen auch zwei blasse, ärmlich gekleidete Kinder. Das Mädchen war vielleicht ein Jahr älter als Erika, und der Knabe konnte fünf Jahre alt sein. Die Augen der Kinder verschlangen die Wunder der Schaufensterausstattung.

„Hanne, kauf mir das kleine Ei dort! Ich habe schon seit einem Jahr keine Schokolade gegessen. Und der Vater brachte eine Tafel Schokolade das letzte Mal, bevor es seine Stellung verlor. Hanne, kauf es mir!" bat der Knabe.

„Ich kann es nicht! Ich habe etwas Geld, aber es muß dafür Brot gekauft werden. Wir dürfen uns keinen Ueberfluß gestatten. Ein solches kleines Ei kostet sicher viel Geld und du weißt, daß der Vater keine Stellung hat."

Erika, die stehen geblieben war, um sich zu entschließen, auf welches der Eier die Wahl fallen würde, hörte die Unterhaltung der Kinder. Ihr gutes Herz erzitterte vor Mitleid. Mein Gott, dieser Knabe hat das ganze Jahr keine Schokolade gegessen, das war doch furchtbar. Sie bekam doch täglich Schokolade, die zum Ackerfluß, da der Arzt verordnet hatte, daß man ihr viel Süßigkeiten gebe. Diese armen Kinder! Und der Vater hat keine Stellung!

Unterdessen zog das Mädchen den Knaben fort, um weiterzugehen und sagte:

„Komm, wozu sollen wir uns durch das Ansehen dieser Schokolade und Süßigkeiten das Herz schwer machen, wir haben für die Feiertage Brot, Kartoffeln und Milch, das muß uns genügen", schloß sie ernst, obwohl ihre Stimme nicht gerade kräftig klang. Sie wollten schon fortgehen, als Erika den Arm des Mädchens berührte und liebevoll sagte:

„Könnt ihr mit mir in den Laden kommen? Ich will Vorschiedenes kaufen, und möchte diesem Bruder eine Freude machen."

Und bevor sich Hanne noch zurechtfinden konnte, wurden sie beide von Erika in den Laden gezogen. Als das erstaunte Kinderfräulein den Laden betrat, hatte Erika bereits die Verkäuferin um ein kleines Ei für den Knaben gebeten und dann noch um zwei kleine Schokoladenhäschen und um zwei Täfelchen Schokolade und um einen Mohnkuchen. Während sie so einkaufte, fragte sie etwas unruhig die Kinderwärterin:

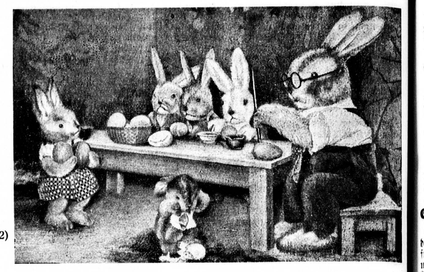
„Fräulein, haben wir auch genug Geld mitgenommen?"

Aber das Geld reichte, die Verkäuferin band ein großes Paket zusammen, das Erika Hanne überreichte, indem sie bat, es anzunehmen, weil doch Ostern bevorstehe, wo sich die Kinder gegenseitig helfen und Geschenke machen sollen."

Hanne nahm es an und in ihren Augen blitzten Tränen der Dankbarkeit auf.

Als Erika heimkehrte, wurde sie von Mama gefragt:

„Nun, wo hast du denn dein wundervolles Ei, zeig es mir rasch!"



**In der Werkstatt des Osterhasen**

(Selle-Eysler, 2)

Aber Erika wandte den Kopf beschämt ab und sagte zaghaft:

„Das Ei ist schon da, aber . . . und sie fügte rasch hinzu: — „Und nicht bloß ein Ei, Mama, sondern auch zwei Schokoladenhäschen und ein Mohnkuchen, aber ich habe das alles der kleinen Hanne und ihrem Bruder gegeben; denn sie haben seit einem Jahr keine Schokolade gegessen."

Mama verstand nichts, aber die Kinderwärterin beeilte sich, ihr die ganze Geschichte von A bis Z zu erzählen. Darauf zog Mama ihre Erika an sich und sagte:

„Ich bin stolz und glücklich über mein Erika."

### Gleich geht's los

(Weltbild, K.)

## Ostereier

**Einer:** Die Mutter schlich sich heimlich fort,
ich hab sie gesehn,
mit einem Körbchen schien sie dort
zum Garten zu gehn.

**Alle:** Zur Osterfeier
da suchen wir Eier,
huch, huch im Dornenbusch,
fluge, flugs im grünen Buchs.

**Mutter:** Nun suchet, es sind nur zwei drei,
sechs Eier hab ich versteckt.
Nun suchet! Es kommen auf jeden zwei,
wenn jeder sein Teil entdeckt.

**Der Erste:** Gefunden, gefunden ein blaues!

**Der Zweite:** Und hier ein gelbes, ein graues!

**Der Dritte:** Und hier ein wundernettes,
o seht doch, ein violettes!

**Der Erste:** Und wiederum eins!
O seht doch, meins,
meins ist das schönste von allen,
so purpurrot wie Korallen!

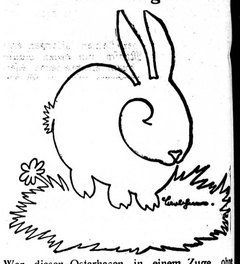
**Der Dritte:** Kommt alle herbei,
seht, welch ein Ei!
Seht, seht, o seht,
was hier auf diesem geschrieben steht!

**Mutter (lieft):** „Willst du des Sundes genießen,
laß dich kein Suchen verdrießen!"

**Der Dritte:** O liebe Mutter, wir danken dir
für die schönen Ostereier!
O liebe Mutter, o hätten wir
bald doch wieder Osterfeier!

**Alle:** Zur Osterfeier
da freun wir uns sehr,
da suchen wir Eier
die Kreuz und die Quer:
huch, huch im Dornenbusch,
fluge, fluge im grünen Buchs;
husch, husch, husch, husch,
fluge, fluge, flugs!

Hoffmann von Fallersleben



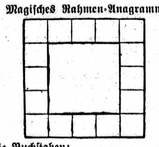
Wer diesen Osterhasen in einem Zuge, ohne abzusetzen, nachzeichnen kann, bekommt ein besonders schönes Ei zum Osterfest. (Deike K.)

### Schachaufgabe

Matt in drei Zügen.

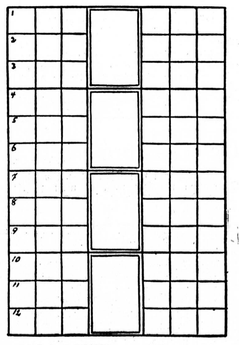
Kontrollstellung: 9 Figuren. Weiß (5 Figuren): König a1, Turm g1, Springer e5, f6, Läufer f8. Schwarz (4 Figuren): König h8, Turm h7, Springer g7, Läufer e8.

### Magisches Rahmen-Anagramm.



Die Buchstaben:
a — a — a — a — t — i — i — i — m
m — n — n — n — n — z — z
sollen in die Felder vorstehenden Rahmens derart eingeordnet werden, daß die fünf Felder einer waagerechten oder senkrechten Seite (begonnen links oben nach rechts und unten, begonnen rechts unten nach links und oben) einen bekannten Städtenamen ergeben.

### Wörterkasten.



Es sind zwölf Wörter zu bilden, von denen je drei die vierten und fünften Buchstaben, die eine Silbe bilden, gemeinsam haben. Die Mittelsilben der richtig eingesetzten Wörter ergeben den Namen einer Oper. — Die Wörter bedeuten: 1 Sagenhaftes Tier, 2 göttliche Kraft, 3 Halbedelstein, 4 Durchgang, 5 kleines Hirtenlied, 6 Beifügung, 7 Gymnasiast 8 Teil Frankreichs, 9 Sohn des Zeus, 10 geschäftlicher Gewinn, 11 Teil des Pferdebeschlags, 12 Reisebegleiter des Paulus.

### Silbenrätsel.

Aus den 19 Silben:
e — e — gat — gau — ich — ka — lor — len — li — mon — neu — no — rhein — ri — te — tier — us — vet — vi
sind sieben Wörter zu bilden mit folgender Bedeutung:

1. Kriegsschiff _____
2. Ebenbild _____
3. Kleines Raubtier _____
4. Mündungsarm d. Weichsel _____
5. Heidepflanze _____
6. Deutsche Landschaft _____
7. Römischer Dichter _____

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben diese in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort.

### Streichholzaufgabe.

Aus dem Worte Abel ist durch Umlegen von vier Hölzchen ein musikalisches Bühnenwerk zu machen.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung: Kg8—f8.
1. . . . . — La3 schlägt Springer e7 ↑.
2. Kf8—e8, Kf6—g7.
3. Th8—g8 ↑, Kg7 schlägt h7.
4. Ke8—f7 und gewinnt, denn auf . . . . . — Le7—h4
5. Tg8—g4, Lh4—d8.
6. Tg4—d4, Ld8—g5.
7. Td4—d1!!

**Das Denkmal.**

Jedes Ding hat zwei Hälften. Wenn bei was der Block über 20 Zentner hinaus wiegt, die Hälfte seines Gewichts ist, so müssen in 20 Zentner die andere Hälfte sein. Also wiegt der Stein 40 Zentner.

**Rätsel.**

Unkosten.

**Kreuzworträtsel:**

Von links nach rechts: 1. Bar, 4. Eos, Karol, 9. Ruder, 11. Rote, 12. Arena, 13. Sa 14. Tor, 15. Labe, 18. Tajo, 21. Ger, 22. Ba 24. Eva, 26. Ode, 27. Bar, 28. Nil, 29. Ar 30. Elm, 31. Ade. — Von oben nach unten 1. Bad, 2. Ares, 3. Roland, 4. Europa, 5. Ob 6. Sen, 7. Kap, 8. Leu, 9. Rat, 10. Rad, Leda, 16. Ares, 17. Ebbe, 18. Turm, 19. Je 20. Ovid, 21. Goa, 23. Aal, 25. Ale.

**Gerecht.**

Der Mandarin verfügte, daß der zu lebenslänglicher Haft verurteilte Sträfling bis sein Lebensende abwechselnd einen Tag Gefängnis und einen Tag in Freiheit zu bringen habe.

**Sprichworträtsel:**

Wer zuerst fortgeht, wird am meisten schlecht gemacht.

**Kreuzworträtsel:**

Von links nach rechts: 1. Akka, 4. Mo 7. Orkus, 8. Gera, 10. Bast, 12. Orb, 13. Ma 14. Nar, 15. Stand, 17. Leo, 19. Post, 20. Ab 21. Totem, 22. Elan, 23. Jade. — Von ob nach unten: 1. Argo, 2. Nord, 3. Ara, 4. Mu 5. Isar, 6. Akte, 9. Erato, 11. Siler, 13. Ba 14. Anton, 15. Spee, 16. Asta, 17. Lima, Oese, 20. Tet.



# Haus, Hof und Garten

## Geheimnisse unseres Gartens

**Das „Mikro-Klima", der Diktator der Gartenpflanzen — Der Mensch als Hausarzt des Gartens**
**Woran müssen wir bei der Anlage eines Gartens denken? — Kältegefahren im Frühling**

(Nachdruck, auch auszugsweise, verboten)

Mit dem April beginnt die Zeit, wo die Haus- und Schrebergärten bestellt werden. Diese Gärten, mögen sie nur zur Zierde oder wirtschaftlichen Zwecken dienen, haben nicht nur eine sorgfältige Pflege in Form von Umgraben, Düngung, Jäten und dergl. nötig, sondern jeder Garten besitzt sein eigenes Klima, das die Voraussetzung für ein gutes Gedeihen seiner Saaten bildet. Diese Eigenarten muß der Gartenbesitzer kennen, wenn er Schäden aller Art, wie sie besonders im Frühjahr leicht eintreten können, rechtzeitig vorbeugen will.

### Eine Welt für sich . . .

Die Natur birgt viele kleine Eigenheiten, die wir uns nicht träumen lassen und vielleicht für Spielereien, für Launen halten, wenn sie uns bekannt werden. Aber was menschlichen Begriffen manchmal kurios und nebensächlich erscheint, ist für andere Dinge Lebensnotwendigkeit und selbstverständliche Voraussetzung. Einen solchen Fall gibt es in unseren Gärten, die wir am Hause oder vor dem Tore der Stadt besitzen, und die Lebewesen, die hier wohnen, sind die Pflänzchen, Sträucher und Bäume, die Vegetation. Wie der Mensch sich mit seinem Körper und seinen Lebensformen an ein bestimmtes Klima gewöhnt hat, sich darin am wohlsten und leistungsfähigsten fühlt, so hat auch die Pflanze im Garten ihr eigenes Klima, Klein- oder Mikro-Klima genannt, von dem es abhängt, ob sie frisch aussieht, blüht und gedeiht oder ein kümmerliches, kränkliches Dasein führt.

### Schach dem Reif in der Frühlingsnacht!

Diese Tatsachen sind den meisten Gartenbesitzern unbekannt oder nicht wichtig genug. Wie wenige wissen z. B., daß sich schon zwischen den kleinen Erdbeerpflanze am Erdboden und dem Dach des Hauses im Frühling ein Temperaturunterschied herausbilden kann, der über Sein und Nichtsein der kleinen Pflanzen entscheidet. Wie der Mensch sich gegen Raubheim des Klimas durch entsprechende Kleidung, durch Heizungswärme usw. zu schützen sucht, so kennt auch die kleine Pflanze eine gewisse Selbsthilfe, wenn in einer Frühlingsnacht plötzlich Reif fällt. Aber diese Selbsthilfe reicht nur so weit, daß sie die Pflanze vor dem Tode schützt, nicht aber kann sie sich vor schädlichen Beeinflussungen bewahren, an denen sie unter Umständen ein ganzes Jahr krankt und dann keine Früchte trägt. Hier ist es die Aufgabe des Menschen, helfend einzugreifen, indem er das zarte Pflänzchen nachts rechtzeitig zudeckt. Und ihm muß er die gesamte kleine Welt der Pflanzen am Erdboden des Gartens zu schützen verstehen, zu verbessern wissen und möglichst von vornherein darauf abstellen, daß das Kleinklima ein gesundes, gesundheitsloses für die Vegetation seines Gartens ist.

### Die Gefahren für niedrig liegende Gärten

Man hört oft die Ansicht, der Garten in der Talniederung bzw. im Flachland sei besonders vor Nachtfrösten geschützt, da es doch auf den Bergen und Höhenlagen am kältesten sei. Diese Meinung ist grundsätzlich, kann aber teilweise gerade diese Gärten am meisten von schädigenden Nachtfrösten betroffen und zwar gewöhnlich „unerwartet", weil die Besitzer dieser Gärten in der irrigen Meinung über die begünstigte Lage Vorsichtsmaßnahmen für unnötig halten. — Die Ursache für die unangenehmen Ueberraschungen, die gerade die Gärten in der Ebene bzw. in Talniederungen erleiden, beruht in der physikalischen Regel, daß in klaren, ruhigen Nächten die kältere Luft als die schwerere Luft immer bestrebt ist, sich an den niedrigsten Stellen der Erdhbodenoberfläche zu lagern. So fließen die sich bildenden Kaltluftmassen in den ruhigen Nächten auch von den kleinsten Hügeln in die Senken ab, d. h., es entsteht in diesen Senken, sei es nun ein weites Bergtal, eine Flußlandniederung oder nur eine unbedeutende Mulde im Flachland, die kälteste Temperatur der Umgebung. Diese Verhältnisse beziehen sich z. B. im extremen Ausmaß auf sämtliche Dreschsetten in mehr oder weniger gebirgigen Gegenden, wo durchschnittlich der Wärmeunterschied zwischen dem umliegenden Berghöhen und den im Tal befindlichen Gärten 4 bis 6 Grad Wärme beträgt. Die Erdbodenoberflächentemperatur dieser Gärten kann sehr leicht 5 bis 10 Grad kälter sein als auf den umliegenden Höhen. Das bedeutet, daß in einer klaren, ruhigen Frühlingsnacht im Tale 4 Grad Kälte und Raureif sein können, während auf den zehn Minuten entfernten, vielleicht nur 30 Meter hohen Hügel 3 bis 4 Grad Wärme herrschen. Es ist ersichtlich, welche gefährlichen Verhältnisse sich da für einzelne Gärten ergeben können.

### Hier heißt es: Kleinklima verbessern!

Abgesehen von den nächtliegenden Mitteln, der Frostwarnung durch Rundfunk und Presse und entsprechenden Schutz der Pflanzen während der Nacht, kann jeder Gartenbesitzer durch eine planmäßige Bepflanzung die Gefahren des Kleinklimas erheblich vermindern hap. die Kälteabildung abschwächen. Man hat z. B. festgestellt, daß Gärten im jungen Siedlungsgelände, wo noch kein höherer Baumbestand und keine Hecken vorhanden sind, na-bis viel kältere Temperaturen haben als wenig weiterliegende Gärten in gleicher Bodenhöhe, die aber reichhaltigen Baum- und Strauchbestand besitzen. Die Bepflanzung verhindert automatisch die Bildung der eisigkalten Bodenluftschicht im Bereich der niedrigen empfindlichen Saat. — Andererseits darf natürlich dieser Baum- und Strauchbestand nicht so dicht und hoch werden, daß sich darunter infolge mangelnder Ventilierung ein sogenannter Luftstau bildet, der das Wachstum nützlicher Pflanzen verhindert, dafür aber Wucherpflanzen Nahrung gibt.

### S'adtgärten, zwar wärmer, aber unfeuchtbar

Diese Tatsache bezieht sich auf Gärten aller Gegenden, ob sie in der Ebene liegen oder in gebirgigen Landesteilen. Sie werden einseitig von den Häuserkomplexen beeinflußt, in die sie, mehr oder weniger gedrängt, eingebettet sind. Der Stadtgarten hat infolge der immerwährenden Eigenschaft der Häuser im Winter und Frühling, insbesondere in frostgefährdeten Nächten, eine erheblich höhere Temperatur als der Garten vor der Stadt in gleicher Bodenhöhe. Die Temperaturunterschiede betragen hier zuweilen bis zu 6 Grad in Pflanzenhöhe und 3 Grad in Mannshöhe, woher es auch kommt, daß es in Stadtgärten im Frühling viel eher grün wird als im Freien. Anderenteils haben die Stadtgärten erhebliche Nachteile durch das unreine Stadtklima, das Wachstum und Ertragsfähigkeit im Sommer erheblich vermindert und auch früher herbstliche Erscheinungen mit sich bringt als in Gärten außerhalb der Stadt.

### Die Lehre für den Gartenbesitzer

Wir haben versucht, einige besonders gegenständliche Richtungen unseres Garten-Kleinklimas herauszulösen. Es gibt natürlich noch viele Einzelheiten und Uebergangsgebiete, die in der Welt des Pflanzenklimas sehr bedeutungsvoll sind; in der Wissenschaft bilden diese Dinge unter der Bezeichnung „Mikrometeorologie" Gegenstand besonderer neuester Untersuchungen. Ein Gartenfreund, der die von uns aufgezählten Punkte beobachtet, wird zu manchen überraschenden Selbsterkenntnissen gelangen und bald herausfinden, warum seine Erdbeerenpflanzlage so kümmerlich aussieht, die seines Nachbarn aber reiche Früchte trägt, oder schon beide dieselbe Art von Pflanzen, dieselbe Menge Dünger und gleichartigen Boden verwandten. Es lag eben am falschen Kleinklima im Lebensraum der Erdbeere . . . sie brauchte nur Luftverbesserung, um ein Beispiel zu nennen.

W. L.

**Soja-Anbau wird gefördert**

Um die Erzeugung von inländischem Fett und Eiweiß zu verstärken, hat sich der Reichsnährstand zu einer Förderung des Anbaues der Sojabohne noch für die diesjährige Aussaat entschlossen. Wir zeigen eine Staude dieser Bohne, von der die Blätter entfernt worden sind, um die Schote besser kenntlich zu machen. Mit 18 v. H. Fett und 35 v. H. Eiweiß ist die Sojabohne die wertvollste Fett- und Eiweißpflanze, die es gibt, und ihr Anbau ist auch in Deutschland durchaus möglich, wo Klima und Boden beispielsweise den Anbau von Zuckerrüben, Viktoriaerbsen, Braugerste und Mais gestatten.

# Mehr Raum der Schweineweide!

Die Bestrebungen der Regierung, die deutsche Landwirtschaft so weit als möglich unabhängig zu machen von der Einfuhr ausländischer Eiweißfuttermittel sind bekannt, weiterhin ist es den Betrieben der Bauern, mit möglichst geringem Geldaufwand höchste Leistungen zu erzielen. Dies ist aber nur möglich, wenn wir Tiere züchten, die hinsichtlich des Fleisch- und Fettbildungsvermögens eine gute Anlage zur Verwertung der wirtschaftseigenen Futtermittel aufweisen. Diese Anlage zu fördern, wird uns durch den Weidegang nicht schwer fallen. Die Frage, ob das Schwein überhaupt ein Weidetier ist, braucht nicht mehr offengelassen zu werden, denn bis in die Mitte vorigen Jahrhunderts war doch die Weide die Grundlage landlicher Schweinehaltung. In den 70er Jahren vorigen Jahrhunderts reichten aber die Weiden nicht mehr aus, um den immer größer werdenden Fleischbedarf zu decken, und die ausländischen Futtermittel traten an die Stelle der Weide, und sie sind es, die die Schweineweide in Vergessenheit brachten.

Der Wert der Schweineweide ist ein vielseitiger. Die tägliche Bewegung an der frischen Luft sichert die Gesundheit der Tiere, denn Licht, Luft und Bewegung sind die billigsten Mittel für die Gesundheit aller Tiere. Züchterisch wertvoll ist der Einfluß des Weideganges für die heranwachsenden männlichen und weiblichen Zuchttiere. Weiterhin bietet der Weidegang dem Züchter die beste Gelegenheit, eine natürliche Auslese der Zuchttiere vorzunehmen, besonders an taudem Tagen, da so schwächliche Tiere der Unguust der Witterung nicht widerstehen und dann leicht ausgemerzt werden können.

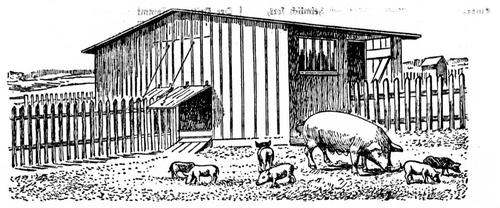


Abbildung 1. Abferkelstall auf der Schweinemeide Zeichnungen (2): Zamboni (M)

Sehr wertvoll ist das Futter der Weide, zumal es billig, gesund, eiweißreich und leicht verdaulich ist. Junge Weidepflanzen haben einen hohen Gehalt an Vitaminen, in denen hochwertige biologische Kräfte stecken. Die Aufnahme des frischen Grüns hat einen regen Stoffwechsel zur Folge, und ermöglicht eine bessere Ausnutzung extensiver Futtermittel, wie Spreu, Kartoffeln, Rüben usw.

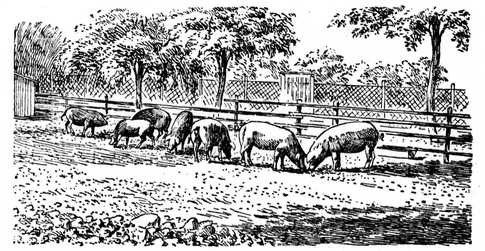


Abbildung 2. Zuchttiere auf der Weide

Welche Schweine gehören nun auf die Weide? Tragende Sauen benötigen nur während der letzten drei Wochen vor dem Ferkeln ein Beifutter. Bild 1 zeigt einen Abferkelstall auf der Weide, worin die Sauen im Sommer jederzeit abferkeln können. Der Stall hat vier Buchten, jede mit einem gesonderten Auslauf. So werden auch die Ferkel mit der Zeit an den Weidegang gewöhnt. Daß die Weide für die säugende Sau nebst Ferkeln nicht als einzige Nahrung ausreicht, ist selbstverständlich. Beiden wird man noch ein gutes Beifutter, wie Magermilch, Fisch- und Fleischmehl, zugeben. Für die Fettkel bedeutet die Weide in erster Linie Bewegung in Luft und Sonne.

Für den ausschließlichen Weidegang kommen die abgefäugten, niedertragenden Sauen in Betracht, sind leichtere aber Jungsauen, so ist Vorsicht am Platze, denn die zu Zuchtzwecken ausgesuchten Tiere bedürfen einer wahrhaft guten Vorbereitung bis zur Vollendung ihres Wachstums. Kostliches gilt auch für die Zuchtläufer, denn wer robuste Tiere erzielen will, muß auch diese auf der Weide aufziehen; der vielfach vorkommende Fettansatz, der oft zu anormalen Geburten führt, wird aber durch den Weidegang vermieden. Selbst für Mastschweine hat die Weide in neuerer Zeit wieder Bedeutung gewonnen. Die übliche Schnellmast mit ausländischen Futtermitteln wird auch in Zukunft noch mehr eingeschränkt werden müssen. Heute ist die Mast nur lohnend, wenn sie auf der Grundlage wirtschaftseigener Futtermittel geschieht. Die Mastläufer bringt man im Alter von drei bis vier Monaten auf die Weide und läßt sie dort, bis sie ein Gewicht von 80 bis 100 Pfund erreicht haben. Die Tiere erwecken zwar keinen guten Eindruck, sind meist mager, erzielen ist jedoch ein langer Körper mit großem Darmfassungsvermögen, und das Fundament, die Knochen, woran sie nachher Fleisch und Fett ansetzen können, ist geschaffen worden. Für die nun folgende Schnellmast sind die besten Voraussetzungen geschaffen, die Weideschweine sind leichter auf ein höheres Gewicht zu bringen und auch in ihren täglichen Zunahmen den Stallgefährten, die keinen Weidegang haben, weit überlegen.

Die Weidetechnik darf auch nicht bei der Schweineweide unbeachtet bleiben, sie ist für die Schweinehaltung genau so wichtig wie bei einer Milchviehherde. Nie soll man die Schweine dauernd auf derselben und ganzen zum Weiden bestimmten Fläche halten, denn nur in jungen Gräsern haben wir viel Eiweiß, und kann dies restlos ausgenutzt werden. Im Gegensatz zum Rindvieh wird man die Schweine nicht den ganzen Tag weiden lassen, sondern nur vor- und nachmittags je drei Stunden. Bleiben sie zu lange auf der Weide, so beginnen sie zu wühlen und zerstören so die Grasnarbe. Des Morgens treibe man nicht zu zeitig aus, weil die Tiere den Tau nicht lieben. Während der Mittagsstunden hält man sie zweckmäßigerweise auf. Tränkegelegenheit sowie eine Suhle zum Baden soll nach Möglichkeit vorhanden sein.

Mit Klee, Wiesenschwingel und Wiesenrispengras bewachsene Weiden sind wohl die besten. Kleeweiden liefern meist genügend Nährstoffe, so daß eine Zufütterung nicht nötig ist. Im allgemeinen finden auf 1 ha 25 bis 40 Schweine, je nach Größe, eine ausreichende Ernährung.

Bezüglich der Rassezugehörigkeit kann gesagt werden, daß sich alle Rassen in der besten Weise für den Weidegang eignen, nur müssen die Tiere von frühester Jugend an daran gewöhnt werden. Wichtiger ist, daß von seiten der Praxis der Schweineweide mehr Beachtung geschenkt wird, denn gerade heute ist die Schweineweide der Ausgangspunkt für eine rentable Gestaltung der Schweinehaltung.

## Fröhlicher Osterspaziergang

Von Jo Hanns Rösler

Am schönsten ist zu Ostern ein neuer Frühjahrsanzug.
Der Schneider brachte ihn.
Höflich fragt er:
„Und wann darf ich auf Bezahlung hoffen, mein Herr?"
Der Elegante lächelte:
„Immer, lieber Meister, immer!"

★

Am Vorabend vor Ostern gingen Schriftstellers durch die Straßen.
Kitty blieb erschüttert stehen.
„Sieh, Hans — ein Gedicht von einem Frühlingshut!"
Der arme Schriftsteller seufzte:
„Wer kauft heute Gedichte?"

★

An Ostern machten sie einen Ausflug in die Berge. Vor einem Echo blieben sie stehen.
Sie echoten, daß es eine wahre Lust war.
Bald hatte der Mann genug.
Die Frau aber rief weiter. Nicht wegzubringen war sie.
Der Mann rief:
„Komm doch endlich, Tilly!"
Die Frau sagte:
„Du glaubst doch wohl selbst nicht, daß bei mir das dumme Echo das letzte Wort haben darf!"

★

Hinter Innsbruck liegt ein kleines Fünfzigseelendorf.
Das Dorf hat einen Dorfgasthof.
Und jedes Jahr, bevor es Ostern wird, fährt der Wirt mit der Wirtin nach Wien und wohnt im teuersten Hotel. Dort nächtigt er, dort ißt er, dort trinkt er seinen Kaffee.
„Fühlst du dich denn dort wohl, Postwirt?"
Der Wirt sagte leise:
„Na! Aber i muß halt die Zimmerpreise wissen und die Speisekarten studieren, damit i woaß, was i im Sommer unseren Sommerfrischlern berechnen kann."

★

Sie saßen zu Ostern im Speisesaal des Hotels.
Plötzlich sprang ein Herr auf.
„Sie essen ja wie ein Radio, mein Herr!"
„Wieso?"
„Mit gräßlich viel Nebengeräuschen!"

★

„Nach Ostern werde ich Vegetarier."
„Auf Anraten des Arztes?"
„Nein. Auf Anraten meines Fleischers, der mir nicht weiter borgen will."

★

**Heliane hat einen Hut gekauft.**
Etwas ganz Tolles! Wie ein buntes Osterei sah er aus.
Helianes Mann bog sich vor Lachen:
„Wenn ich den Hut auf deinem Kopf sehe — ich kann nicht anders — ich muß lachen!"
Heliane lächelte:
„Nur Geduld! Wenn du den Hut auf der Rechnung sehen wirst, wird dir schon das Lachen vergehen."

## Faul und bequem

„Bitte, Haare schneiden, den Hut kann ich wohl aufbehalten?"

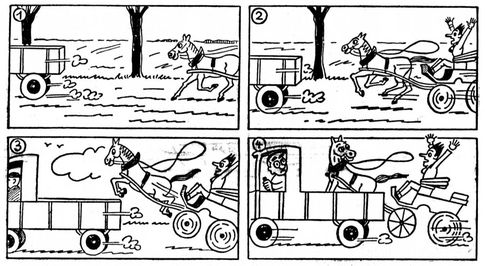
„Warum ziehen Sie eigentlich nach dem Essen immer Ihre Taschenuhr auf?"

„Na, — etwas Bewegung muß man sich doch machen."

**Schloßbesichtigung**

„. . . und in diesem Bett hat der Fürst in seinen letzten Lebensjahren geschlafen!"

„Na, wissen Sie, das wäre mir aber zu unbequem gewesen, jeden Abend über die Schnur da zu klettern."



Das Faultier

Und Ostern geht man in Faust.
Auch Emma und Erich gingen hinein.
Als Emma wieder herausging, schien sie nicht recht befriedigt.
„Warum, Emma?"
„Das Stück läßt viele Fragen offen."
„Welche?"
Meinte Emma:
„Was ist z. B. aus dem Schmuck geworden?"

★

**Auch Ostern kann man einmal krank werden.**
Der Arzt wurde gerufen.
Der Arzt drückte die Zunge des Kranken mit einem silbernen Löffel herunter.
„Ihr Mann hat eine Kur in Karlsbad gemacht?", fragte er dann.
„Ja", sagte die Hausfrau erschrocken, „woran erkennen Sie das?"
Der Arzt antwortete:
„An der Gravierung des Löffels: Hotel Pupp, Karlsbad."

**Verständlicher**

„Du solltest gleich noch ein zweites Abendkleid bestellen, Hertha!"
„Nein, Tante — das erlaubt mein Etat nicht."
„Wie du dich ausdrückst! Sage doch: mein Mann!" („Fliegende Blätter")

★

Mann: „Donnerwetter — jetzt habe ich eine Fliege verschluckt!"
Frau: „Trink schnell ein Glas Wasser hinterher!"
Mann: „Ach was! Soll zu Fuß gehen, das Vieh!"

★

„Zwei zweiter Rang für Sonntag."
„Für Martha?"
„Nein, für unsern Heini und seine Braut."

★

„Ich denke, du wolltest deinen Urlaub in den Blauen Bergen verbringen. Ella, und nun warst du in den Weißen Bergen."
„Ja, weißt du, meine Kleider waren alle blau, und das paßte besser zu den Weißen Bergen."

**Der Grund**

Mutter: „Fritz, es waren doch zwei Aepfel in der Speisekammer, und jetzt ist nur noch einer da. Wie kommt das?"
Fritz: „Ja, weißt du, Mutter, es war ja dunkel, und da habe ich den anderen nicht gesehen."

**Mißverstanden**

Herr: „Sind Sie musikalisch, mein Fräulein?"
Aelteres Fräulein (zögernd): „Würde Ihnen das angenehm sein?"

**Die neue Orgel**

Kaiser Franz hatte für eine Kirche seiner geliebten Hauptstadt Wien eine neue Orgel gestiftet. Als das Instrument aufgestellt worden war, zeigte sich, daß es erhebliche Mängel aufwies, was man dem hochherzigen Spender vorsichtig mitteilte. Am gleichen Tage erschien nun eine Kommission, die den Dank der Hohenobersbäupter überbrachte. Hierbei erwähnte Franz Joseph, daß er erst vor kurzer Zeit wenig Erfreuliches über die Orgel gehört hätte. Der Führer der Kommission verneigte sich tief und ehrfürchtig und sagte dann mit leiser Stimme: „Majestät, seien Sie darüber nicht aufgebracht und bedenken Sie gütigst, einer geschenkten Orgel schaut man nicht in die Gorgel."


**Verschleppte Bronchitis bringt Gefahr**

weil die herabgeminderte Widerstandskraft der Atmungsschleimhaut zu Asthma und Lungenleiden disponiert. Solchen Erkrankungen tritt man heute erfolgreich mit der Calcium-Gilliam-Therapie nach Prof. Dr. Reichert entgegen, wodurch eine Festigung des Atmungsgewebes, erhöhter Gelbstschutz gegen Reize und Bakterien erreicht und Zerstörungsherde isoliert in der Lunge zum Vernarben gebracht werden können. „Gilliphocalin" heißt das Präparat, das sich in dieser Hinsicht immer wieder von neuem bewährt. „Gilliphocalin" ist von Professoren, Aerzten, Heilstätten, Kranken erprobt und anerkannt; man darf ihm restlos Vertrauen schenken. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original: „Gilliphocalin". Packg. mit 80 Tabl. RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Versandapotheke, München. Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S/505 v. Dr. Vogel.

**Damenbart** Radikal beseitigung läßt. Haare durch die weltbekannte Hei-watakur, Aerztl. empfohl. u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Ulr. 488500 Gold. Medaille. Groß. Preis Grüffel 1930, London 1933. Dankerkläre Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses.) Kleinkur RM 2.75, kur. RM 3.85, 5. gefl. Flächen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Heiwata G. m. b. H., Köln 114

**Wollen Sie** Sommersprossen, lästige Haare, Pickel, Warz., Muttermale schmerzl. entfern., dann bestellen Sie heute noch Lanoda. Hilfe a. Ihnen, sonst Geld zur. Über 1000 Best. d. Empfehlg. Packung Mk. 4.90 o. Porto. Ausk. kostenlos. Fr. Kirchmeyer, Berghausen A 86 Bad.

**In Stadt und Land** trägt man meinen Original-Marine-Moleskin Meter Mk. 2.50 stark eingewebten

**Echte Kieler Matrosen-Anzüge, Kleider u. Mäntel** in gut. Volltuchstoffen, jede Größe, jedes Alter, Kleidergröße, Scheitel bis Fußsohle angeben.) Hochwertige blaue Offiziersstuche u. Yachtefubsergen, leicht-, luftseeckt, für Anzüge, Kostüme, Damenmantel. Preisliste gratis, 3 bis 4 monatl. Ratenzahlung ohne Anzahlung.

Marine-Versandhaus Bernh. Preller, Kiel 84

**Rosile Bezugsquelle**

**Neue Gänsefedern**

mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt Pfd. 2.-, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.- u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.- u. 8.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 5 Pfd. portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück.

Willy Manteuffel, Gänsemästerei, Neutrebbin 92 c (Oderbr.).

Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Bei Rheuma Gicht und Erkältung nur Anker Pain-Expeller den allein echten

über 50 000 000 Flaschen verkauft!

Vorrätig in allen Apotheken!

Verlangen Sie die kostenl. Broschüre: „Der Krankenfreund" (Ratgeber für Kranke u. Gesunde)

F. Ad. Richter & Cie. AG. Chem. Werke, Rudolstadt i. Thür.

**Edelweiß, die Königin der Alpen! Edelweiß, das gute Fährrad**

zu niedrigem Preis, das Sie vollauf befriedigen wird. Der Lauf ist spielend leicht, die Haltbarkeit jahrzehntelang, das Äußere v. wunderbarer Schönheit. Wenn Sie dieses hübsche Edelweißrad sehen, werden Sie seinen niedrigen Preis kaum für möglich halten. Katalog, auch über Nähmaschinen und allen Fahrradzubehör senden an jeden gratis und franko. Bisher etwa ½ Million Edelweißräder schon geliefert. Das konnten wir wohl nimmermehr, wenn unser Edelweißrad nicht gut und billig wär.

Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg K

Inserieren bringt Gewinn

Zum Scheuern nimm: Fegeputz Es kratzt nicht!

**Anzeigenpreise**

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn Hannover 1534

**Bettfedern** in allen Qualitäten u. Größen u. Betten aller Art äusserst preiswert!

Jos. Christl Nachf. Cham 469 Bayr. Ostmark

**Anzeigen** im „7. Tag" haben den groß. Erfolg!

**Eine Leistung**

Nahtlose Stahlrohr-Muffenlötung und Garantie! M 36.-

Preis-Apparate Uhren o. Katalog SIGURD-GIL KASSEL 19

**Hafreiter's Kräuter-Dragees**

gift- und zeberei, unschädlich, gegen

**Kropf/Basedow**

Preis: 1 Org.-Pckg. Mk. 3.45
Kur- 5 „ „ „ 16.75
Bei Bestellung angeben ob Kropf oder Basedow

Friedrich Hafreiter
Germering bei München.

**Raucher** Vollkommene Abgewöhnung. Präparat mit gold. Medaille. Ohne Aufklärung kostenlos. H. Goth. Hürbeck & Co. Nchf. Anzeigen im 7. Tag haben immer Erfolg!

**Achtung! Katalog 1936!**

In Kupferstiefdruck. Enthält alle Modelle mit eingeb. Bedreibungen. Anfordern. Zusendung kostenlos.

E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

**Heiraten**

Gebild. Dame, 33 J., aus gut-bürgerlich., wohlhab. Familie, wünscht m. charaktero. Herrn in sicher. Position bekannt zu werd. Zuschriften, möglichst mit Bild unt. Nr. 7178 „Der 7. Tag", Paderborn.

Berufstätig. lung. Mann, 29 Jahre, dunkelbl., gutes Heim, seine Stell., wünscht die Bekanntschaft eines netten, jung., kath. Mädch., wo evtl. Einheirat.

**Einheirat**

geboten, wird, kennen zu lernen. Musik. Angeb. mit Bild (Rückfend.), Berufsch. Ehrensache, u. Nr. 7175 „Der 7. Tag", Paderborn.

Kaufmann, 31 J., 1,75 gr., wünscht Bekanntsch. zwecks

**Heirat**

mit gebild., kath., Dame im Alter v. 25—28 J., welche Lust u. Liebe zum Geschäft hat. Gefl. Einheirat. 10 000 RM Vermög. vorhanden. Angeb. unt. Nr. 7/174 „Der 7. Tag", Paderb.

Der schönste **Blumenschmuck** für Veranda, Balkon, Fensterbrett, sind unsterblbar meine echten

**Gebirgs-Hängenelken**

illustr. Preisl. grat. u. fr. A. Gnadl. Versandgärtnerei Trudering 174, Obb.

**Gut beraten**

werden Sie durch den Anzeigenteil im 7. Tag!

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei ihren Anzeigen-Manuskripten!


Verantw. i. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": I. Vj. 36: 37 660. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

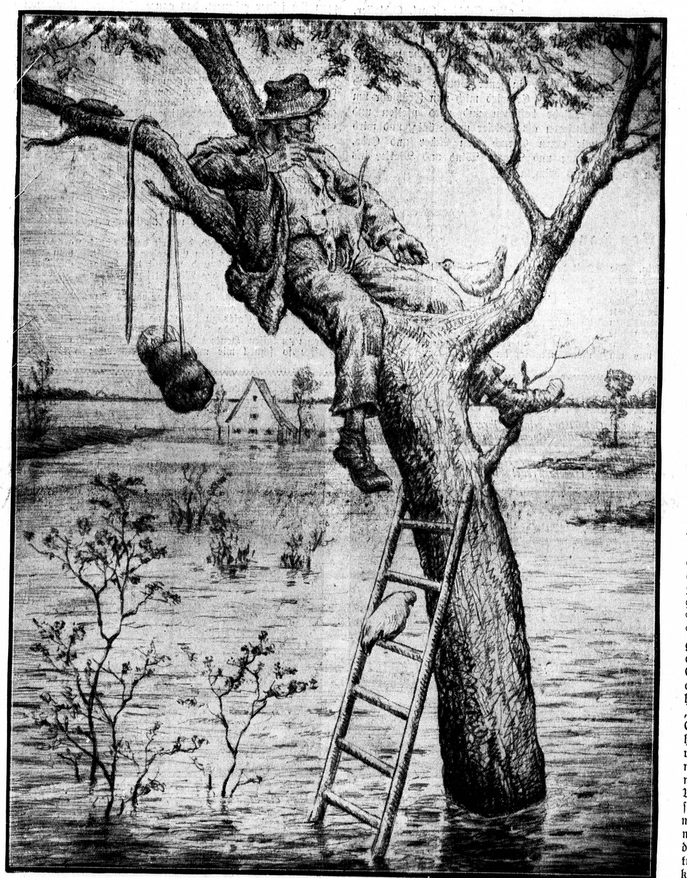
5. Jahrgang – Nr. 16 Sonntag, 19. April 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugsprels 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Ein Prachtkerl

Von Wilhelm Lennemann



Schicksalsgenossen / Radierung von Otto Quante — Bavaria-Verlag (Bild: eig. Anfertigung)

Das war vor dreißig Jahren und noch mehr. Ich unterrichtete an einer achtklassigen Volksschule. In meiner Klasse — zweiter Jahrgang — befand sich ein achtjähriger Junge: Karl Koch. Es war ein lustiger schalkhafter Bengel, nicht sehr intelligent, aber hell und pfiffig. Seine Mutter ging tagsüber in Stundenarbeit und vernachlässigte den Jungen vollkommen. So war er ganz auf sich selbst angewiesen, und diese knabenhafte Selbständigkeit hatte ihm zwangsweise eine frühe und gewisse Lebenserfahrung und Gerissenheit anerzogen. Seine triebhaften Fähigkeiten, sich tierhaft durch die Nöte des Tages und seines Lebens zu winden, wuchsen auf Kosten schulpflichtiger und lehrplanmäßiger Kenntnisse. Es war er weit davon entfernt, ein Musterschüler zu sein, der er besaß Humor und Mutterwitz, und in ihrer goldenen Helligkeit sah er die Dunkel seiner Tage nicht. Deshalb auch war Karlchen, wie er von allen genannt wurde, bei den Mitschülern beliebt und auch im gesamten Kollegium bekannt. Er war der Spaßmacher der Schule. Und wenn er krähte oder gackerte oder wie eine Amsel pfiff, so hörten ihm gern alle deinstigt zu.

Eines Tages, in der großen Pause, ich führte gerade die Aufsicht, bemerkte ich, wie einem Mädchen das Frühstück zur Erde fiel. Ratlos stand es vor dem beschmutzten Brot. Ich sieß es für die Vögel auf das Gesims der Umfassungsmauer legen. Zu Beginn der neuen Stunde hieß es dann: „Karlchen hat das Butterbrot gegessen". Der schamhaft niedergeschlagene Mund des Bezichtigten bejahte die Richtigkeit der Anschuldigung. Ich fragte deshalb auch nicht; nach Schulschluß aber hielt ich den Jungen unter einem nichtigen Vorwand zurück, und da gestand er mir dann, daß seine Mutter schon um 6 Uhr zum Waschen gegangen und kein Brot im „Schap" gewesen sei. Von da an nahm ich ihn des öfteren mit heim, daß er sich sattfutterte. Karlchen ist mit Ach und Krach in den dritten Jahrgang geschlüpft; ich ging durch in den ersten und wurde auch bald darauf an ein anderes Schulsystem versetzt. Ich habe dann den Jungen aus den Augen verloren. Ein Jahrzehnt und mehr gingen dahin. Ich ließ das Schulamt und zog in einen neuen Wirkungskreis nach Köln.

Es war vor fünf Jahren; ich war spät nachmittags von Köln heimgekommen. — Ich bewohne draußen an der Stadtgrenze, am Waldrande, ein kleines Häuschen —, da hörte ich in meinem Garten ein vergnügtes Pfeifen. Ein Arbeiter wars, der das Land umgrub. Ein Vagabund, erzählte mir meine Frau, der gebettelt und dem sie daraufhin Arbeit angeboten hatte und die auch merkwürdigerweise angenommen worden war. Ich ging hinaus, mir den wunderlichen Frühlingsvogel zu betrachten. Ich grüßte. Er hörte mit Pfeifen auf. Sah mich helläugig an. Rückte an seiner Mütze. — Ein verwitterter und verwetterter Geselle wars. Aber ein paar lustige Augen hatte er. Ein seltsames Erinnern stieg in mir auf — das Pfeifen, die hellen Augen — „Karl Koch?" fragte ich. Der Stromer stutzte, sah mich betroffen an — „Herr Lehrer!" schrie er dann und warf den Spaten hin, sprang auf den Gartenweg.

So fand ich Karlchen, meinen alten Schüler, wieder. Nach dem Abendbrot hat er mir dann erzählt: „Die Welt soll gut sein, Herr Lehrer, aber ich hab mein Lebtag nicht viel Gutes verspürt, in meiner Jugend nicht und auch später nicht. Schlosser sollte ich werden, aber der Meister war ein harter und böser Mann und hatte eine Eisenfaust. Als ich seine Schläge nicht länger ertragen konnte, bin ich über Nacht davongelaufen. Geradewegs in die Hände eines Gendarms, der mich in eine Erziehungsanstalt brachte. Herr Lehrer, da wars nicht gut. Der Vorsteher war ein alter Mann und hatte keine Liebe. Nach 14 Tagen bin ich durchgebrannt, 's war Herbst und alle Obstbäume waren zum Essen gedeckt. Sie haben mich auch nicht wieder gekriegt. Ich hatte viel gelernt inzwischen." „Und was treiben Sie jetzt?" Ein Achselzucken, ein schalkhafter Seitenblick: „Ein Handwerk hab' ich gelernt und noch so allerlei. Ich hab' meine Kundschaft im Land. Und dann, die Welt ist so schön, Herr Lehrer, und wenn man das Böse nicht sehen will, mag sie auch gut sein." Nach dieser philosophischen Betrachtung schwieg Karl, der nun kein Karlchen mehr war . . . Der Gang durch ein paar Jahrzehnte aber schien seine seelische Struktur nicht wesentlich gewandelt zu haben.

Regelmäßig, wie das Mädchen aus der Fremde, fand er sich nun Jahr für Jahr ein. Dann aber trat ein Ereignis ein, das mich meinem alten Schüler näherbrachte. Ich hatte die Gerichts-Berichterstattung für ein Kölner Blatt übernommen. Ich saß im einfachen Schöffengericht. Ein Mann wurde aus der Haft vorgeführt. Er sollte ein Hemd gestohlen haben. Ich hatte bei der Verlesung der Personalien nicht sonderlich acht gegeben. Als ich dann aber einmal von meinen Notizen aufschaute, wen sah ich in dem Abteil der Angeklagten? — Freund Karl! Im gleichen Augenblick auch hatte er mich entdeckt und senkte in tiefer Beschämung

## Zwiegespräch

***Spricht der Stromer:***

Vöglein du, auf schwankem Ast,
Drüben du, ich hier,
Sag, was du gesungen hast
Eben über mir.

Immer weißt' ein lustig Lied,
Ob der Regen fällt,
Oder hell die Sonne zieht
über meine Welt.

***Spricht das Vöglein:***

Wenn ich in den Lüften sing,
Hab' ich oft gelacht:
Ach, wie wird doch das gering,
Was sonst traurig macht.

Hoch in meiner Himmel Reich
Wird die Welt so klein:
Wenn es regnet, wird doch gleich
Wieder Sonne sein. –

den Kopf. Er bestritt. Der Vorsitzende: „Sie haben an das Gericht geschrieben, daß Sie an Hand Ihres Notizbuches Ihren Alibinachweis erbringen wollten. Wie sieht das nun aus?" Karl wird verlegen, windet sich, stottert. — „Ja oder nein," fordert der Vorsitzende, „dann her mit dem Notizbuch!" — „Ich hab's nicht mehr," kommt es unsicher, und der Kopf sinkt noch tiefer. Ich fühle, da ist irgend etwas nicht in Ordnung. Die Zeugin wird vernommen. Es ist die Frau, der das Hemd von der Bleiche gestohlen worden ist. Sie hat dann kurz danach einen Mann im Weidengestrüpp hinterm Bach gesehen, wie der ein reines Hemd anzog. — „Ist es dieser Angeklagte gewesen?" forscht der Amtsrichter. — „Ich meine, er sei es gewesen." — Diese Aussage aber genügt dem Vorsitzenden nicht. — „Sie müssen bestimmt sagen können: Dieser Angeklagte ist es gewesen!" — „Das kann ich nicht," weicht die Frau zurück. — Karl wird freigesprochen. Mangels Beweisen.

Als die folgende Sache aufgerufen wird, trete ich an ihn heran: „Kommen Sie heute nachmittag einmal zu mir." Er stellte sich pünktlich ein. „Also, wie ist's, Karl, haben Sie das Hemd gestohlen?" Er schüttelt abweisend den Kopf. „Wie steht's denn mit dem Tagebuch?" Er griff in die Tasche und zog ein Notizbuch hervor. „Darin steht, wo ich immer gewesen bin. Das ist meine Kundenliste." „Und haben Sie etwa darin auch vermerkt, wo Sie an dem fraglichen Tage des Diebstahls waren?" Er blättert und wies auf eine Stelle: 17. bis 25. September: Krumacher in Bergisch-Gladbach, und am 19. soll ich in Bensberg gestohlen haben. „Ja, aber weshalb in aller Welt haben Sie denn diese Notizen nicht vorgezeigt?" Da sah mich Karl mit wundersamen Augen an. „Sie stehen auch darin — hier: 3. bis 25. April." „Was tut denn das," fragte ich ihn verständnislos. Und Karl erstaunt: „Sie haben da doch eine Stellung am Gericht, und ich dachte, wenn die Herren Ihren Namen in meinem Buche sähen, da könnte es Ihnen vielleicht schaden!" „Und wenn man nun der Frau Zeugin geglaubt hätte?" „Ach," meinte er lächelnd, „das hätte doch nur ein paar Tage gegeben." „Karl," rief ich, um meine eigene Bewegung zu verbergen, „Sie sind ja ein Prachtkerl!" Hatte er doch eher ins Gefängnis gehen als mich bloßstellen wollen! Ich hätte ihn umarmen mögen.

So ist mein alter Schüler Karl, Schlosser, Stromer und Veteran der Landstraße, der an wahrer und echter Menschenwürde und vornehmer Gesinnung unendlich mehr wog, als so mancher meiner stolzen gesellschaftlichen Bekannten, in jener Stunde mein Freund geworden. Er wird mich nun Frühjahr um Frühjahr besuchen und wird pfeifen und hantieren als Bettler und König und wird mir einen Geruch von Acker und Erde, Sonne und Regen, Wind und Wetter ins Haus bringen.

# Düfte / Von Hans Bethge

Düfte . . . o, sie können furchtbar sein. Sie können uns wie kränkende Worte treffen, ja, wie Faustschläge — sie können unsere ganze seelische Verfassung qualvoll niederdrücken und uns wahrhaft unglücklich machen. Aber, Gott sei Dank, sie sind auch fähig, das Gegenteil zu tun: sie können uns liebkosen, streicheln wie mit zärtlichen Händen, sie können die Sehnsucht unseres Herzens steigern und uns ein Teil der irdischen Glückseligkeit schenken. Auf alle Fälle haben die Düfte eine gewaltige Macht über die weite Skala unseres Empfindens. Und es gibt Erlebnisse, die so stark mit bestimmten Düften verknüpft sind, daß in der Erinnerung fast nichts als jener Duft als das Wesentliche des Erlebnisses zurückbleibt.

Wenn ich an eines der schönsten Täler Spaniens, nämlich an das palmenreiche Tal der Segura in der Provinz Murcia, denke, das schon ganz afrikanisch anmutet, so steigt sofort der Orangenblütenduft in mir empor, den ich dort einmal in überschwenglicher Weise erlebte. Ich fuhr im Zug durch das Tal, es war um Ostern, draußen tanzten die Mädchen, Karfreitagsnetten schlangend, vor den Schenken, und der süße Duft der eben erblühten Orangenbäume drang mit solcher Gewalt in das Abteil, daß man glaubte, ihn greifen zu können. Das ganze Tal hindurch ging es so. Über eine Stunde lang, der Duft war so verwirrend, daß es mich schließlich trieb, den Zug zu verlassen, dann ich sagte mir: in einer so märchenhaft duftenden Landschaft mußt du auch eine Weile wandern. Ich hatte es nicht zu bereuen, denn ich geriet in eine der reizvollsten, romantischsten Landschaften, die es im südlichen Spanien gibt.

Ueberigens herrscht in den spanischen Städten, sobald man die Hauptstraßen verläßt und in die kleinen Gassen eindringt, ein höchst charakteristischer Geruch, den man nicht mehr vergißt: es ist ein herber Geruch nach salzigen Oliven, getrockneten Stockfischen und Früchten, ein Mischgeruch sehr besonderer Art, der, sobald man sich seiner erinnert, das ganze Getriebe, die ganze Atmosphäre jener von schreienden Händlern belebten spanischen Gassen in einem lebendig werden läßt.

Ich muß an den Geruch nach Seefischen in den Städten der norwegischen Fjorde denken. Ueberall ist Fischmarkt, überall trägt man Fische in Körben, alle Menschen riechen nach Fischen, handeln mit Fischen, denken nur an Fische, es ist die richtige Fischatmosphäre, die sich dem Fremden mit bedrohlichem Atem auf die Nerven legt.

Einst weilte ich im Herbst in Sorrent. Der ganze Ort roch wunderbar nach in der Sonne trocknenden Feigen und Rosinen, die man dort zu kleinen kulinarischen, von Weinblättern umhüllten Paketen vereinigt und in den Handel bringt. Ich möchte Sorrent nie mehr zu einer anderen Jahreszeit als im Herbst besuchen, weil ich ja sonst den schönen, warmen, süßen Geruch nach Feigen und Rosinen entbehren würde.

Ein schrecklicher Geruch, der erst der Technik unseres Jahrhunderts sein Entstehen verdankt, ist der nach dem Oel und Benzol der Automobile. Nirgends in der Welt ist der Verkehr der Autos turbulenter als auf den großen Boulevards in Paris. Früher war es ein Vergnügen, dort auf einer der breiten Terrassen der berühmten Cafés zu sitzen und das bunte, wunderbar sprudelnde Leben an sich vorüberfließen zu lassen. Heute trinkt man dort seinen Kaffee so schnell wie möglich und entflieht; der Gestank der in bläuliche, die Lungen belastende Wolken eingehüllten Autos ist unerträglich und macht den Aufenthalt zur Qual.

Unangenehme Gerüche! Ich erwähne flüchtig das Stinktier, das es liebt, den angreifenden Feind mit einer so widerlich riechenden Flüssigkeit zu bespritzen, daß selbst der mutigste Gegner mit Windeseile die Flucht ergreift.

Fast immer köstlich duften aber Früchte. Der Geruch einer Birne, eines Apfels, eines Pfirsichs vermag unsere Geruchsnerven in der lieblichsten und wohltuendsten Weise zu berühren. Der Duft der Ananas bringt die wilde Glut der Tropen verführerisch an uns heran, unerreicht aber bleibt das Aroma der Erdbeere, in der die ganze warme, innige Süßigkeit des deutschen Sommers auf eine berauschende Weise eingefangen zu sein scheint. Noch einen anderen, sehr beglückenden Duft verdanken wir dem Sommer: es ist der Duft des Heues, sanft erregend, sehnsuchtsvoll, ein das Empfinden steigerndes Kosekosen der verliebten Sinne.

Und dann die Blumen. Ein Thema, das unerschöpflich ist. Da sind die machtvoll duftenden, die stürmisch überrumpelnden, ganz zerschwenderischen: Jasmin, Akazie, Ginsterlilie, Flaultbaum und die zarten, diskreten: Winde, Reseda, Goldlack, Rose. Die Rose aber ist die herrlichste von allen, und es gibt keinen königlicheren Duft als den ihren.

Hinter Cannes, am Hang der Seealpen, mit dem Blick auf das blaue Südmeer, liegt ein berühmter Ort, Grasse, wo man den Duft der Blumen in vollendeter Weise zu Parfüms destilliert. Coty, Houbigant, Guerlain, und wie die berühmten Firmen alle heißen, haben hier ihre Fabriken, aus denen die Destillate in die ganze zivilisierte Welt hinausgehen, um an den weißen Stirnen der Frauen ihr flüchtiges, oft beseligendes Leben auszuatmen.

Fährt man im Frühling von Cannes durch das freundliche Gelände nach Grasse hinauf, so kommt man durch unermeßliche Blumenfelder, welche die ganze Gegend in ein flammendes Duftmeer verwandeln: Levkojen, Tuberosen, Jasmin, Reseden, Veilchen und Rosen überschwemmen mit ihren lachenden, in südlicher Wildheit aufwendenden Blüten nicht weniger als 25 000 Hektar Land. Hier werden die Blumen nicht auf Schönheit der Form, sondern auf Intensität des Duftes gezüchtet. Um ein Liter Rosenessenz zu erzielen, ist es nötig, 12 000 Kilogramm Rosen zu zerpressen, und der Preis für ein solches Liter Essenz beläuft sich auf etwa 3000 Mark. Ja, edle Parfüms sind teuer, und es hat seine guten Gründe.

Was aber wäre zu teuer, um der Sehnsucht einer schönen Frau zu dienen?

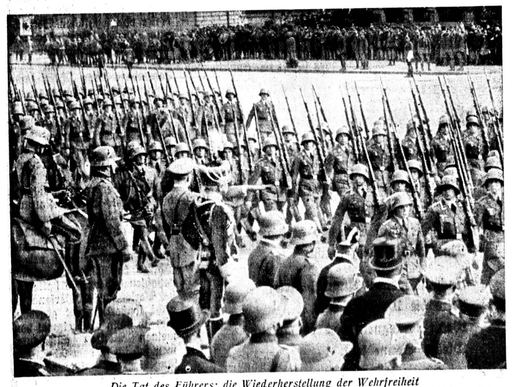
Nichts.

## Der Geburtstag des Führers

*Am 20. April begeht das deutsche Volk den Geburtstag seines Führers Adolf Hitler. Wir gedenken in Dankbarkeit des Mannes, der die Nation einem neuen Aufstieg entgegenführte. Erst vor Wochen hat ihm das deutsche Volk durch das einmütige Bekenntnis vom 29. März erneut sein Vertrauen bekundet und ihn zum Sprecher der Nation beauftragt. Unser Dank an diesem Tage: Unsere Treue!*

*Der Führer als Frontsoldat*
*Eine Aufnahme aus einem Unterstand an der Westfront. (Der Führer ganz links)*
*Bilder (4) Archiv*

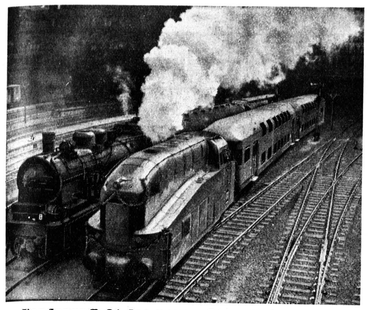
*Am Abend des 30. Januar 1933*
*huldigt die begeisterte Menge, dem Manne, der vom Reichspräsidenten von Hindenburg mit der Führung des Volkes beauftragt worden war.*



*Die Tat des Führers: die Wiederherstellung der Wehrfreiheit*
*Schneidige Parade der jungen Soldaten vor dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht*

*Das Werk des Führers: Aufgabe auf allen Gebieten*
*Der Führer befährt in seinem Wagen eine von ihm geschaffene Reichsautobahn*



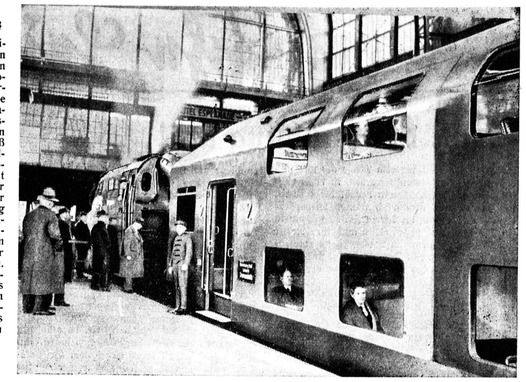


**Vorderansicht des neuen Stromlinienzuges**
im Vergleich mit einem der üblichen Eisenbahnzüge. (Weltbild, K.)

**Seitenansicht des neuen Zuges**
Man erkennt deutlich die Anordnung der beiden Geschosse.

### Ein zweigeschossiger Stromlinien-Dampfzug

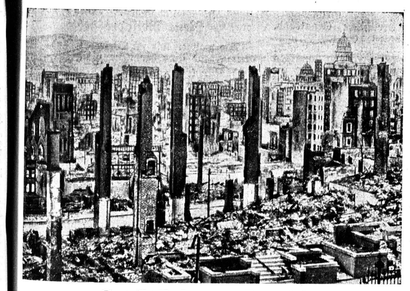
Die Lübeck-Büchener Eisenbahn setzt für den Schnellverkehr zwischen Hamburg und Lübeck sowie für den Ausflugsverkehr nach Travemünde einen neuartigen Stromlinien-Dampfzug ein, dessen Personenwagen ein Unter- und Obergeschoß haben. Ohne die Henschel-Stromlinien-Dampflokomotive hat die Zugeinheit eine Länge von 46 Meter und bietet Sitzplätze für 300 Personen. Der Zug erreicht eine Geschwindigkeit von 120 Stundenkilometer und wird von der Lokomotive entweder gezogen oder geschoben. Eine elektrische Fernsteuerung ermöglicht es im letzteren Falle, die am Schluß laufende Lokomotive vom Führerstand des vorderen Wagens aus zu bedienen. (Scherl Bilderdienst, K.)



**Die Kreuzprozession in Rom**
Alljährlich zur Osterzeit findet während der Karwoche in Rom die Kreuzprozession statt, bei der die vermummten Brüder des Buona-Morte-Ordens das Christus-Kreuz durch die Straßen der Stadt zum Colosseum tragen. (Weltbild, K.)

**Einsturzunglück während eines Umbaues**
In Waldenburg in Sachsen ist ein Teil der dortigen Textil-Fachgewerbe- und Handelsschule während des vorgenommenen Umbaues eingestürzt. Da der Einsturz über Nacht erfolgte, sind glücklicherweise Menschen nicht gefährdet worden. (Scherl Bilderdienst, K.)

**Eine Dichterin erhielt den Münchener Literaturpreis**
Den Literaturpreis der Stadt München für das Jahr 1934 erhielt die Dichterin Ziska Luse Dresler-Schember in Anerkennung ihres in diesem Jahre vollendeten Balladenwerkes. (Pressephoto, K)



**Das Erdbeben von Franzisko**
Am 18. April jährt sich zum 30. Male der Tag der furchtbaren Erbebenkatastrophe von San Franzisko, bei der 28 000 Häuser zerstört und zahlreiche Menschenleben vernichtet wurden. Viel mehr als das Erdbeben wütete der ausgebrochene Brand, der noch alles vernichtete, was von der Naturkatastrophe verschont worden war. So ist auch das Erdbeben fast in Vergessenheit geraten und wenn man heute von der Katastrophe erzählt, so spricht man dort nur noch von dem „großen Brand". (Scherl Bilderdienst, K.)

## Der italienisch-abessinische Krieg

### Immer noch Truppenverschiffungen nach Afrika

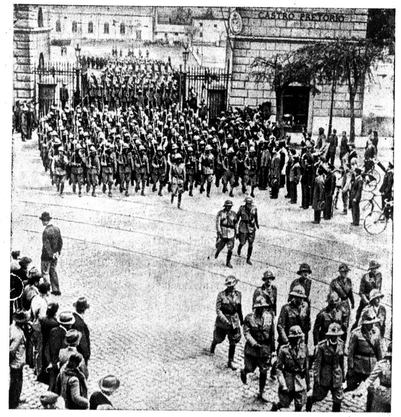
„Krieg bis zur völligen militärischen Vernichtung" war die Erklärung Mussolinis vor dem Ministerrat. Durch immer neue Truppenverschiffungen hofft man das verwirklichen zu können. Auf unserem Bild sieht man den Ausmarsch neuer Infanterie-Regimenter für Abessinien aus Rom. (Pressephoto, K.)

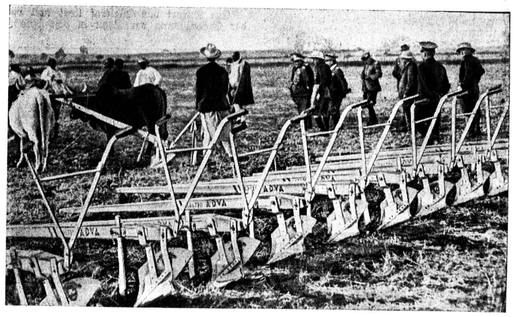
### Ständiger italienischer Vormarsch in Abessinien

Bild unten links: Außer den schnellen italienischen Armeeflugzeugen sind die Maultiere, die die in Eilmärschen vorgehenden italienischen Truppen begleiten und die schweren Lasten an Munition und Verpflegung sicher über Berge und Täler der Nordfront transportieren, das einzig sichere und nie versagende Verkehrsmittel. (Associated Preß, K.)

### Der Pflug folgt dem Schwert

Während die italienischen Armeen an der Nordfront noch erbitterte Schlachten schlagen, wird bereits die Durchdringung und Erschließung des Hinterlandes in Angriff genommen. Auf unserem Bilde ist eine Sendung italienischer Pflüge eingetroffen, deren Handhabung den Eingeborenen vorgeführt wird. (Associated Preß, K.)





# Die deutsche Heimat

**Reise / Erholung / Wandern**

## Suche den Frühling auf!

RDV — In weit höherem Maße als wir uns dessen gemeinhin bewußt werden, ist der Frühling ein Gleichnis. Darin beruht die Urkraft, mit der er uns alljährlich immer wieder ergreift. Erdbeeren, die keinen Frühling kennen, sind, so bunt und phantastisch auch ihre Natur sonst sein mag, arm. Wir wenigstens empfinden es so. Denn von Jugend an bis ins Alter ist das Erlebnis des Frühlings eins der stärksten, die wir kennen. Es steht neben dem der Liebe, und bildet, da es allen gemeinsam ist, ein wesentliches Gut der Volksseele.

Unser deutsches Land ist eine Frühlingsheimat wie kaum ein anderes. Wenn das Glück zuteil wird, in die frischgrünende, aufblühende Natur zu fahren, findet sie herrlich, wohin er sich auch wendet. Wunder sind ringsum, eins immer köstlicher als das andere. In Thüringen schimmert zart das junge Laub der Birken und das erste blanke Buchengrün. Am ostpreußischen Strand betupfen sich die lichten Uferwälder weithin mit Schlüsselblumen, Anemonen und Leberblümchen. Oder der Blick aus dem D-Zug-Fenster schweift über niedersächsische Fluren, auf denen die Saat in grünen und bräunlichen Farbtönen leuchtet. Kräftiger Erdgeruch füllt die Luft. Im Harz sehen sich die Tannen hellgrüne Spitzchen, wie Leuchter, auf das Russisch-Grün der alten Nadeln.

Wir fühlen: ohne den deutschen Frühling erschiene uns unser Leben leer. Er ist uns ein Sinnbild, das alle Erscheinungen, alle Verhältnisse des Daseins deutungsreich bestrahlt. Als große Fuge klingt er durch unsere Dichtung, unsere Musik, unsere Malerei. Sein Gleichnis schimmert über dem paradiesischen Zustand, den wir Kindheit nennen, über dem Begriff „junger" Völker, über allem, was „Morgen" ist. Aufbrechen und Neuwerden. Wer in den deutschen Frühling fährt, der kann Verse von Hölty und Goethe, von Uhland oder Agnes Miegel im Herzen haben; er mag an ein Bild von Hans Thoma denken, ein Kind etwa, spielend auf bunter Wiese, oder es mag ein göttlicher Satz von Beethoven in ihm klingen — überall begegnet er dem Erlebnis: Frühling, während er selbst es wieder empfindet, auf einer Matte in den bayerischen Bergen, in einem Schwarzwaldtal oder an einem mährischen See, den der Lenz silbern und jungfräulich verschleiert.

Selbst die Philosophen können sich seiner überwältigenden Gleichnishaftigkeit für die letzten Geheimnisse des Daseins nicht entziehen. Es gibt kaum einen, der nicht irgendwie dem Frühling für seine Deutung der Welt, für seine Weisheit des Lebens herangäge. Schlagen wir Schopenhauer auf, der sonst nicht viel Schönes hienieden findet. „Wie im Anfang des Frühlings alles Laub die gleiche Farbe und fast die gleiche Gestalt hat; so sind auch wir, in früher Kindheit, alle einander ähnlich, harmonieren daher vortrefflich." So ist es. Nur vergißt Schopenhauer hinzuzufügen, daß uns jedes Jahr die Einkehr in dieses Eden von neuem offensteht, wenn wir, selbst aufgeschlossen, durch das herrlich geöffnete Tor treten. Eine Reise, eine Wanderung in den Frühling ist eine Herzstärkung, die durch alle zweiundfünfzig Wochen des Jahres anhält. Zu keiner anderen Zeit plaudert der Bach so heiter, sind die Blumen so hold, ist der Wald so schön. Die farbige Welt erscheint schuldlos und rein. Es ist alles „frisch und neu und mit Behagung auch gefällig". Die Natur bietet für das Prunkstück ihrer Jahressymphonie den Ueberschwang ihrer Phantasie auf, sie spielt ihr verlendetes Allegro, ihr süßestes Pastorale, ihr temperamentvollstes Bigiacato. Sie prangt ein paar Wochen im Sonntagskleid, sie spart keine Farbe ihrer Palette, sie bleibt selbst die bescheidensten ihrer Kinder in Samt und Seide, sie brennt ein, ach, nur kurzes, aber dafür auch unbeschreiblich herrliches Feuerwerk der Farben und Formen, der Düfte und der Lichter ab. Suche den Frühling auf! Bist Du jung — der Glückstraum der Jugend ist am schönsten im Lenz. Bist Du alt — der Traum umfängt Dich wieder im Frühling. Laß keinen ungenossen vorüberziehen!

Salzullen, vor der Wandelhalle

Nun geht die Wanderzeit an...

Ich reise übers grüne Land,
der Winter ist vergangen,
hab' um den Hals ein gülden Band,
daran die Laute hangen.

Der Morgen tut ein' roten Schein,
den recht mein Herze spüret,
Da greif ich in die Saiten ein,
der liebe Gott mich führet.

So silbern geht der Ströme Lauf,
fernüber schallt Geläute,
die Seele ruft in sich „Glück auf!",
rings grüßen frohe Leute.

Mein Herz ist recht von Diamant,
ein Blum' von Edelsteinen:
die funkelt lustig übers Land
in tausend schönen Scheinen.

(Alles Volkslied)

## Frühling auch in den Bädern

### Bad Salzuflen

Aus dem kleinen Solbad der Jahrhundertwende ist infolge Erschließung zweier Thermalquellen das Herz-, Rheuma-, Stoffwechsel-Bad großen Stiles geworden. Man darf Salzuflen als das heilsamste der niedersächsischen Bäder bezeichnen.

Die grünende, erwachende Landschaft in und um Bad Salzuflen gibt uns ein wundervolles Bild des deutschen Frühlings. In den gepflegten Alleen des Kurparks, auf Beeten und Terassen ersprießen bald wieder die Kaskaden leuchtender Blüten. Bad Salzuflen reicht mit seinen heilenden Quellen dem kranken und ermüdeten Menschen das köstliche Geschenk der Gesundheit und Lebensfreude. Inmitten des Parks liegen die schönen Bauten der Badehäuser sowie die langen, glasüberdachten Wandel- und Trinkhallen. Neben den Badehäusern ist es das neuerstellte, mit den modernsten Einrichtungen ausgestattete Inhalatorium, das die lange Reihe der Kurmittelhäuser besonders ergänzt. Katarrhalische und bronchialerkrankte Asthmatiker finden in Bad Salzuflen Heilung und Genesung. Mit ihrer herbsalzigen Luft speisen die ebenfalls im Kurpark gelegenen großen Gradierwerke das musterhaft eingerichtete Inhalatorium. Bad Salzuflen besitzt ferner ein großangelegtes Forschungsinstitut. Mit seinen der wissenschaftlichen Forschung dienenden Apparaten und Messungsgegenständen werden hier schwierige Diagnosen geklärt. Man beschäftigt sich in diesem Institut sehr gewissenhaft mit der Feststellung, wie sich die Salzuflen Heilquellen in der Wirkung auf den menschlichen Organismus in noch ausgedehnterem Maße nutzbar machen lassen. Gar vielseitig gerichtet sind die Salzuflen Kurformen und Therapien. Großen therapeutischen Ruf besitzen die Kohlensäure-Sprudelbäder. Nicht nur Rheuma, Stoffwechselerkrankungen, Katarrhe, Bronchialleiden werden hier wirksam bekämpft, sondern vor allem das ermüdete Herz und geschwächte Nerven finden in Bädern und Trinkkuren die Vermittlerinnen gesteigerter Energien und neuer Schaffenskraft.

**Bad Salzuflen entbehrt auch nicht der Stätten reizvoller Romantik. Ein Gang durch die Altstadt ist ein Erlebnis mittelalterlicher Bauangenheit, wie sie uralte Inschriften an prachtvollen Bauten der Renaissance, kunstvolle Malereien und Schilder bekunden.**

Die Salzufler Gaststätten und Pensionen entsprechen alle den modernen Zeiterfordernissen, ihre freundliche Gastlichkeit und die gute Küche sind weithin bekannt. Diätkuchen sorgen für die Durchführung besonderer Ernährungsvorschriften. Ein Kur- und Ferienaufenthalt ist nicht sehr teuer, zudem wird häufig von Ermäßigungs- und Pauschalkuren Gebrauch gemacht.

### Bad Ems

**Ein Kurort von Weltruf liegt kurz vor der Einmündung der Lahn in den Rhein:**

Bad Ems

**Bad Ems, das preußische Staatsbad. Schon die Römer kannten die wundersame Heilkraft seiner Quellen, durch die Ems, nicht zuletzt auch durch sein hervorragend günstiges Klima prädestiniert und unerreicht für die Heilung chronischer katarrhalischer Zustände der Atmungsorgane und deren Folgen, insbesondere für Asthma ist. Die dichtbelaubten, eng an die Lahn herantretenden Berge schützen den Kurort gegen rauhe nördliche und östliche Winde. Desbalb enthaltet die Natur sich hier auch besonders früh und prächtig, und nach den harten Wintermonaten ziehen Tausende von Katarrh- und Asthmakranke nach Bad Ems, um Linderung und Heilung von den Schäden des Winters zu suchen. Die Behandlung des chronischen Bronchialkatarrhs und -asthmas gehört zu den hauptsächlichsten Heilanzeigen des Kurorts. Und die mustergültigen Einrichtungen des Bades sind angepaßt auf diese Heilanzeigen besonders eingestellt. Hygienisch einwandfreie Trink- und Gurgelräume, bestausgestattete, unter ärztlicher Ueberwachung stehende Inhalatorien, in denen tausend Kranke gleichzeitig inhalieren können, ermöglichen jede auf die mannigfachen Erkrankungen der Atmungsorgane anzepaßte Behandlung.**

**Ein Idyll für Erholungsuchende ist Bad Ems, in dem die Natur in verschwenderischer Fülle, Wohlsäkern ward. Zwischen sanft ansteigenden Bergen, innig anzeschmiegt an die Lahnufer, ziehen sich die vornehmen Hotels und schmucken Pensionen, die weiten Kuranlagen und Alleen hin. Prächtige Bäume und gepflegte Rasenflächen prangen in sattem Grün. Inmitten das Marmordenkmal unseres alten Kaisers das größten Kuraastes von Bad Ems, in schlichtem Bürgeragewand. Bunt und frisch ist das Bild, das sich auf dem Vorplatz der Brunnenhalle, und um die Musikpempel, in den kolonnaden und die helle Kurhaalfront entlang abspielt. Schmale rot- und weißlackierte Kanus bevölkern den glänzenden Lahnspiegel. Regattaboote sausen wie ein Pfeil auf die lahnabwärts liegenden Brücken zu, und elegante Nachten geben dem Fluß eine besonders festliche Note. Unter schattenspendenden alten Baumriesen aber breiten sich die Liegewiesen, und auf den rotgrünblauen, modernen Tennisplätzen tummelt sich in ungeschwächter Gesundheit und Lebenskraft die sportgestählte Jugend. Eine Zahnradbahn führt hinauf in die herbe Luft der Taunushöhen, wo man in bequemen Liegestühlen in die hohen Buchenwipfel träumt, oder im nahen Restaurant seinen Tee oder Kaffee schlürft und mit Bridge sich angenehm die Zeit vertreibt. Der auf Körper und Geist aber überströmende Hauch der Schönheit dieser Landschaft heilt wie die Likraft der Quellen.**

M. P.

### Neue Reiseprospekte

**Wo wohnen wir im Weserbergland?** Auf diese Frage gibt der neue Gaststättenführer des Landesverkehrsverbandes „Weserbergland" erschöpfende Antwort. Das ausführliche Unterkunftsverzeichnis ist einem sehr ansprechenden Faltblatt beigeflegt, das in Bild und Text einen Querschnitt durch die Schönheiten dieser Landschaft um den Bückeberg gibt. Der Führer kann gegen Erstattung des Rückporto beim Landesverkehrsverband „Weserbergland" Hildesheim, Am Markt, angefordert werden.

**Schierke am Broken hat einen neuen,** künstlerisch gestalteten Prospekt in 50 000 Exemplaren herausgebracht. Die Motive der bestens farbigen Titelseiten — ein Ortsbild mit der rauschenden Bode und ein Landschaftsbild — stammen von der Hand des bekannten Plakatkünstlers Jupp Wiertz-Berlin. Hervorragende Photoaraphien zeigen den Hexenort und seine herrliche Umgebung: blühende Bergwiesen, rauschende Wildbäche, felsige Klippen, tiefe Täuse und den dunklen, schweigenden Harzwald. Als Neuerungen, die Freunden und Gästen dieses weltbekannten heilklimatischen Kurortes willkommen sein werden, sind zu nennen: ein geräumiges Gästehaus mit einer ganzen Anzahl gediegen eingerichteter Räume, darunter eine Tischtennis-Halle. Ferner ein in Entstehen begriffener Natur-Kurpark zwischen Ort und Bode mit neuen Promenadenwegen. Sodann die für Kuraäste unentgeltlichen Freiluft-Gymnastikkurse im sonnigen Berabad am Brockenbang. Für die kleiner Kinder werden den unter Aufsicht einer Kindergärtnerin stehenden Kindergarten der Kurverwaltung freundlicherweise Den Autofahrer lockt die landschaftlich reizvolle Autostraße — die Harzautostraße — von Wernigerode über Drei Annen-Hohne nach Schierke.

**Eine Reise in den Bayerischen Wald** möchte wohl jeder einmal machen. Das Märzheft der Reisegen & Alaisings Monatshefte bringt einen sehr schönen mit guten Bildern auf Kunstdruckpapier versehenen Aufsatz über Fahrten im Bayerischen Wald" aus der Feder Heinz Schaumeckers. Wir lernen die Menschen und die Landschaft kennen und ahnen, welche Kräfte beide miteinander verbinden, wie eins vom anderen abhängt. Wir hören von der Geschichte, von den Sittichen und Bräuchen, freuen uns an den herrlichen Aufnahmen, die den Reiz dieser Landschaften ahnen lassen. — Dazu bietet das Heft weiter umfangreiche und wertvolle Unterhaltung und Aufsätze, die jedes Interesse befriedigen.



# Uraufführung in Kopenhagen

ROMAN VON WILHELM SCHEIDER

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W 62

**6. Fortsetzung**

„Nein. Die Sache wurde später völlig geklärt. Ein anderer Schüler hatte es getan."

„Und was ist dann aus Achim geworden?"

„Er ging nach Berlin, auf die Universität. Einige Verwandte brachten das Geld dafür auf."

„Und die Erbschaft?"

„Die fiel erst viel später an ihn."

„Was studierte Achim?"

„Kunstgeschichte."

„Und Sie, Frau Sander — Sie blieben in der Kleinstadt?"

„Nein, ich ging damals auch nach Berlin. Auf ein Konservatorium. Doch mit meiner Kunst war es nicht weit her."

„Sie wollten nur bei Achim sein."

„Ganz richtig."

Gritti schwieg, einige Minuten lang. Sie lag mit geschlossenen Augen in der Sonne.

Dann begann sie von neuem: „Jetzt kommt die Erbschaftsgeschichte. Es war nach dem Kriege, als Achim davon benachrichtigt wurde. Die verstorbene Frau Hartenau war gebürtige Dänin, aber sie hatte schwedische Verwandtschaft. Nun war plötzlich in Schweden ihr Onkel gestorben und hatte testamentarisch seine im Norden Schwedens gelegenen Erzgruben den beiden Jungen vermacht."

Konstanze setzte sich auf. Erschrocken blickte sie auf Gritti herunter.

„So, beiden", antwortete Gritti. „Achim wartete nun mehrere Jahre. Und als der Zeitpunkt heranrückte, daß George zehn Jahre lang verschollen war, ließ er seinen Bruder für tot erklären."

„Ich finde es höchst seltsam", sagte Konstanze erregt, „daß er auch nach die Erbschaft seines Bruders an sich reißen wollte. Hatte er denn mit seiner eigenen nicht genug?"

„Nein, er brauchte alles. Er war wild braun, alles, aber auch alles zu besitzen. Es gibt für ihn nur eine Entschuldigung — sein Bildermahn. Er war wie besessen davon — er kaufte und kaufte. Diese Sammelleidenschaft machte ihn vollkommen rücksichtslos anderen gegenüber. Haben Sie schon jemals mit Sammlern zu tun gehabt?"

„Oh doch. Es waren aber freundliche, nette Leute. Allerdings lebten sie außerordentlich intensiv in ihrer besonderen, völlig abgeschlossenen Welt."

„Sehen Sie, Fräulein Loon: so ein freundlicher, netter Sammler war Achim auch, als er anfing. Seit seiner Studentenzeit sammelte er Bilder und Handzeichnungen großer Meister. Aber je mehr er von diesen Sachen an sich riß, desto größer wurde seine Habgier. Tagelang befand er sich auf der Jagd. Er schlief nicht, er aß nicht. Und wenn er etwas nicht bekam, was er haben wollte, dann verschloß er sich in sein Atelier und brütete tagelang dumpf vor sich hin. Doch wenn er sein Vorhaben erreicht hatte, war sein Zustand eigentlich noch schlimmer. Auch dann schloß er sich ein und überließ sich dem Rausch des Besitzes. Und immer mehr wuchsen seine Wünsche. Gleichzeitig seine Erbitterung. Sein Kummer war, daß er keine Mittel besaß, um die Bilder zu kaufen, die er sich wünschte. Es waren schwere seelische Krisen, die er durchmachen mußte. Und ich — ich konnte ihm nicht helfen. Es ging über meine Kraft."

„Aber dann kam doch die Erbschaft", warf Konstanze ein, „dann kam er doch plötzlich in die Lage, das zu erwerben, was er sich wünschte."

„Ja, plötzlich bekam er große Mittel in die Hand. Die schwedischen Erzlager brachten überreichen Ertrag. Nun konnte er es sich leisten, alte Italiener und alte Holländer zu kaufen. Eines der Erzlager verkaufte er und erwarb seine Ghirlandajos. Er mietete ein großes Atelier, in dem er all seine schönen Sachen aufhing — es war eine schöne Zeit für ihn — und für mich. Aber schon nach wenigen Monaten war es vorbei mit diesem Glanz, mit der Festlichkeit seiner Stimmung. Kunsthändler traten an ihn heran, Männer aus Amerika, aus Frankreich. Sie boten ihm kolossale Gemälde an, ganz frühe Italiener und Flamen. Aber er konnte diese teuren Dinge nicht erwerben. Dazu reichten seine Mittel wieder nicht aus. Gleich war wieder die Erbitterung da. Er wollte Rembrandts besitzen. Fra Angelicos. Auch wenn er noch einige Erzlager verkauft hätte, wären diese Millionenobjekte nicht in seinen Besitz gekommen. Damals grübelte er sicher schon über den Plan, die Erbschaft seines verschollenen Bruders an sich zu reißen. Dann kam das schlimmste: er begann die Menschen zu verachten, sie zu hassen. Den Anstoß dazu gaben Erfahrungen mit Kunsthändlern, die ihn betrogen. Auch mich ließ er schließlich nicht mehr vor. Eines Tages verheiratete ich mich. Es rührte ihn nicht. Immer mehr versann er sich in seinen Wahn. Ich ging mit meinem Manne nach Süddeutschland. Ich schrieb ihm ein paar Briefe, die er nicht mehr beantwortete."

„Und was geschah dann?" fragte Konstanze. Die Erzählung Grittis hatte sie stark berührt.

„Vor drei Jahren wurde ich Witwe. Ich kam nach Berlin zurück. Eines Tages traf ich Achim auf der Straße. Ich hatte davon gehört, daß er die Erbschaft seines Bruders an sich gerissen hatte und machte ihm Vorwürfe. Er antwortete mir nicht darauf. Aber in mir . . . Konstanze, es gibt nun einmal Dinge, die nicht in einem sterben wollen!"

„Hatten Sie Ihren Mann nicht geliebt?"

„Doch. Aber dies war anders. Ich ging zu ihm, brachte sein Atelier in Ordnung, wurde seine Magd. Teilte sein Leben mit ihm — ich mußte ihm helfen."

„Und dann kam die Katastrophe?" fragte Konstanze.

„Vor zwei Jahren. Ein Doppelgänger hatte ihn um sein ganzes Vermögen betrogen, um seine und seines Bruders Erbschaft. Vierzehn Tage lang tobte er wie ein Wilder. Ich riet ihm, ein oder das andere Bild zu verkaufen, um seinen künftigen Lebensunterhalt zu decken. Er schlug es mir ab. Von keinem einzigen Bild wollte er sich trennen. Nachdem das Toben vorüber war, klappte er zusammen. Tagelang war er völlig apathisch. Als er auch das überwunden hatte, stand er auf und besuchte das Atelier eines befreundeten Malers. Ich begleitete ihn. Dieser Maler, Konstanze, war ein Taugenichts, er hatte eine Idee, mit der er Achim übervölkerte. Achim sollte kein Bild verkaufen, nicht ein einziges, sonst würde er zu Grunde gehen. Er solle spielen, für Geld spielen in Lokalen. Und ich — ich solle seine Partnerin werden. Ich hätte ja auch inzwischen spielen gelernt. So könnten wir uns über Wasser halten. Achim ging darauf ein. Ich schloß mich ihm an. Aus Verzweiflung, um ihn nicht zu verlieren. Und wir gefielen. Gefielen überall."

„Und wie sind Sie nach Kopenhagen gekommen?"

„Wir erhielten plötzlich ein Angebot. Wir waren gerade auch in Holland, in der Schweiz, man riß sich um uns. Eines Tages kam ein Brief aus Kopenhagen, von Kai Wendel. Er bot uns eine sehr hohe Gage."

„Und Achim?" fragte Konstanze, „hatte sich sein Zustand nicht gebessert? Er arbeitete doch jetzt. Und seine Bilder konnte er doch nicht mit herumschleppen."

„Doch. Einige kleinere Sachen hatte er immer in seinen Koffern. Und häufig genug, daß er für ein paar Stunden nach Deutschland flog. Ja, er nahm ein Flugzeug — nur um seine Bilder zu sehen. Es war ihm gleichgültig, was es kostete. Mindestens jede zweite Woche flog er nach Hamburg. Abends spielte er dann wieder bei Kai Wendel."

„Seine Bilder sind in Hamburg?"

„Ja, dort hat er sie untergebracht. Er hält sie dort verborgen. Von der wahnwitzigen Angst gepeinigt, jemand könne ihm seine Sammlung stehlen, hat er in Hamburg ein Versteck gesucht und auch gefunden."

„Und Sie, Frau Gritti, Sie kennen das Versteck?"

„Nein."

„Er selber hält sich jetzt in Hamburg auf?"

„Vielleicht auch in der Umgebung von Hamburg. Ich weiß es nicht. Es wäre schwierig für mich, ihn dort zu finden. Wir haben uns getrennt."

Konstanze erhob sich. Auch Gritti stand auf.

„Jetzt verstehe ich Sie", sagte Konstanze.

Sie gingen über den Gartenkies auf die Pforte zu. Gritti hängte sich bei Konstanze ein.

„Sie werden mir helfen?" fragte Gritti.

„Ja."

„Sie werden mich benachrichtigen, wenn George sich bei Ihnen melden sollte?"

„Er hat sich schon bei mir gemeldet. Was wollen Sie von ihm?"

„Zweierlei, Konstanze. Erstens Rechenschaft — und zweitens die Adresse von Achim."

Konstanze zuckte ein wenig zusammen: „Kennt er denn seine Adresse?"

„Vielleicht noch nicht. Aber er ist der einzige, der Achim finden kann."

Konstanze schwieg und blickte vor sich hin. Sie standen an der Gartentür.

„Wollen Sie mir sagen, wo ich George finde?" fragte Gritti.

„Ich kann es nicht — ich weiß es nicht."

„Er hat sich aber doch bei Ihnen gemeldet."

„Nur telefonisch. Ich wies ihn ab."

„Er wird sich wieder melden. Wann war es?"

„Gestern abend."

„Wollen Sie mich benachrichtigen?"

Gritti schrieb Konstanze ihre Telefonnummer auf. Sie wohnte in einer Pension des Westens.

In Konstanze tobte ein Kampf. Schließlich versprach sie Gritti die sofortige Benachrichtigung. Ob sie ihr Versprechen halten würde, das wußte sie noch nicht. Sie war bis in tiefste aufgewühlt.

Beim Abschied wurde Konstanze durch eine Umarmung überrascht. Gritti küßte sie auf die Wange und eilte davon.

*

Nachdem Juelsborg ihm gesagt hatte, daß er schon morgen nach Kopenhagen zurückfliegen würde, nahm George Elliot vor dem Hotel eine Autodroschke, um nach Dahlem hinauszufahren. Er hoffte bestimmt, Konstanze im Hause anzutreffen. Unterwegs kaufte er einen Strauß Rosen, langstielige, dunkelrote Blumen. Er trieb den Chauffeur zur Eile an. Mit hellen, wachenden Augen saß er im Wagen, die Sonne lag auf seinem lächelnden Gesicht.

Schon hatte er die ersten Villen Dahlems erreicht, als er plötzlich auf dem Gehsteig eine Dame kommen sah. Gritti! Schreck und Verwunderung sprangen ihn an. Wie kam Gritti Sander nach Dahlem? Hatte der alte Fuchs ihn vielleicht belagen? War Achim vielleicht sogar in Berlin? Juelsborg hatte ihm versichert, daß sich Achim in Grittis Gesellschaft befinde . . .

Eine wilde Gedankenflut schoß ihm durch den Kopf. Dann rief er instinktiv dem Chauffeur ein Halt zu.

Mit kreischenden Bremsen hielt der Wagen. George sprang heraus, ging hastig und ungestüm auf Gritti zu. Lächelnd, mit erzwungenem Gleichmut reichte er ihr die Hand.

„Gritti — wirklich — ein seltsamer Zufall."

„Allerdings. Ich bin erstaunt, dich in Berlin zu sehen. Was machst du hier?"

„Wie du siehst, fahre ich spazieren."

Zuwiderlich war der Wagen ihm langsam nachgekommen. Gritti sah die Rosen, die auf dem Sitz lagen.

Sie blickte ihm lächelnd in die Augen: „Einen Besuch willst du machen? Bei einer schönen Frau höchstwahrscheinlich."

George ging nicht darauf ein. Er fragte: „Wohnst du hier in Dahlem?"

„Nein."

„Willst du mir vielleicht verraten, Gritti, wen du hier einen Besuch gemacht hast?"

Plötzlich wußte er hellsichtig, woher sie kam.

Sie gab die Komödie auf: „Ich war bei Konstanze Loon. Sie wohnt ja hier ganz in der Nähe."

„Hm. Warum hast du sie aufgesucht?"

„Den Grund wirst du ja erraten, George. Du bist ja sonst ein flinker und gerissener Bursche."

„Danke, ich verstehe. Du glaubtest mich bei ihr zu finden. Deinem Scharfsinn alle Ehre."

„Wollen wir uns hier auf der Straße noch weiter derartige Freundlichkeiten an den Kopf werfen, George?"

„Nein — ich habe auch keine Zeit, Verabredete."

„Du willst die Rosen loswerden? Damit kommst du leider zu spät."

„Wieso?"

„Konstanze ist eben zum Bahnhof gefahren."

„Schwindel!"

„Ich habe keinen Grund, dich zu belügen. Was hilft dir davon, wenn wir zusammen etwas frühstücken würden. Da drüben sehe ich ein nettes Café. Und so hübsch leer die Terrasse. Ich denke mir, daß wir uns allerlei zu sagen haben."

Er überlegte. Es war wichtig, Gritti auszufragen — sich über ihre Absichten zu orientieren. Gritti war ein gefährlicher Feind. Natürlich log sie: Konstanze war in ihrer Wohnung. Aber Konstanze würde er immer noch irgendwie erwischen . . .

„Gut," sagte er, „frühstücken wir, ich habe heute noch nichts gegessen."

Während sie hinübergingen, überreichte er ihr die Rosen. Mit spöttischer Miene nahm sie den Strauß entgegen.

„Weiß lächerlich aus sieht," sagte er, „wenn ich mit den Rosen ins Café komme."

Sie lachte: „Ein rauher, aber herzlicher Feind."

Sie setzten sich auf die Terrasse, die von einem Sonnendach geschützt war. Sie bestellten etwas, der Kellner verschwand. Sie waren hier vollkommen ungestört. Ganz hinten saßen ein paar einsame Leute und lasen Zeitungen.

Gritti legte sich bequem im Korbsessel zurück. Mit schmalem Lächeln musterte sie George.

„Du siehst ihm heute sehr ähnlich, George."

„Unsinn!"

„Tatsache. Allerdings dem Achim, wenn er seine guten Tage hat. Leider sind diese Tage sehr selten geworden in seinem Leben."

Er beugte sich zu ihr vor: „Was hast du Konstanze Loon alles erzählt?"

„Ich habe ihr gesagt, wer du bist, George. Sie wußte ja nichts über dich. Du hast Versteckes mit ihr gespielt."

„So — das hast du ihr erzählt? Da hast du mir einen schlechten Dienst erwiesen."

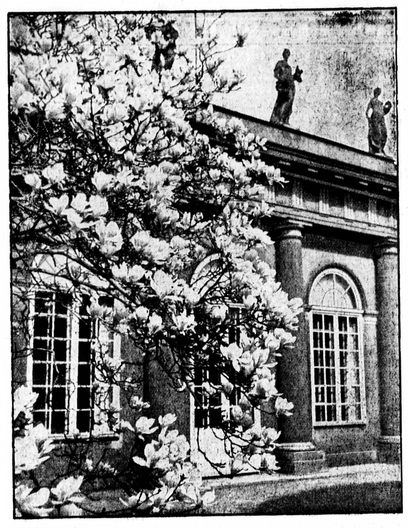
„Warum sollte sie es nicht wissen?"

„Darüber möchte ich mit dir nicht sprechen. Du würdest es ja doch nicht verstehen. Nun — erledigt. Ich habe mit dir über andere Dinge zu reden. Was willst du von mir?"

**Freund Adebar ist wieder da!**

Die ersten Störche sind aus dem sonnigen Süden zurückgekehrt

(Pressephoto, K.)



**Blütenzauber in Sanssouci**

Deutscher Presse-Klischee-Dienst

„George, merkst du nicht, daß ich mich dir zur Verfügung stellen will?"

„Mach keine Witze, liebes Kind!"

„Danach ist mir nicht zumute. Uebrigens: wie bist du eigentlich herübergekommen?"

„Auf dem Seewag."

„Tüchtig. Hast du keine Angst, daß man dich verhaftet?"

„Nein. Ich weiß, daß man die Verfolgung längst aufgegeben hat."

„Also ausgezeichnet informiert. Bei deinen Verbindungen kein Wunder. Trotzdem brauchst du noch einen Helfer. Darf ich dir meine Dienste anbieten?"

„Wozu?"

„Du hast doch die Absicht, einen zweiten Schlag zu führen."

„Du sprichst in Rätseln, liebe Gritti."

In diesem Augenblick kam der Kellner mit dem Frühstück.

„Ueberlege es dir", sagte Gritti und begann zu essen.

Er beobachtete sie. Sie frühstückte in aller Ruhe, ihre Bewegungen waren die einer anmutigen, guterzogenen Frau.

Er tastete im Dunkeln. Was wollte sie von ihm? Hatte sie sich vielleicht von Achim getrennt? Oder wurde sie als Werkzeug von Duelsborg, dem nicht zu trauen war, vorgeschoben? Sicher wollte sie ihn aufs Glatteis führen.

Als sie mit dem Frühstück fertig war, zündete sie sich eine Zigarette an.

„Nun, mein Junge?"

Er antwortete nicht.

Da schob sie ihr weißes Gesicht ganz dicht vor seine Augen, und sie sagte:

„Ich sehe durch dich hindurch wie durch Glas."

*

Eine Viertelstunde später kam Konstanze an der Terrasse des Cafés vorüber. Es war der Weg, den sie täglich machte. Sie wollte in die Klinik fahren, die Untergrundbahn lag an der Ecke.

Plötzlich entdeckte sie George und Gritti. Sie blieb stehen, ganz dicht an der Brüstung. Ihr wurde schwach, sie glaubte in die Knie sinken zu müssen. George und Gritt: im Gespräch! Gritti hatte Rosen in der Hand, sie senkte ihr Gesicht hinein, atmete den Duft. Dann, als sie wieder zu George aufsah, lächelte sie in ihrer rätselhaften Art . . .

Sie sprachen miteinander — George und Gritti — sehr vertraut. Lag seine Hand nicht auf der Lehne ihres Stuhles? Beugte er sich nicht lächelnd zu ihr vor? War nicht eine enge Verbundenheit zwischen den beiden?

Gritti neigte den Kopf zur Seite — und wieder atmete sie den Duft der Rosen . . .

Ein wilder Schmerz stieg in Konstanze auf. Man hatte sie getäuscht, verraten. Ein grausames Spiel mit ihr getrieben.

Sie stürzte davon.

Dröhnend summte es in ihren Ohren.

Die Frau hatte sich an sie herangemacht, in irgendeiner dunklen, schwer zu durchschauenden Absicht. Und draußen wartete der Verbündete auf sie. Vielleicht wünschte man sie hineinzuziehen in das Komplott. Ein verbrecherisches Komplott . . .

Sie lief an der U-Bahnstation vorbei. Sie sah nichts, sie hörte nichts. Wilde Empörung flammte in ihr auf, dumpf bohrte der Schmerz. Sie lief weiter und weiter.

Aber war es nicht die gerechte Strafe für ihre Vermessenheit? Hatte sie nicht ein Stück über den lebenden Menschen? Hatte sie nicht aus einer Tragödie eine Farce gemacht? Nun kam die Strafe, die ausgleichende Gerechtigkeit.

Endlich machte sie halt auf einem stillen Platz. Die Sonne brannte auf sie hernieder. Sie fühlte es nicht. George! Sie hörte seine harte und doch so einschmeichelnde Stimme, sah seine grauen, wachen Augen, seinen Mund . .

Doch plötzlich tauchte ein anderes Gesicht vor ihr auf. Ein Mann in einem Seemannsanzug, die Schiffermütze in die Stirn gezogen. Ein schwermütiger Clown, von allen verlacht, von allen betrogen.

Das Opfer! Sein Opfer! Man jagte das Opfer, bis es zusammenbrach.

Ein Straßenfeger kam heran, blieb vor ihr stehen: „Was is Ihnen denn? Is Ihnen nich gut?"

Sie erwachte und lächelte krampfhaft. Sie blickte um sich. Diesen Platz hatte sie nie gesehen in ihrem Leben.

„Verzeihung," stammelte sie, „wie komme ich hier zur U-Bahn?"

„Da um die Ecke, Fräulein. Und dann rechts halten. Dann sehen Sie's schon."

„Danke!"

Sie hastete vorwärts, sah auf ihre Armbanduhr. Ja, sie würde noch zurechtkommen. Dienst . . . Dienst . . . und Vergessen.

Und wenn sich einer von den beiden ihr stellen würde, dann würde sie ihnen sagen, was zu sagen war, in aller Kürze, mit der gebührenden Schärfe.

Doch kaum saß sie in der Bahn, als die Wunde von neuem zu brennen begann. Sie verlank in ihrem Schmerz. Die Stationen huschten an ihr vorüber, sie merkte es nicht. Zwei Stationen fuhr sie zu weit, sie mußte zurück . . . und kam zum erstenmal zu spät in die Klinik.

Mit runden, verwunderten Augen trat ihr die Oberschwester entgegen: „Der Professor hat schon nach Ihnen gefragt. Uebrigens ist ein Telegramm für Sie gekommen."

„Ein Telegramm?"

„Doktor Zimmermann hat es an sich genommen. Aber gehen Sie erst zum Chef. Er ist sehr nervös. Haben Sie gestern die Patientin Hornik untersucht?"

„Ja."

„Da haben Sie irgendeinen Unsinn gemacht. Der Chef ist außer sich."

Konstanze jagte die Treppe hinauf. Ein Telegramm? Wer konnte ihr ein Telegramm schicken?

Dann klopfte sie bei Professor Gadebusch. „Was ist mit Ihnen los, Fräulein Doktor Loon?"

„Nichts, Herr Professor."

„Die Diagnose Hornik ist blühender Unsinn. Auch ihre Anordnungen im Fall Dudecke waren falsch, grundfalsch — das habe ich Ihnen schon gestern gesagt. Schreiben Sie vielleicht ein neues Stück?"

„Nein, Herr Professor. Nie . . . nie wieder werde ich ein Stück schreiben."

„Merkwürdig, wie Sie das sagen."

Professor Gadebusch erhob sich. Die finstere Maske fiel von seinem Gesicht, plötzlich leuchtete es in Güte.

„Fräulein Doktor Loon — Ihre Privatverhältnisse kümmern mich nicht. Aber so geht es nicht weiter. Sie sind Arzt. Ein nervöser Arzt spielt mit Menschenleben. Sie kennen meinen Standpunkt. Ich weiß, jeder Mensch hat einmal Ausnahmezeiten. Wir Aerzte aber können uns diese Ausnahmezeiten nicht leisten. Ich muß Sie bitten, mindestens vier Wochen lang auszuspannen."

Ihr blasses Gesicht flammte auf: „Herr Professor, ich verspreche Ihnen, mich zusammenzureißen."

„Liebes Kind — ein künstliches Zusammennehmen erzeugt Krampf. Jeder Patient würde diesen Krampf an seinem Leibe zu spüren bekommen. Nein, fahren Sie hinaus. Meinetwegen nur zwei Wochen lang, vielleicht wird auch das genügen. Fahren Sie irgendwohin, in die Mark oder nach Süddeutschland. Nach Heidelberg, an den Bodensee . . ."

Er reichte ihr die Hand. „Sie wissen, ich dulde keinen Widerspruch", setzte er gütig hinzu. „Auf Wiedersehen, wenn Sie das hinter sich haben."

Jetzt stand sie wieder auf dem langen, weißen Korridor. Sie war frei. Frei — wofür? Das Schicksal wollte es wohl so mit ihr. Hatte sie irgendeine Aufgabe zu erfüllen? Nein, sie hatte keine . . .

Plötzlich fiel ihr das Telegramm ein.

Sie suchte Doktor Zimmermann und traf ihn im Laboratorium.

Dann hatte sie das Telegramm in der Hand. Und instinktiv fühlte sie, wie sich das Unheil von neuem auf sie stürzte.

Sie las: „Nehmen Sie den Abendzug achtzehn Uhr sieben ab Lehrter Bahnhof. Kommen dringend nötig, da einzige Hilfe. Erwarte Sie Altonaer Bahnhof. Achim Hartenau."

Sie las den Wortlaut dreimal hintereinander. Ein Zittern rann durch ihren Körper.

Dann ging sie wie im Traum zur Tür. Sie zog sich um, verabschiedete sich kurz von den Kollegen und Schwestern und verließ die Klinik.

Sie war fest entschlossen, den nächsten Zug zu nehmen, der in den Süden führte.

*

Doch am Abend, um achtzehn Uhr sieben, fuhr sie nach Hamburg.

Der Zug raste durch die flache Landschaft. Es dunkelte. Jetzt huschten schon die Lichter von Friedrichsruh vorüber.

Sie saß allein im Abteil, in die Ecke gedrückt, mit geschlossenen Augen. Aber sie schlief nicht. Trotzdem erschien ihr alles wie im Traum.

Sie ließ sich treiben. Der Schicksalsring umschloß sie — sie konnte sich nicht lösen. Das Opfer hatte ihr die Hand gereicht. Sie schlug sich auf die Gegenseite. Warum? Um endlich Gewißheit zu erlangen, volle Gewißheit . . .

Heute nachmittag, in ihrer Wohnung, hatte ein Telefonanruf sie hochgeschreckt. Sie dachte das Mädchen an den Apparat. „Fräulein Doktor Loon ist abgereist — sie hat Urlaub genommen." Die Stimme hatte sich dann nach dem Fahrtziel erkundigt. Es war seine Stimme gewesen. Deutlich hatte sie es gehört. Und sie hatte ihm antworten lassen: „Fräulein Doktor hat mir nichts gesagt."

Der Zug brauste in den Hamburger Hauptbahnhof ein, hielt eine Weile und fuhr weiter nach Altona durch.

Auf dem Altonaer Hauptbahnhof schob sie das Fenster herunter. Ihre Augen suchten Achim.

Plötzlich zuckte sie wie unter einem Schlag zusammen. Ihr Herzschlag setzte aus: ein hochgewachsener, schlanker Mann löste sich aus der Menge, lief am Zuge entlang.

Es war George. Nicht Achim.

Sie war auf seine List hereingefallen . . .

Langsam, suchend kam er heran, sein lauernder Blick huschte über die Fenster. Die Hände hatte er in den Taschen seines hellen Mantels, den Hut wie immer ins Gesicht gezogen.

Sie rührte sich nicht. Sie konnte sich nicht rühren. Jetzt . . . jetzt hatte er ihr Fenster erreicht . . . er starrte zu ihr hinauf . . . sein Blick suchte . . . dann ging er langsam weiter. Sie schrie leise auf. Es war doch nicht George — es war Achim. Wahnsinn, die Aehnlichkeit zwischen den beiden Brüdern! Achim hatte sich den Bart abnehmen lassen. Die Wangennarbe war zum Vorschein gekommen.

Er hatte ihren Aufschrei gehört. Er riß ihn herum. Und wieder blickte er zu ihr empor. Da erkannte er sie. Seine finsteren Züge lockerten sich auf, ein schmales Lächeln huschte um seinen Mund, das Lächeln, das sie schon kannte.

Er streckte ihr die Hand entgegen und sagte leise: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Als sie draußen auf ihn zutrat, fragte er heftig: „George ist doch nicht auch im Zug?"

Betroffen schüttelte sie den Kopf.

Da nahm er ihre kleine Handtasche und ging neben ihr her.

*

Draußen vor dem Bahnhof zeigte er auf ein Hotel.

„Ich habe dort ein Zimmer für Sie reservieren lassen. Ist es Ihnen recht?"

„Ja."

„Sind Sie sehr müde?"

„Doch, das bin ich."

„Trotzdem möchte ich Sie bitten, Fräulein Doktor Loon, eine Stunde noch mit mir beisammen zu sein."

„Gut. Aber wo?"

Statt einer Antwort rief er eine Autodroschke an. Während der Fahrt sagte er kein Wort. Konstanzes Herz klopfte in wildem Aufruhr. Was wollte er von ihr? Was sollte sie ihm helfen? Sie blickte durch die Scheibe, sie fühlte, daß er sie von der Seite musterte. Ein Schauer durchzuckte sie. Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Brüdern war phantastisch — nur der Gesichtsausdruck ein wenig verschieden.

Aber die gleiche Haltung, die gleiche Figur, die gleiche laloppe Art, sich anzuziehen. Selbst der Stimmklang war sehr ähnlich — nur bei Achim etwas dunkler, schwebender. Es fehlte die Härte.

Schon nach kurzer Fahrt hielten sie und stiegen aus. Eine breite Chaussee lag vor ihnen. Dunkle Parkanlagen, einige Villen in großen Gärten, nur wenige Laternen. Blumenduft schlug ihnen betäubend entgegen.

„Ich wohne unten an der Elbe", sagte er, „wir müssen durch den Park hinuntersteigen."

Sie folgte ihm, völlig willenlos.

Schon nach wenigen Schritten erreichten sie eine schwachbeleuchtete Treppe, aus Steinstufen gehauen, die steil am tiefen Abhang hinunterführten.

Er ging voran, leichtfüßig, elastisch. „Ganz die Haltung von George!" schoß es Konstanze durch den Sinn. Und wieder lief ihr ein Schauer über den Rücken. Mühsam ging ihr Atem.

Nachdem sie ein Stück hinabgestiegen war, blieb sie stehen. Auch Achim zögerte.

Unter ihnen, in der Tiefe, lag das breite, schimmernde Band des Elbstromes, von mattem Silber übergänzt. Der Mond, eine weiße Scheibe, war gerade aus den Wolken hervorgetreten. Ein kleiner, dunkler Dampfer, nur schwach beleuchtet, zog über die Silberflut nach Hamburg.

Und wie Konstanze so hinunterblickte, begann der unerträgliche Druck von ihr zu weichen. Sie atmete freier. Achim Hartenau nur wenige Schritte unter ihr, rührte sie nicht; auch er betrachtete das schöne Bild des Stromes.

Einige Minuten später hatten sie einen schmalen Fußpfad erreicht, der sich wenige Meter oberhalb des Sandstrandes am Ufer entlangzog. An kleinen, idyllischen Villen und Landhäusern kamen sie vorüber, deren Fronten teilweise unmittelbar an schmalen Weg lagen. Konstanze sah in hellen Fenstern hinein; überall gab es friedliches Familienleben. Vor vielen Türen saßen alte Leute, die Männer rauchten in abendlicher Ruhe ihre Pfeifen. Wasser- und Teergeruch vermischte sich mit dem starken Duft der Blumen. Hinter den Gärten, die jenseits des Weges lagen und die steil gegen den Sandstrand abfielen, schimmerte die breite mondbeglänzte Elbstrom durch.

Eine Zeitlang gingen sie so nebeneinander über die Promenade von Oevelgaenne. Kein Wort wurde zwischen ihnen gesprochen.

Endlich hielt Achim vor der Tür eines halbländlichen Hauses. Es hatte nur ein einziges Stockwerk, grüne Fensterläden und gelben Oelanstrich. Es erschien Konstanze puppenhaft klein und zierlich, holländisch sauber und gepflegt.

Ein Messingschild an der grüngestrichenen Tür: Detlev Klüth, Hafenlotse a. D.

Das also war Achim Hartenaus „Versteck".

Die Fenster waren alle dunkel. Achim schloß vorsichtig und leise die Tür auf, knipste Licht an.

Eine kleine, wasserblau getünchte Diele mit sehr niedriger Balkendecke. Ein paar alte Familienbilder und Segelschiffsmodelle, die sehr zierlich in Wasserflaschen eingebaut waren, hingen an den Wänden. Von hier aus stiegen sie eine steile Treppe nach oben. Die Holztreppe knarrte. Achim sagte leise:

„Es schläft schon alles."

Oben im Stockwerk schloß er eine Tür auf. Doch bevor er sie öffnete, sagte er — und seine Stimme hatte plötzlich einen heiteren Klang:

„Sie wissen, was sie bei mir finden?"

Sie nickte.

Da öffnete er die Tür, griff zum Lichtschalter. Eine Glühbirne, die ohne Beleuchtungskörper an der Decke hing, flammte auf. Konstanze blieb erstarrt stehen.

Ein weiter Raum mit niedriger Decke. Doch nirgends war ein Möbelstück zu sehen. Die Wände waren dicht behängt mit Bildern, von denen man allerdings weiter nichts als die Rahmen sah — die bemalten Wandflächen waren durch grünseidene Vorhänge verdeckt — für jedes Bild ein besonderer Vorhang. So dicht hingen die Gemälde, daß man nirgends etwas von der Tapete sah. Vom Boden bis zur Decke, an allen vier Wänden Bild an Bild, Rahmen an Rahmen: schwere goldgeschnitzte, schwarze aus Ebenholz und schmalsilberne.

In einer Ecke stand eine Staffelei. Auch darauf ein Bild ein schwarzer Seidenfetzen hing über der Leinwand.

(Fortsetzung folgt)

# CHINA wie es ein Deutscher sah

## Erlebnisse im Fernen Osten

von Ernst von Kriegstein

3. Fortsetzung

Aber die englisch-amerikanische Gewohnheit, daß man nicht, wie wir das in Deutschland tun, zur Linken einer Dame geht, sondern stets an ihrer dem Fahrdamm zugewandten Seite, ist nicht immer streng durchgeführt. Selbstverständlich ist, daß man beim Besteigen eines Verkehrsmittels oder beim Betreten eines Raumes einer Dame den Vortritt läßt. Dies sind alles einfache, primitive Höflichkeiten, die als Selbstverständlichkeiten angesehen werden und von denen wir manche auch ruhig in Deutschland übernehmen könnten, um auch in dieser äußerlichen Form der Frau als Mutter mehr Ehre zuteil werden zu lassen, als es mitunter geschieht.

Wenn man nach China kommt, ist das erste, was einem gesagt wird: Du mußt an einem der Tage von Dienstag bis Freitag in der Zeit von 5—7 Uhr nachmittags Besuch machen, und zwar bei allen verheirateten Kameraden und Vorgesetzten des Büros, in dem man tätig ist. Diese Besuche macht man in gewöhnlichem Straßenanzug. Verständlich wird sein, daß man es als Besucher manchmal ganz gern sieht, wenn der Boy erklärt: „Missy no have got" (Die Dame des Hauses ist nicht anwesend). Diese eigenartige Ausdrucksweise entstammt dem in China üblichen Pidgin-Englisch, das dem Neuling schwer verständlich ist und oft recht komisch wirkt. Uebrigens: der „Boy", das ist die Persönlichkeit, die in jeder Familie, sowohl in den europäisch-amerikanischen wie in den chinesischen, etwa die Rolle unserer Hausangestellten spielt. Für schwere Arbeit ist noch eine besondere Hilfskraft, der Kuli, vorhanden. In vielen Fällen hat man ferner einen besonderen Koch und eine „Amah", eine Kindermärterin, meist eine einfache, ältere Chinesin, die die Beaufsichtigung der Kinder übernimmt. Der Boy nimmt, wenn „niemand zu Hause ist", die Besuchskarte in Empfang, und dann hat man seine Pflicht erfüllt und kann in den nächsten ein bis zwei Monaten auf eine Einladung zu einem Abendessen rechnen. Das ist alles genau so, wie es in Deutschland früher gang und gäbe war, sich aber allmählich durch die Umstände der Zeit verloren hat.

### Beruf und Freizeit

Als die Zahl der Ausländer in China noch beschränkter war, war es in deutschen Gemeinden üblich, daß ein neu herauskommender jüngerer Herr erst bei allen Firmen sozusagen herumgereicht wurde, d. h. in das Office, wie man zum Büro dort sagt, der anderen Firmen ging und dem Chef den Mitarbeiter vorgestellt wurde. Daß die Junggesellen sich in der ersten Zeit um einen Neuankömmling besonders kümmern, ist selbstverständlich. Man hilft beim Suchen der Wohnung, zeigt die Kinos, die Tanzplätze, die Unterhaltungsstätten, man gibt ihm Rat, wo er dieses oder jenes am besten kauft, hilft seinen meist noch schwachen englischen Kenntnissen nach, kurz, man bemüht sich, so gut es geht. Nach der Bürozeit geht man manchmal zu einem „drink", in den Klub oder in irgendein Restaurant. Im Tiensin ist es so beinahe Tradition, zur deutschen Konditorei von Kießling & Bader zu gehen, wo man nachmittags auch Angehörige anderer Nationen antrifft. In Tsingtau geht man ins deutsche Café Flöfel, in Schanghai zu Fiedler oder zu Leinemann. Man trinkt einen Whisky-Soda, einen Ginger-Ale, das ist eine Ingwer-Limonade, oder Bier, dazu ißt man Sandwiches, das sind belegte Brote. In der Mittagszeit pflegt man nach Hause zu fahren, um sein „Tiffin", wie dort das Mittagessen genannt wird, einzunehmen. Dazu muß man wissen, daß in die Miete eines möblierten Zimmers oder eines Zimmers in einem „Boarding house" die Verpflegung eingeschlossen ist. In China fährt man also mittags nach Hause, geht nicht wie bei uns meist in das nächste Restaurant. Die übliche Geschäftszeit ist von 9—12 und von 2—5, eine Zeit, die durch das Klima bedingt ist. So bleibt für das Mittagessen und fürs Ausruhen nach unseren Begriffen reichlich Zeit. Leider steht die Praxis anders aus, da die Zeit von zwei Stunden in manchen heißen Sommer von Eisolung nicht ausreicht. Der Schlaf ist infolge der tropischen Hitze so gering, daß er keine Erholung gibt. Man wacht schweißgebadet auf und weiß oft im Augenblick gar nicht, daß man schon einen Vormittag der Arbeit hinter sich hat. Ein Königreich würde man geben, wenn man weiterschlafen könnte!

### Man braucht nicht bar zu zahlen

Eigenartig ist das angenehme und großzügige „Chit"-System. In Geschäften, im Restaurant, beim Tanzlee zahlt man nicht bar, sondern läßt vom Boy einen „Chit" bringen, d. h. man setzt unter die Rechnung Namen und Firma. Der Boy bekommt ein kleines Trinkgeld in bar. Die „Chits" werden am Monatsende ins Office gebracht, wo man sie mit einem Bankscheck oder bar bezahlt. Dieses System beruht eigenartig, aber die Weißen wurden für unbedingt ehrlich und kreditfähig angesehen, es war auch selbstverständlich, daß man seine Verpflichtungen erfüllte oder daß die Firma eintrat, um das Ansehen, das „face", zu wahren. Durch die unerhörte Bevandlung, die unsere ehemaligen Gegner im Kriege auch draußen gegen uns anwandten, durch das Elend der russischen Flüchtlinge und die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise machten sich aber allmählich mehr und mehr Fälle bemerkbar, in denen Weise das Chit-System zu Betrügereien ausnutzten. Heute kann man deshalb vom Chit nur noch Gebrauch machen, wenn man gut bekannt ist.

### Das Verhältnis der Nationen untereinander

Charakteristisch ist, daß die Deutschen und Engländer erst kürzlich ein Frontkämpfertreffen in Schanghai hatten, unter dem Vorsitz des stellvertretenden deutschen Generalkonsuls. Solange das Versailler Diktat bestand, lehnten die nationell denken Deutschen es ab, in sogenannten „Volunteer-Corps" Dienst zu tun. Dieses Corps setzt sich aus Angehörigen aller Nationen zusammen und dient zum Schutz des internationalen Gebietes in Schanghai. Die Franzosen haben keinen Teil daran, sie schützen ihre Konzession selbst. Nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler sind auch in dieser Beziehung die bestehenden Schranken für Deutschland gefallen. Dem Volunteer-Corps ist angegliedert ein bezahltes Regiment russischer Truppen, d. h. Weißrussen. Dieses ist ständig unter Waffen. Das findet seine Erklärung darin, daß es sich meist um ehemalige zaristische Offiziere handelt, die brotlos geworden sind.

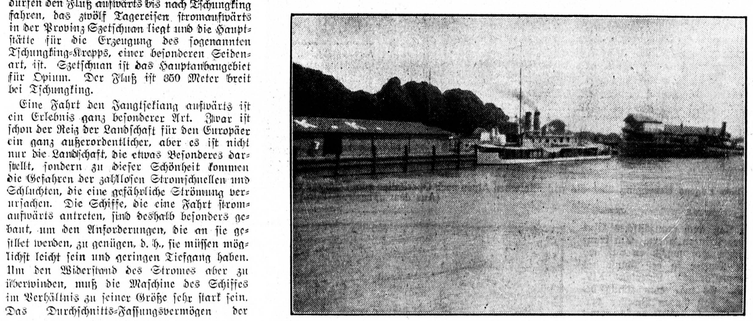
Das russische Elend führte auch dazu, daß bald nach der russischen Revolution in den Kabaretts Chinas Russinnen als Tanzmädchen auftauchten. Auch dies hat das Ansehen der Weißen in China leider stark herabgesetzt. Das hat dahin geführt, daß im allgemeinen ein Weißer in China eine Russin nicht heiraten kann, abgesehen von den Fällen, wo es sich um gesellschaftlich hochstehende Frauen handelt. Ebenso ist es für einen Weißen unmöglich, eine Asiatin zu heiraten, wenn er sich nicht außerhalb der weißen Gesellschaft stellen will.

Welch ein Gegensatz hinsichtlich der Frauen der Gesellschaft in China besteht, das kann man an einem eigenartigen Beispiel klar machen. In Tientsin wurde in einem festlich beleuchteten großen Theatersaal ein überaus künstlerisches englisches Konzert flach empfunden vorgetragen, von einem snobistischen, reichen Publikum in ballhafter Abendtoilette, mit Brillanten behängt, mit rasendem Beifall überschüttet. Und der Gegensatz: ein Winterkonzert in der Gordon-Hall Tientsins von einem russischen gemischten A-capella-Chor. Vortragende und Zuhörer in ärmsten Gewändern. Schlicht und einfach wurde aus innerstem Herzen das eigene Schicksal und das eigene Leid mit wahrer Inbrunst, Andacht und Größe besungen. Gerade diese Andacht und diese Inbrunst ließen keinen Beifall aufkommen, und man fühlte sich klein gegenüber dem, was sie durchmachen mußten, die dort auf der Bühne sangen. Und seit wie in einem Gottesdienst glaubte man sich ergriffen von der Reinheit und Schlichtheit, und deutlich erkannte man, daß des Lebens Höchstes niemals im Irdischen lag und liegen wird.

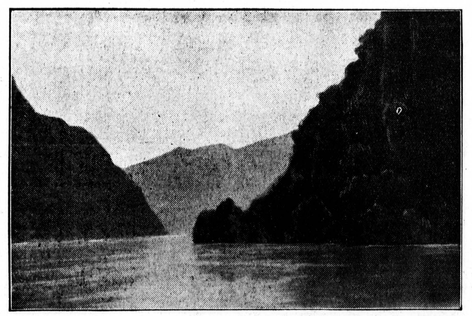
## Die gefährliche Schönheit des Jangtsekiang

**Der Jangtsekiang ist einer der größten Ströme Chinas, ja der ganzen Welt. Seine Mündung ist 85 Kilometer breit, so daß man, vom Meere kommend, überhaupt nicht merkt, daß man sich im Bereich eines Stromes befindet. Im Flußlauf, von der Mündung aufwärts, befinden sich zahllose Inseln, die teilweise auch bewohnt sind. Ausländische Schiffe dürfen den Fluß aufwärts bis nach Tschungking fahren, das zwölf Tagereisen stromaufwärts in der Provinz Szetschuan liegt und die Hauptstätte für die Erzeugung des sogenannten Tschungking-Krepps, einer besonderen Seidenart, ist. Szetschuan ist das Hauptanbaugebiet für Opium. Der Fluß ist 350 Meter breit bei Tschungking.**

**Eine Fahrt den Jangtsekiang aufwärts ist ein Erlebnis ganz besonderer Art. Zwar ist schon der Reiz der Landschaft für den Europäer ein ganz außerordentlicher, aber es ist nicht nur die Landschaft, die etwas Besonderes darstellt, sondern zu dieser Schönheit kommen die Gefahren der zahllosen Stromschnellen und Schluchten, die eine gefährliche Strömung verursachen. Die Schiffe, die eine Fahrt stromaufwärts antreten, sind deshalb besonders gebaut, um den Anforderungen, die an sie gestellt werden, zu genügen, d. h., sie müssen möglichst leicht sein und geringen Tiefgang haben. Um den Widerstand des Stromes aber zu überwinden, muß die Maschine des Schiffes im Verhältnis zu seiner Größe sehr stark sein. Das Durchschnitts-Fassungsvermögen der Schiffe der amerikanischen Yangtse-Rapids-Company z. B. beträgt 335 Tonnen, und die Maschine leistet 3000 Pferdestärken, was ein ganz ungewöhnliches, aber durch die besondere Notwendigkeit bedingtes Verhältnis ist. Der Tiefgang solcher Schiffe beträgt etwa 6 Fuß, also zwei Meter.**



**Japanisches Stromschnellen-Kanonenboot auf dem Jangtsekiang**



**Stromschnellen auf dem Jangtsekiang**

### Stromschnellen und Schluchten

Begleiten wir ein solches Schiff auf seiner Fahrt von Schanghai, das an dem Mündungsfluß Whangpoo liegt, nach Tschungking. Unterhalb des aus dem chinesisch-japanischen Krieg 1932 bekannten stärksten chinesischen Forts Woosung erreichen wir den Jangtsekiang und fahren nach etwa zweitägiger Fahrt an Nanking vorbei, der Hauptstadt des heutigen Zentralchinas. Wir fahren weiter vorbei an Hankau und sind nach Hunderten von Kilometern in Itschang, wo die eigentliche Stromschnellen- und Schluchtenfahrt beginnt. Bis hierher war die Landschaft verhältnismäßig noch eintönig. Das schmutziggelbe Wasser des Jangtsekiang fließt mit rascher Strömung an den Ufern von ausgedehnten Reisfeldern entlang, meilenweit dehnen sich die Weizenpflanzungen aus. Das weite Tal des Flusses ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit, Wasserbüffel drehen Schöpfräder, mit denen das Wasser des Flusses auf die Felder gepumpt wird. Reis braucht sehr viel Feuchtigkeit und muß ständig unter Wasser stehen. Ab und zu sieht man auch Kühe und schwarze Schweine auf den Feldern. Eigenartig ist es, daß, je weiter man stromaufwärts kommt, die Segel der chinesischen Dschunken weiß oder gelblich werden, während sie am unteren Jangtsekiang dunkelbraun sind. Merkwürdig wirken auch Boote, die von 20 und mehr Ruderern vorwärts getrieben werden. Auch Treidler sieht man an den Ufern entlangziehen, vielen Motor- und Dampfschiffen amerikanischer, englischer oder japanischer Nationalität begegnet man, auch Kanonenbooten dieser Nationen.

Plötzlich ändert sich während der Fahrt die Landschaft wie durch Zauberei. Die flachen, ausgedehnten Ufer verschwinden und machen einer felsigen Landschaft Platz, durch die man mit Unterbrechungen vier Tage fährt. An jedem Tag wird eine bestimmte Strecke gefahren; es muß ein ganz bestimmtes Ziel am Tage erreicht werden, weil nur bestimmte Ankerplätze vorhanden sind, die also unbedingt erreicht werden müssen, während sonst überall die Felsen sich nach unten in das Wasser verjüngen und jede Möglichkeit zum Ankern ausschließen. Die Felsmassive fallen manchmal 200 bis 300 Meter steil zum Fluß ab, dahinter steigen die Berge dann bis 1000 Meter auf. An den Felsen kleben gleichsam Hütten der chinesischen Bevölkerung. Bei plötzlichem Steigen des Flusses während der großen Ueberschwemmungen werden diese armseligen Häuser oft von den Wassermassen weggerissen, aber man baut sie trotz der bekannten Gefahren aus alter Anhänglichkeit immer wieder an der gleichen Stelle auf.

### Gefährliche Fahrt

Zwischen rauschenden Wassermassen bahnt sich das Schiff schwer kämpfend seinen Weg stromaufwärts. Ständig sind auf der Brücke zwei oder drei Lotsen. Die Verständigung mit der Maschine ist eine ganz ungewöhnliche, aber durch die besondere Notwendigkeit bedingte Verhältnis ist. Der Tiefgang solcher Schiffe beträgt etwa 6 Fuß, also zwei Meter.

Das Fahrwasser ist ständig wechselnd, ein falsch verstandenes Wort könnte das Schicksal des Schiffes in der unheimlich rauschenden und schnell dahinschießenden Strömung in wenigen Minuten besiegeln. Man glaubt manchmal, daß die Schiffsleitung selbst den Weg nicht kennt, wenn man beobachtet, wie für Minuten auf der rechten Seite des Flusses gefahren wird, wie das Schiff dann plötzlich zur linken Seite kehrt, dann wieder in der Mitte usw. Aber alles dieses ist notwendig, um die manchmal nur wenig unter der Wasseroberfläche liegenden Felsen zu umschiffen. Würde man auf einen solchen Felsen auflaufen oder ihn nur berühren, so wäre das Schiff verloren. Die oben erwähnte amerikanische Schiffsgesellschaft hat z. B. in einem einzigen Jahre vier Schiffe verloren. Eines davon sank innerhalb von vier Minuten und nahm 40 Menschen mit in die Tiefe. In der Zeit des Wasserreichtums, das ist in den Monaten September bis Oktober etwa, steigt das Wasser beträchtlich, bis zu 30 Meter, aber in der Trockenheit trocknet der Fluß so aus, daß mitten im Fluß Pferderennen abgehalten werden können. (Forts. folgt.)

# Prinz Eugen der edle Ritter

*Zu seinem 200. Todestage am 21. April*

Wir kennen den „edlen Ritter" aus dem alten Volkslied, das uns von der Belagerung und dem Fall Belgrads erzählt und den Prinzen von Savoyen als den Sieger verherrlicht. Daß dieses Volkslied überhaupt entstanden ist, mehr noch: daß es heute noch gesungen wird im Volke, ist allein schon entscheidendes Urteil. Aber der Prinz und kaiserliche Feldherr ist nicht nur der Held, der wie selten ein Großer sich ein Denkmal im Herzen des Volkes gesetzt hat, er ist darüber hinaus einer von den wenigen, die im Lichte der Geschichte unantastbar dastehen. So fällt kein Schatten auf seine Kriegsführung, die Friedrich der Große seine Lehrmeisterin nannte, auf seine Diplomatie, die nicht im gleichen Maße genial, aber immer ehrlich, aufrichtig und darum erfolgreich war, auf sein edles Menschentum, das auch in den Zeiten größter Machtfülle, sein Ideal im Dienst am Größeren, an der Idee, am Staate, an der Geschichte sah. Er, der eine Königskrone (die von Polen) ausschlug, trug Zeit seines Lebens unter dem Panzer nur einen braunen Rock mit Messingknöpfen, was ihm den Namen „der kleine Kapuziner" im Volksmunde eintrug. Unansehnlich war er von Gestalt, der in über dreißig Feldzügen unbesiegt blieb und „der heimliche Kaiser des Reiches" hieß. Zum geistlichen Stande bestimmt, ward er ein Kriegsheld, den Napoleon unter die sechs größten der Geschichte zählte.

Es ist ein seltsamer Weg, den Prinz Eugen gehen mußte. Von Geburt ist er Italiener, ein Sohn des Prinzen Ernst Moritz von Savoyen-Carignan und der Gräfin Olympia Mancini. Diese war eine Nichte des Kardinals Mazarin;

Prinz Eugens Uebergang über die tridentinischen Alpen nach Oberitalien zum Feldzuge von 1702
(Aus dem „Theatrum Europaeum")

also floß auch französisches Blut in des Prinzen Adern. Am französischen Hof wuchs er auf, wo seine Mutter in der Gunst des „Sonnenkönigs" Ludwigs XIV. stand. Es war vom König bestimmt, daß Eugen Priester werden sollte, so erhielt er schon mit zehn Jahren den Titel und die Einkünfte eines Abbé. Eugens Mutter fiel aber in Ungnade beim König, und als der junge Savoyer mit achtzehn Jahren eine Offiziersstelle in der französischen Armee forderte, wurde ihm die rundweg abgeschlagen. Da ihm jede Aussicht am französischen Hof genommen war, entschloß sich Eugen im Jahre 1683, seine Dienste dem deutschen Kaiser anzubieten. Das war eine jener Sternstunden des Abendlandes, in denen sich die Schicksale ganzer Völker entscheiden. Und hier ging die Entscheidung um Europa.

Die europäische Situation ist in diesem Augenblick kurz folgende: Vor fünfunddreißig Jahren erst wurde der Westfälische Friede zu Münster und Osnabrück geschlossen, der dem Großen Deutschen Reich einen letzten Todesstoß versehen sollte. So war das Reich im Verfall, und Frankreich gedachte, daraus für sich Vorteile zu ziehen. Seine Augen richtete es auf die deutschen Rheinlande und die Niederlande. Der „Sonnenkönig" war sich seiner Sache sehr sicher, denn im Osten bedrohten die Türken das Reich, belagerten Wien . . . Die Entwicklung schien unaufhaltsam: Völlige Auflösung der mitteleuropäischen Großmacht des Reiches, Frankreich übernimmt die Vormachtstellung im christlichen Abendlande.

Dieser Entwicklung aab die Person und das geniale Werk des Prinzen Eugen eine entscheidende Wendung. Es ist mehr als symbolisch, daß er seine ersten Sporen sich im Kampfe gegen die Türken bei der Befreiung Wiens im Jahre 1683 verdiente, wo seine persönliche Tapferkeit in das hellste Licht gerückt wurde. Tatsächlich wurde Wien entsetzt und das Abendland gerettet. Aber damit war die türkische Großmacht noch nicht vernichtet. Eugen machte in den folgenden Jahren die Kriegszüge unter Karl von Lothringen mit, die der Verdrängung der Türken galten. Bei Ofen erhielt er die erste Verwundung. 1696 übernahm Prinz Eugen dann den selbständigen Oberbefehl gegen die Türken. Er beendigte diesen Feldzug mit dem überraschenden Sieg von Zenta (1697), durch den er die Türken entscheidend aufs Haupt schlug. Ueberall huldigte ihm die christliche Bevölkerung als dem Erretter vor osmanischer Bedrängnis.

Die folgenden Jahre bringen zu dieser Entscheidung eine neue: Wer erbt die spanische Erbfolge? Frankreich erhebt Anspruch. Habsburg hat wohl das größere Recht. Das berühmte „europäische Gleichgewicht" steht auf dem Spiel, wenn Frankreich das Recht auf die spanische Krone und damit auf die großen Erblande und die reichen Kolonien erhält. In

Prinz Eugen von Savoyen (Nach dem Gemälde von Jakob 1720)

dem Augenblick interessiert sich auch England und verbündet sich unter seinem Feldherr Marlborough mit dem Kaiser. Der Prinz unternimmt im Jahre 1701 einen für unmöglich gehaltenen, kühnen Uebergang über die Alpen, überrascht und schlägt die Franzosen in Norditalien. Drei Jahre später übernimmt er den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen in Deutschland und schlägt die Franzosen vernichtend bei Höchstedt. Die folgenden Jahre sehen ihn wieder in Norditalien, bringen ihm den großartigen Sieg bei Turin, der mit der völligen Verdrängung der Franzosen aus Italien endet. Dann kämpft er gemeinsam mit Marlborough in den Niederlanden, dringt vor und wäre wohl auch in Paris einmarschiert, wäre nicht die englische Kriegspartei gestürzt und damit Marlborough abberufen worden. Der Friede von Rastatt machte diesem Kriege ein Ende, der zum erstenmal auch Eugens große Staatskunst offenbar werden ließ.

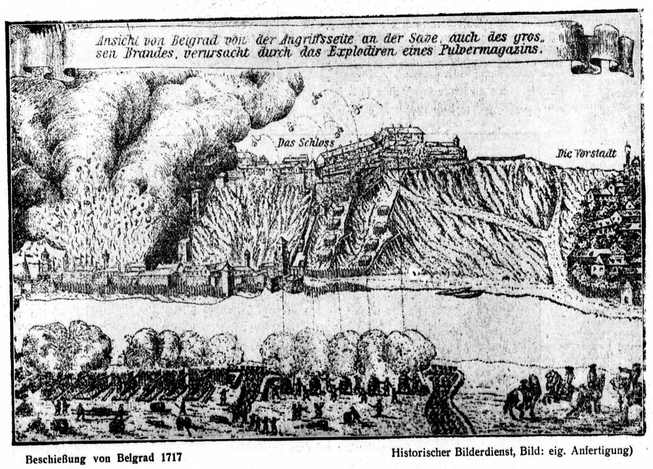
Das alles hört sich natürlich sehr einfach an. Man muß aber bedenken, daß Eugen vielfach unter den ungünstigsten Umständen seine Kriege führen mußte. Der Gegner hatte einen straffen zentralen und unbedingt gültigen Oberbefehl; große Geldmittel, geordnetes Heerwesen, ausreichende Reserven. Das alles mußte der Prinz in der kaiserlichen Armee erst schaffen, die sich aus vielen Fürsten Söldner zusammensetzte, deren Ausrüstung und Verpflegung durch Jahre hindurch vernachlässigt war. Aber auch das hat der Prinz durch die Kraft seines persönlichen Einsatzes überwunden; er schuf dem Kaiser ein Heer, das diszipliniert war und der Führung blind vertraute.

Noch einmal sollte des „edlen Ritters" Kriegsruhm hell aufleuchten. Wieder drohte ein Türkenkrieg, und der Prinz wollte nun einen Vernichtungsfeldzug führen, um den Mongolen endgültig den Geschmack am Abendlande zu verderben. 1716 schlägt er die großen Schlachten bei Petrwardein und Temesvar, und 1717 erobert er die Feste Belgrad ein Sieg, von dem noch heute das Volkslied kündet. Damit ist die Kraft der Türken endgültig gebrochen. Der Passarowitzer Friede macht endlich auch diesem Kriege im Jahre 1718 ein Ende. Das Königreich Ungarn wurde neu und endgültig mit Habsburg verbunden. Das Abendland war von den Türken befreit, deutschem Kolonisatorendrang — und das ist nicht das letzte Verdienst des Prinzen — war das Tor nach Südosten aufgestoßen.

Endlich kamen dann die langersehnten Jahre der Ruhe und des Friedens für den Feldherrn. Diese Jahre verbrachte er in Wien und auf seinen Landgütern, er wurde ein großer Förderer der Künste, vor allem der Baukunst, und der Wissenschaften. So unterbleibt es beispielsweise rege Beziehungen zu dem Philosophen Leibniz, der dem Feldmarschall seine berühmte Monadenlehre widmete.

Aber Prinz Eugen sollte dennoch nicht sein Leben in Ruhe beschließen. Der Siebzigjährige ging noch einmal ins Feld, als um die polnische Krone ein Krieg mit Frankreich entbrannte. Zwei Jahre dauert er auf, in der Nacht vom 20. zum 21. April, ist der große Feldherr dann, nachdem er den Abend noch mit seinen Freunden verbracht hatte, in die Ewigkeit eingegangen. Im Stephansdom zu Wien hat er sein Grab gefunden. Was er der Nachwelt hinterließ, war ein ungeheures staatspolitisches Werk und ein bei Freund und Feind ungeteilt freundliches Andenken.

J. J. L.




Beschießung von Belgrad 1717 Historischer Bilderdienst, Bild: eig. Anfertigung)

# Der See der Geheimnisse

## Der Tana-See, die Quelle des Blauen Nils

Am Ufer des Tana-Sees

Schon Monate vor Beginn des italienischen Unternehmens gegen Abessinien konnte man in der Weltpresse ein immer wiederkehrendes Schlagwort „Tana-See" lesen. Obwohl noch weit entfernt vom Schuß, stand er damals bereits im Mittelpunkt der Meinungsverschiedenheiten und noch mehr der diplomatischen Diskussionen. Ueber dem militärischen Unternehmungen, über dem Fall von Makalle und Adua, über dem Bombardement von Dessie wurde er allmählich wieder vergessen, nicht zuletzt deshalb, weil zwischen ihm und der italienischen Front ja noch ein riesiger, nach Hunderten von Kilometer zählender Raum klaffte, der erst durch einen ganzen Feldzug überwunden werden mußte. Aber nun ist dieser Raum überschritten. Seit Tagen steht die italienische Vorhut nur noch wenige Kilometer vom Tana-See entfernt. Auf einmal erscheint sein Name in der Oeffentlichkeit, das Tana-See-Problem ist wieder aktueller, wieder brennender denn je.

### Inmitten von vulkanischen Bergen

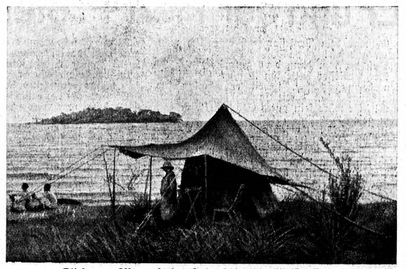
Der Tana-See liegt im abessinischen Hochland in 1755 Meter Meereshöhe, die ungefähr der Höhe der Oberengadiner Seen entspricht. Seine Entstehung verdankt er einem Kesselbruch, womit die Wissenschaft einen ringförmigen Erdeinbruch bezeichnet. 3600 Quadratkilometer groß erreicht er eine Tiefe bis zu 72 Meter. Inmitten von vulkanischen Lavaen und fruchtbaren Hochebenen gelegen, umgeben ihn Mythos und viele Sagen. Die geringe Kenntnis, die man bis jetzt von ihm hatte, beruht nicht zuletzt auf der geheimen Scheu der Abessinier selbst, die den Fremden von näheren Erkundungen abhalten. Auf einer riesigen Wasserfläche ruhen zahlreiche Inseln, die mit einem dichten Urwald bedeckt sind, und in deren Mitte jahrhundertealte koptische Klöster in stiller Weltabgeschiedenheit träumen. Teilweise dienen sie zur Aufnahme für in Ungnade gefallene hohe kirchliche Beamte. Die größte von ihnen heißt Deck. Sie umfaßt 40 Quadratkilometer und birgt besondere religiöse Geheimnisse. Die Ufer sind der Sitz zahlreicher wilder Stämme, die ausschließlich von der Jagd auf Nilpferde leben.

Was den Tana-See weit über die anderen afrikanischen Seen heraushebt, ist seine entscheidende wasserwirtschaftliche Bedeutung. Der Tana-See speist den Blauen Nil, die gewaltige Lebensader des Baumwollandes Sudan und unmittelbar auch Aegyptens. Wer seinen Quell beherrscht, der beherrscht auch das Wohl und Wehe dieses großen Rohstoffgebietes des englischen Imperiums. Seine Bedeutung ist ungleich größer als die des Weißen Nils, mit dem er sich später vereinigt.

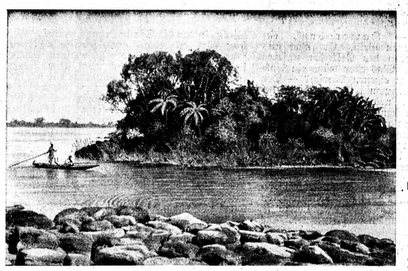
### Der wertvolle Schlamm

„Blau", hat der Europäer das Wort der Eingeborenen übersetzt. Es heißt aber in seinem ursprünglichen Sinn „dunkel", denn das Wasser des Blauen Nils ist schlammgeladen. Und dieser Schlamm ist es, der die Fruchtbarkeit des ganzen Niltals, also auch Aegyptens, bedingt.

Mit gewaltiger Wucht strömt der Blaue Nil im Sommer zu Tal. Obwohl sein Lauf stark gekrümmt ist, und so der Lauf des Wassers unzählige Male gebrochen wird, befiel er noch eine ungeheure Gewalt. 1700 m hoch liegt der Tana-See, aber im Laufe von nur etwa 100 Kilometer fällt der Blaue Nil um 1300 Meter. An seinem Anfang steht der große Wasserfall, der den größten Wasserfällen der Erde fast um nichts nachsteht. Dann kommt eine 900 Kilometer lange Felsschlucht, wie sie eigentlich nur Nordamerika in seinen Cañons kennt. Sie ist hier noch nie von eines Weißen Fuß betreten worden. Gewaltige Basaltfelsen stürzen 1000 m hoch steil in die Tiefe. Eine Temperatur von 40 Grad herrscht Tag und Nacht. Flußpferde und Krokodile bevölkern hier den Fluß. Auch in der Ebene des Sudan ist der Fluß auf weite Strecken hin noch unschiffbar.



Blick vom Ufer auf eine der geheimnisvollen Inseln, die Klosterinsel Mitraha



Der Ausfluß des Blauen Nils bei Bahr Dar

### Wer den Fluß beherrscht . . .

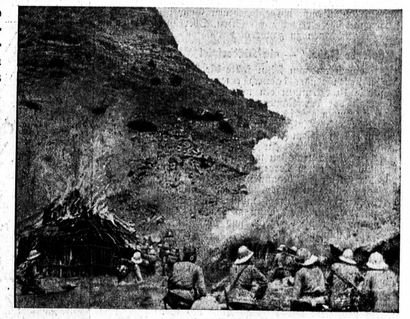
Schon in früher Zeit versuchte der Mensch sich von der Naturerscheinung der Nilschwelle unabhängig zu machen oder sie zumindest zu beeinflussen. Schon die alten Aegypter bauten Stauwerke, um das lebenspendende und fruchtbare Hochwasser auf möglichst große Gebiete zu verteilen und um auch in der trockenen Jahreszeit den Feldern hinreichend Wasser zu bringen. Das bedeutendste Staubecken dieser Art war das des Möris-Sees, der südwestlich von Kairo lag. Dort hinein ließ man bei Hochwasser den Ueberfluß Oberägyptens strömen, der dem unteren Aegypten nur zum Schaden gereicht hätte. Nahm das Wasser ab, dann gab der Möris-See einen wertvollen Zuschuß. Diese Arbeit der Aegypter haben die Engländer in ihren Staudämmen vollendet. Die Neuzeit hat aber noch gewaltigere Pläne reifen lassen, Pläne, von denen sich weder die alten Aegypter, noch die ersten europäischen Dammbauer etwas träumen ließen. Diese Pläne bestehen in dem Bau von Staudämmen am Tana-See selbst und am Oberlauf des Blauen Nils, die nicht nur die Wasserzufuhr noch besser als bisher regeln, sondern auch ungeheure Kraftquellen erschließen würden. Die Ausführung dieser Pläne könnte der Wirtschaft ganz Nordafrikas ein gänzlich neues Gesicht geben. Aus diesem Grunde ist es verständlich, wenn England schon seit langem sein Augenmerk auf den Tana-See richtete und bestrebt war, seinen Einfluß auf ihn zu sichern. Schon in dem bekannten Dreiervertrag von 1906 zwischen England, Frankreich und Italien hat England den Tana-See als sein Interessengebiet erklärt und sich das Recht vorbehalten, die Wasser des Tana-Sees zu regeln, sowie eine Autostraße nach dem Sudan zu bauen. Die heutige Gegenseite, Italien, hat durch den Mund ihres Regierungschefs wiederholt erklärt, daß sie diese englischen Interessen achten werde. Trotzdem ist das Tana-Problem undurchsichtiger denn je. Was wird geschehen, wenn italienische Truppen die Ufer des Tana-Sees in Besitz nehmen werden? Die vielen Geheimnisse, die der große malerische Bergsee besitzt, sind heute um ein neues, politisches, reicher geworden. Erst die nahe Zukunft wird den Schleier von diesem Geheimnis lüften und damit das Schicksal zweier großer Völker entscheiden.

Zu Chlorodont darf man getrost Vertrauen haben!

### Die Hochwasserzeit

Wenn unser europäischer Sommer zu Ende geht, dann beginnt die Hochwasserzeit des Blauen Nils. Bei Khartum, der Stadt, die mit der englischen Kolonialgeschichte so eng verbunden ist, strömt der Blaue Nil in den Weißen Nil. Die segenbringende Ueberschwemmung des ganzen Niltals wird hier oben eingeleitet. Bis November setzt sich dieser Vorgang fort, und in dieser Zeit befördert der Nil etwa zwei Drittel seiner gesamten Wassermenge nach Norden. Man spricht dann von der sogenannten „Nilschwelle". Das ganze Land Aegypten ob hoch oder niedrig, ob lange oder kurze Zeit während, bestimmt den Ertrag der Ernte. Und jede Veränderung des Niveaus wird mit großen Festen gefeiert.

Am Ufer des Blauen Nils bei der Furt Sahale (1200 Meter ü. M.)
Man erkennt deutlich den canonartigen Charakter des Niltales



Rückzugsgefecht an der Nordfront

Auf ihrem Rückzug brennen die Abessinier Dörfer und Hütten nieder, um dem Gegner den Vormarsch nach Möglichkeit zu erschweren. Auf unserem Bild sieht man italienische Soldaten im Kampf mit der abessinischen Nachhut.
(Scherl Bilderdienst, K.)

# Filmtricks - ohne Illusion

*„Sonnenaufgang? - Sonnenuntergang rückwärts gedreht!" Warum die Alligatoren nicht bissen. — Filmhund Nut ist nicht weiß genug. — Wenn man sich im Film rasiert*

Tausend große und kleine Tricks zaubern die Welt der Illusionen im Film hervor. Aber wer kennt als Laie schon diese Kunststücke? — Hier werden einige von ihnen aus dem Schatzkästlein der flimmernden Wand von Hollywood verraten.

### Alligatoren — sehr schläfrig

Die Dschungeltreue mit John Boles und Wallace Beery mußte nun endlich steigen. Der Dschungelstrom war bereits dicht mit Alligatoren belebt. Durch ihn sollten Beery und Boles hindurchwaten.

Zum Glück für die Filmstars befanden sich die Alligatoren gerade in ihrer sogenannten Schlafperiode, in der sie sich durch eine ungewöhnliche Mattigkeit und Faulheit auszeichnen und nicht einmal nach Menschen schnappen. Für den Film aber mußten sie quicklebendig sein. So wärmte man einen Teil des künstlichen Dschungelstromes mit einer Dampfheizung so weit an, daß die Tiere munter wurden. Da aber, wo Beery und Boles durch das Wasser wateten, schmolz man eisig große Eisblöcke und erzeugte eine Temperatur, die auch den lebendigsten Alligator unangenehm ist. So konnte man Sicherheit und Gefahr, Dschungelhitze und Winterkälte auf engstem Raum vereinigt sehen, um den bewußten Filmstreifen zu drehen.

### Temperament unter der Oelspritze

Man bedauptet, daß der Filmdirektor Frank Lloyd seine grauen Haare erst seit jenem Tag habe, an dem er mit den Aufnahmen eines Films mit dem Titel „Unter zwei Flaggen" begann. Denn bei diesem Film klappte überhaupt nichts. Pferde gingen durch und rissen die Kulissen ein. Die Hälfte der Schauspieler wurde grippekrank.

Am teuersten aber wurde der Film dadurch, daß der Make-up-Mann jeden Tag fast zwei Stunden benötigte, um allen Schauspielern die im Manuskript vorgeschriebenen Schweißperlen mit der Oelspritze auf Stirn, Oberlippe und Augenbrauen zu zaubern.

### „Saufende Fahrt" — ein Kinderspiel

Bei einem anderen Film sollte die Illusion der schnellen Fahrt dadurch erzeugt werden, daß alle 10 Sekunden ein winziger Telegraphenmast vor der Kamera auftauchte. Ein sonst ungemein geschickter Mann hatte diese an sich kinderleichte Aufgabe auszuführen.

Nun fiel in diesem Film aber während dieser „Hochgeschwindigkeit" ein Schuß. Der Mann mit den Miniaturmasten war im Krieg gewesen und hatte einen Nervenschock davongetragen. Als der Schuß fiel, begannen die Telegraphenmasten plötzlich zu hüpfen, weil der Mann sich erschrocken hatte. 11 mal mußte diese Szene gedreht werden. Erst dann zuckten die Telegraphenmasten nicht mehr, und die Illusion war vollkommen.

### Naturfarben — unerwünscht

Es ist ja alles ganz einfach mit den Illusionen. Man muß es nur wissen. Aber wer weiß, daß ein Sonnenaufgang immer nur als — Sonnenuntergang gedreht und dann rückwärts projiziert wird? Das Licht des Sonnenaufganges genügt nämlich nicht den von der Photographie gestellten Anforderungen.

Und wenn man in einem Film Erdbeeren photographiert, dann muß man sie wohl oder übel mit einem ganz bestimmten Rot anmalen, damit sie nicht ausgesprochen grün erscheinen. — Nut, einer der besten Filmhunde von Hollywood, ist den Filmoperateuren bei weitem nicht weiß genug. Man färbt deshalb vor jeder Filmaufnahme seine Haare mit einem ganz leuchtenden, wundervollen Filmweiß.

Sogar der lebende Ochse genügt in seinen natürlichen Farben dem Filmoperateure nicht. In ihrer Naturfarbe sind sie nämlich durchweg zu rot. Will man sie filmen, so malt man ihnen ein schmutziges braunes Fell, das dann photographiert den richtigen Effekt erzeugt.

### Filmrasur mit Eierschaum

Eine eigene Wissenschaft, die schon in das Gebiet der höheren Chemie hineinragt, ist eines um den Rasiercreme entwickelt worden, wenn dieser in irgendeinem Film verwandt wird. Der richtige Rasiercreme trocknet nämlich zu schnell weg und wird so schnell hart, daß es für den Filmoperateure keine Freude ist, eine derartige Rasiercreme zu drehen.

Man stellt also einen chemischen Schaum her, der etwas an Eierschaum erinnert. Dieser Schaum wird übrigens auch benutzt, um in irgendeiner Pferdeszene dem Gaul den Schaum vor das Maul treten zu lassen.

Daß ein Wurm, der aus einem Apfel oder einem Stück Holz hervorkriecht, nie ein richtiger Wurm ist, dürfte auch dem Laien einleuchten. Dieses Würmchen ist aus Gummi und wird durch einen feinen Draht zum Filmleben erweckt.

Auch der Stacheldraht, der für Kriegs- und andere Szenen Verwendung findet, ist nicht ein wirklicher Stacheldraht, sondern aus — Gummi hergestellt, um ernste Zwischenfälle zu vermeiden, für die die Versicherungen der Filmfirmen nicht aufkommen. —

So reiht sich eine Illusion an die andere. Zum Schluß stehen wir einem fesselnden Film gegenüber — so wirklich und echt . . . Und dabei wurde sogar der Sonnenaufgang gedreht, als die Sonne unterging . . .

„Die Verlobten"
Ilse Petri und Kurt Fischer-Fehling im Euphono-film der Ufa „Ein seltsamer Gast" (Foto: Ufa)

# Er und der Herr Professor

Er war dem Professor doch eigentlich recht teuer gewesen!

Daß der ihm dann das antat!

Der Professor hatte ihn in allen Gesellschaften herumgeschleppt, soweit er nämlich sich überhaupt selbst bereit fand, solche zu besuchen! Er wäre sein gutes Stück, hatte er von ihm gesagt!

Und wirklich! Er sah auch so aus! Wenigstens die erste Zeit!

Da war er glänzend gefüttert und machte eine gute Figur!

Und der Professor hatte ihn auch gehegt und gehütet wie seinen Augapfel!

Dann aber kam eine Zeit, wo der Professor über wichtigen wissenschaftlichen Arbeiten seiner ganz vergaß!

Er benötigte ihn nicht, und da dachte er eben auch nicht mehr an ihn!

Wie das so manchmal geht!

Und da begannen für ihn traurige Jahre!

In einer armseligen Kammer, die voll war von allerlei unnützlichem Gerümpel, lag er nun elend und allein. Und sein Denken verfloß freudlos und sinnlos.

Wenn er sich daran erinnerte, wie stolz sich der Professor früher überall mit ihm gezeigt hatte, konnte er es sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß er ihn nun hier so einfach würde verkommen lassen!

Er war ganz zerknirscht!

Es hatte ihm zwar jemand, der es gut mit ihm meinte, ein Pulver eingegeben und ihn auch ganz nett und fortschrittig eingepackt, aber was sollte denn das alles!

Er fühlte sich doch gar nicht hinfällig, zum Teufel!

Er fühlte sich unglücklich, ja! Denn er hätte so gern teilgenommen am bunten, fröhlichen Leben und mußte nun hier 10 lange Jahre Trübsal blasen!

Er war ja gut aufgehoben, gewiß! Aber er fühlte doch, wie er älter wurde und manseligsicher, und er sah mit Schrecken, er wurde langsam grau!

Und doch gab er die Hoffnung niemals auf! Er wußte, irgendwann würde er doch wieder zur Geltung und zum Ansehen gelangen!

Und richtig!

Eines Tages stand der Professor dicht davor, gedruckt zu werden. Seine Arbeiten waren von einem Verleger so gut wie angenommen.

Und aufgeregt hierüber und hocherfreut, die endgültige Entscheidung zu erfahren und eventuell einen kleinen Vorschuß zu kassieren, mußte der Professor wohl oder übel auf einen Faschingsball sich begeben, wenn er den Verleger sprechen wollte. Denn der wollte sich dieses Vergnügen nicht nehmen lassen, das die Tobis-Rota-Film unter dem Titel „Konfetti" dem Publikum zu bescheren plante, und wo auch Hans Moser, Leo Slezak, Friedl Czepa zu finden sein würden.

„Herr Professor" Richard Romanowsky in dem Gloria-Film der Tobis-Rota „Konfetti"
(Foto: Tobis-Rota)

Und in diesem Augenblick der Not entsann sich der Professor endlich des armen, alten, vermotteten Salonrocks!

Und ließ ihn sein säuberlich wieder herrichten und aufpuppen und ging nach langer Zeit endlich wieder einmal mit ihm aus!

Und da die Unterredung mit dem Verleger überstanden war, vertraute er ihm sogar einen recht erklecklichen Vorschuß an, der Herr Professor Richard Romanowsky.

# Ein Film, ein Marsch und ein Rekrut

*Zwei kleine Episoden um den neuen Tonfilm „Soldaten - Kameraden"*

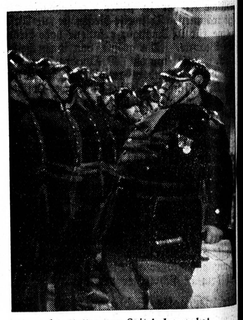
„Soldaten — Kameraden", ein neuer Film im neuen Geist. Er führt uns hinein in das Leben der Rekruten unserer jungen Wehrmacht. Was aber wäre ein Soldatenfilm ohne einen eigenen Marsch? — Der bekannte deutsche Komponist Robert Klüfsel bekam den Auftrag, neben anderen Kompositionen auch einen schneidigen Marsch „Soldaten — Kameraden" für den Film zu schaffen. Der Komponist machte sich an die Arbeit — und kurze Zeit darauf wurde der Marsch schon bei den Außenaufnahmen des Films in der Garnison Neuruppin von den Regimentstapellen gespielt und von den soeben eingezogenen und im Film mitwirkenden Rekruten des Jahrgangs 1914 aus vollen Kehlen mitgesungen.

In Gedanken versunken geht eines Morgens der Hauptmann über den Kasernenhof. Doch mit den Gedanken will es nicht recht klappen, denn eine Melodie klingt ihm von allen Seiten gepfiffen, in die Ohren. Sein Weg führt ihn an der Stube vorbei, in der gerade die Rekruten mit dem Reinigen der Gewehrläufe beschäftigt sind. Der neue Marsch, den die Filmleute mitgebracht haben, erleichtert ihnen fröhlich gepfiffen, die anfangs so schwere Arbeit. „Eigentlich nett", denkt er und geht weiter zur Stube, in der die Schuhe geputzt werden. Auch hier hört er, zwanzigfach gepfiffen, die ins Ohr gehende Melodie der schneidigen Komposition. Schon kommen sich auch seine Lippen, um ganz heimlich die Marschklänge vor sich hinzusummen. Doch als er zur Zeugmeisterei kommt und auch dort seine Schützlinge das Lied flöten hört, da ist es um seine Zurückhaltung geschehen. Restlos begeistert denkt er beim Weitergehen: „Das wäre eigentlich ein Marsch für unser Regiment." Die Musiker teilen seine Meinung, und noch am selben Tag wird die Klüfselsche Komposition nach Rücksprache mit dem Vorgesetzten zum Regimentsmarsch erklärt, und jetzt hat man ihn sogar zum Heeresmarsch gemacht.

„Soldaten — Kameraden", ein neues deutsches Marschlied, hat auf dem natürlichsten Wege „Karriere" gemacht.

Gutsl Starks-Eisetentbauer stellt sich in diesem Film als Rekrut vor. Er ist aus den Laufbahnschuhen herausgewachsen und präsentiert sich als frischer, lebendiger junger Mann. Gut steht ihm die graue Uniform, in der er jetzt als Schauspieler steckt, und die er im nächsten Jahr als richtiger Rekrut tragen wird. Diese Feststellung machten auch die Hauptleute dreier verschiedener Kompanien, die in Neuruppin die Aufnahmen beiwohnten. Und da allen dreien der Gutsl wohlbekannt war, äußerte jeder den Wunsch, bei sich den frischen Burschen als Vorbild für die ganze Kompanie ausbilden zu können. Keiner wollte nachgeben, so daß ausnahmsweise Gutsl einer der prominentesten deutschen Rekruten, die Entscheidung selbst treffen sollte. Er entschied sich für die Maschinengewehrkompanie der 48er und so sind die Hauptleute der Minenwerfer und Kraftfahrer mit betrübten Gesichtern zurück.

Der Film „Soldaten — Kameraden" ist für ihn die Generalprobe zum Militärdienst, und allen, die es hören wollen, sagt er mit strahlendem Gesicht: „Das kann i. Jahre i freu mi schon mächtig auf das Jahr in grauen Rock!"



Angetreten zur Spitzbubensuche!
Beim Dorfschneider ist in der Nacht eingestiegen worden. Wollte man sein Geld — er hat doch nie etwas — oder . . . hatte es ein verliebter junger Bursche auf die hübsche Marie abgesehen? Diese Frage beantwortet der neue Carl-Froelich-Film der Tobis-Europa „Wenn der Hahn kräht", der nach der gleichnamigen Bauernkomödie von August Hinrichs hergestellt wurde. Es spielen Heinrich George, Marianne Hoppe, Carsta Löck, Fritz Hoopts, P. W. Krüger, Hildegard Barbe, Hans Brausewetter u. a. (M. Tobis-Europa-Film)

Franz Nicklisch und Franz Zimmermann werden gute Kameraden in dem neuen Cinephon-Hammer-Tonfilm „Soldaten — Kameraden". Ein Film aus unserem Volksheer, in dessen Mittelpunkt das an kleinen und großen Freuden und Schmerzen reiche Leben der jungen Rekruten der deutschen Wehrmacht steht.
(Foto: Hammer-Tonfilm)



# Der Schwarzkehlige

### Eine Frühlingsjagdgeschichte

Dichter Ausschlag kleinblättriger Linden überdeckt den Boden weit und breit. Noch sind die Sträucher kaum im ersten Grün, auch die zerfetzten Birken auf dem alten Hau tragen erst hellen Frühlingsschimmer. Dazwischen dunkeln einige Fichten, die der Holzschläger stehen ließ und mächtige, alte Espen mit wuchtigen Wipfelzweigen, die sich donnernd über all dem Gestrüpp wölben. Aber hier, gerade hier ist der Schwarzkehlige zu Hause — 'mal bei warmem Sonnenschein auf dem Hau, wo er seine Standbäder im alten Ameisenhaufen nehmen kann und auch die ersten Käferchen findet, nachts aber im Fichtenwalde ringsum und in den stehengebliebenen Forsten, im dichten, dunklen Gehölz, wo er sicher ist vor Sperbergriff und des Habichts dolchender Krallte.

Durch die Stämme schimmert, weitab von mir, der kleine Waldsee. Ein Bussard pfeift, der Schwarzspecht schreit seinen traurigen Einsamkeitsruf und irgendwo klingeln Enten durch die hellsonnige, milde Frühlingsluft. Es ist Weltwind heute, ganz mildes Wehen — da kommt der Haselhahn auf's Locken, der kleine, schwarzkehlige, bunte Ritter mit dem lustigen Häubchen auf dem Scheitel über den roten Rosen.

So gehe ich ganz, ganz langsam und leise auf dem kleinen Trittwege dahin, sehe dem tanzenden, priemelgellen Falter zu, der über die kleine Wiese flattert, freue mich über die Scharen der Kleinvögel und über die Buntspechte, die an dürren Aesten trommeln, und komme endlich zum Fichtenhorst, wo der Trittpfad sich zweigt — links zum See und zum Wiesengrunde an Fluß und Bruchland, rechts zur Heide zum hohen Walde, der die Hügel krönt. Und nun stehe ich und lausche, denn ein feines, zartes Pfeifen kam an mein Ohr, ein elwertrautter Klang: der Ruf des Haselhahnes.

Es sind viel mehr Hähnchen als Hennchen da, und ein treuer Familienvater ist Schwarzkehlchen nicht. Darum will ich heute ein paar der bunten Dinger holen, denn in den Tagen ist der Geburtstag der Hausfrau und — Haselhahn ist feineres Wildbret, denn Fasan und Rebhuhn. Schnepfe und Bekassine zusammen. Und ich hier, im Norden, gibt es noch Haselwild in Menge überall, wo die Fichte dicht steht und der Hasel neben der Eberesche wächst, wo Dickengestrüpp und Birken, Pickbeeren dazu in den Hohen und mancherlei andere Aesung zu finden ist.

Da habe ich meinen Feldstuhl auseinanderklappt, mir Rucksack und meine Zigarette angezündet und das Gewehr auf die Knie gelegt, dann aber die Pfeifchen herausgeholt, unter den Hosten gewählt und das Dingelchen fein sauber gemacht. Dies hier ist aus Zinn gegossen. Ein Wachspfropfen vor dem Flötenlöchlein gibt seinen Durchgang für den Atem — sein Ueberlist der Ton: ffiiit — ffiiit — ffiiffiierifiit ...Gut Klingt's.

Ffiit — ffiit — ffiffiiit . . . Da antwortet das Hähnchen schon. Und — purrr, purrr, kommen die harten Schwingen durch die Fichten gerrrt.

Aber — mißtrautisch ist mein Hähnchen doch — näher kommt es nicht, auch wenn ich ihm die schönsten Töne gebe. Das Hennenpupsert will ich nicht anwenden, das gräber gestimmte Lockpfeifchen, das ich am Rocktuopf trage; das ist für die Herbstjagd, wenn ich die jungen Haselhühnchen locken will und nicht für das Hähnchen, denn — Liebesfreude vertäuschen und den Tod geben, ist wenig freundlich, ist Betrug. Und für sowas ist der rejende, kleine Kerl doch zu schade. Darum machen wir nochmals den Hahnenruf, doch diesmal auf dem feinen Knochenpfeifchen. Das schnitze und richtete ich mir aus Rührentknochen des Habichtsmännchens, das ich im Vorjahre schoß. Es gibt einen weichen, feinen Ton, ähnlich wie Mäusepfeifen, aber lauter und wohlklingender.

Purr — purrrr — da ist er schon, der kleine Ritter und Kämpe. Er kommt angeschwirrt, fällt mitten auf den Fußsteige ein, droht sich, plustert sich, hat das Häubchen gesträubt und das Spielchen gefächert und — bummst! liegt er da im Attlaube schlägt noch ein bischen mit den Schwingen und — sagt der Welt und der Waldheimat, der Liebe und dem Frühling ade. Er tut mir leid. —

Nun gehe ich, das Hähnchen wohl verwahrt am Rucksack, in die Heide und habe auch dort das Glück, gleich einen zweiten Schwarzkehligen zu schießen, der gleich auf's erste Mahnen kommt und hier mir auf den Kiefernzweig blockt. Aber noch einen dritten Haselhahn muß ich heimbringen — und da wandere ich gemächlich nach Fichtenholz, Stangenort mit etwas Unterholz und kleinen Schlägen und Blößen, wo sommers die wilde Himbeere ihre Früchte trägt und der Johannisbeerbusch seine Beeren.

Dort, wo die Sonne schön warm scheint, habe ich mich hingesetzt, ziehe nun das Knochenpfeifchen hervor und mache meine Musik: ffiit — ffiit — ffiiferiii — ffiiit. Und purrr, purr, ist auch schon ein Hähnchen da. Als ich aber gerade den Finger krumm machen will, huscht ein grauer Schatten durchs Gesträuch, schießt aufs Hähnchen nieder, packt es und flattert davon. Der Schrofschuß kracht hinterher, und im Federwirbel kommen sie beide herunter, das Hähnchen und das böse, alte Sperberweibchen, das wohl schon drüben in der alten Heide am See, wo das dichte Stangenholz ist, seine Eier im Horst hat.

Ein paar Wochen später — ich hätte die gelbäugige, schlimme Räuberin geschont, denn auch Habichtsjunge läßt der Weidmann nicht verhungern.

Da habe ich nun drei Hähnchen, wie befohlen und einen Sperber dazu, und recht langsam heim. Ich freue mich über den Schlag der Finken, den Ruf des Raben, den Pfiff des Bussards und das Trommeln der Spechte, komme zum See, wo mein Boot liegt und rudere langsam und auf Umwegen heim, denn gar zu hübsch ist es hier, weil das Wasser still ist und schon die Fische springen, und buntsoderige Enten überall ihr lustiges Wesen treiben.

Egon von Kapherr.

# Die Sonnenseite

Svensons Hof bestand aus einer Reihe rotgestrichener Holzhäuschen, die hübsch zwischen den hellen Birkenstämmen in der Waldstille leuchteten.

Leider lag der Hof etwas unglücklich nach Norden, den Stürmen des Winters preisgegeben und immer im Schatten des Waldes. Auch im Hochsommer. Es war der Traum des alten Svension, den Hof auf die Sonnenseite zu verlegen.

„Es muß aber bleiben, bis du den Hof übernimmst, Oscar", sagte er zu seinem Sohn.

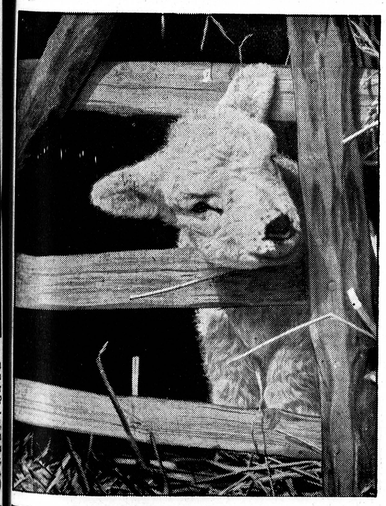
Oscar nickte. Er hatte sich das schon oft durch den Kopf gehen lassen. Der Hof mußte auf die Sonnenseite, unterhalb der Anhöhe, verlegt werden.

Als er wieder einmal saß und sich überlegte, wie das am besten zu machen sei, trat Signe zu ihm und fragte, woran er denn so denke.

Sein Blick wurde heiter: „Und wenn ich dir nun sagte, ich denke an dich?"

Sie wandte sich halb ab und fragte verlegen, ob er wüßte, wo es die meisten Maiglöckchen gäbe.

Natürlich wußte er es, denn er kannte jeden Stein im Walde. Er stand sofort auf und zeigte ihr den Weg. Man mußte ein Wäldlein überqueren, über das nur ein schmales Brett führte. Als er ihr Zögern sah, hob er sie hoch und trug sie ohne weiteres hinüber.



Der Blick ins Leben

(Plesch-M.)

Ein Jahr später waren sie verheiratet. Alles war gut — nur sank Signe den Hof so dunkel. Aber Oscar tröstete sie damit, daß sie ihn verlegen wollten, sowie das Geld dazu beisammen war.

Oscar arbeitete mit verdoppelten Kräften. Jeden Morgen war er zuerst auf und der letzte, der sich am Abend zur Ruhe begab. Sein alter Vater half ihm, so gut er konnte. Sie machten ein neues Stück Land urbar, bestellten das andere, und selbst Signe griff tüchtig mit zu.

Dann kam das erste Kind, und Signe durfte nicht mehr soviel von Hause fort sein wie bisher. Der alte Vater reichte als Hilfe nicht aus, und man mußte einen Knecht einstellen, um die Arbeit bewältigen zu können. Alles brachte Ausgaben. Aber niemand von ihnen verlor den Mut. Sie waren jung und stark und liebten sich. Außerdem hatten sie keinen Grund zu klagen, solange sie ihr tägliches Brot besaßen.

Die Wiege blieb nicht lange leer. Die Familie wurde um fünf Mädchen bereichert. Es blieb immer dieselbe Enttäuschung, wenn wieder kein Sohn geboren wurde, aber da die Mädchen gesund waren, halfen sie von klein auf der Mutter. Das war auch nötig, in so einer großen Familie gab es Arbeit genug. Aber zum Geldzurücklegen kamen Oscar und Signe nicht. Das Gespräch kam niemals mehr auf den Hof, der an die Sonnenseite verlegt werden sollte . . .

Trotzdem ließ Oscar nicht von seinem Traum. Er hoffte immer noch, ihn verwirklichen zu können. Wenn die Töchter erwachsen waren, konnte der Hof einen Ueberschuß bringen. Und mit der Zeit sagte Oscar heimlich hier und da ein paar Kronen beiseite. Er sagte nichts davon, erwollte Signe überraschen, denn sie hatte den Gedanken daran verloren, einmal in der Sonne wohnen zu dürfen.

Als die älteste Tochter Amanda achtzehn Jahre alt war, ließ es sich nicht mehr übersehen, daß sie verliebt war. Ihre Eltern hatten gegen den Erwählten auch nichts einzuwenden, aber mit Sorge dachte Oscar daran, daß er ja die Hochzeit ausrichten mußte. Als er dann noch den Jungen eine kleine Summe zab, damit sie ihre Häuslichkeit einrichten konnten, verminderte sich sein erbartes Geld beträchtlich. Der Zeitpunkt, den Hof verlegen zu können, rückte in immer weitere Ferne.

So verheiratete sich eine der Töchter nach der anderen. Sie zogen zum Teil in die Stadt. Schließlich blieb nur noch Britta zurück. Sie war eben siebzehn, als sie eines Tages kam und bat, die Eltern möchten sie in die Stadt lassen, sie wolle dort eine Stellung annehmen. Nach langem Bitten erhielt sie die Erlaubnis, und als die Eltern von der Bahn wieder alleine nach Hause fuhren, sagte er: „Nun zog auch sie fort." „Ja", antwortete Signe —, „auf die Sonnenseite des Lebens."

Sie sagte es bitter, wie sie niemals gesprochen hatte. Um ihren Mund lag ein harter Zug, und er empfand es wie einen Vorwurf, daß er sie enttäuscht habe. Bald feierten sie ihre Silberhochzeit und saßen noch immer in dem alten, düsteren Hof. Wieder waren sie allein — aber, wieviel weiter hatten sie es gebracht, als am Anfang ihrer Ehe?

Nun wollte er ihr beweisen, daß es noch nicht zu spät war.

Gleich am Tage darauf begann er, die Grundmauern für den neuen Hof zu legen. Signe betrachtete ihn von der Anhöhe aus, aber sie sagte nichts, fragte auch nichts. Sie sah ihn nur so an, wie man einen Narren betrachtet.

Soweit es anging, ließ Oscar nun Signe und den Knecht die Arbeit im Hof tun, er leiber schaffte mehr nach als sonst, und es dauerte auch nicht lange, bis der Grund für den Bau gelegt war. Er nahm Hilfe nur für die nötigsten Arbeiten, alles andere machte er alleine.

Aber Signe hüllte sich bei allen Mahlzeiten in Schweigen. Ihre Unfreundlichkeit dagriff er nicht recht. Sah sie denn nicht ein, daß es unmöglich gewesen war, zu bauen, so lange die Kinder noch im Hause waren und versorgt werden mußten?

So wurde auch er kühl und schweigsam.

Erst an dem Tage, als der Bau fertig stand, sagte er zu Signe: „Nun kannst du auf die Sonnenseite ziehen."

„Ja —", sie sah ihn spöttisch an —, „aber wenn ich solange im Schatten gewohnt habe, kann ich auch den Rest meiner Tage hier verbringen!"

So — also darauf wollte sie hinaus! Ohne ein weiteres Wort nahm er ein paar Stühle und ging hinaus. Da vertrat Signe ihm den Weg: „Mein Bett läßt du in unserem alten Haus. Und wenn ich dir weiterhin das Essen kochen soll, dann mußt du auch die Küche unberührt lassen."

„Wie du willst", sagte er. „Ich ziehe in das neue Haus. — Aber wenn es dir recht ist, komme ich zum Essen herüber."

So trug er im Laufe des Tages alles in das neue Haus, was er haben wollte. Und drei Mächte schlief er nun schon alleine dort. Dann war Sonnabend. Er ging hin und ordnete verschiedenes, aber es war keine Freude in ihm dabei, solange Signe im alten Hof blieb und mit ihm böse war. Vielleicht hätte er nicht hereinziehen sollen, ehe sie nicht zu Verstand gekommen war! Das würde ein trübseliger Sonntag werden, aber wieder zurückziehen, nein, das konnte er auch nicht.

Als er am Sonnabendabend ruhelos umherwanderte, entdeckte er einen Frauenrock auf dem Waldweg. Er stutzte. War das nicht Britta? Es war wirklich seine jüngste Tochter. Und als er dicht bei ihr war, sah er, daß sie weinte.

„Ja hier, Britta?" sagte er und legte seinen Arm um sie.

„Ja, nun komme ich zurück", schluchzte sie. „Ich habe die Stadt satt."

Er sah sie fragend an: „Es ist wohl nicht nur die Stadt, die du leid bist. Wie heißt der Mann?"

Ihr Schluchzen steigerte sich.

„Es ist Adolf Bökerdö."

„Soso. Na, der gilt doch als tüchtiger Kerl."

„Das ist er auch Vater". Britta trocknete ihre Augen. „Er möchte auch wieder aufs Land zurück, ich traf ihn in der Stadt, du weißt, daß er dahin gezogen war. Aber nun gefällt es ihm doch dort nicht, wie findet er nur eine Stellung auf dem Lande?"

„Es ließe sich vielleicht ein Ausweg finden. Wo hast du deine Sachen?"

„Auf dem Bahnhof."

„Ich lasse sie holen. Fahre du mit, dann werde ich mit Mutter sprechen."

Als Britta mit dem Knecht zum Bahnhof fuhr, sah Oscar ihr bekümmert nach. Zwar freute er sich, sie wieder daheim zu haben, und Adolf würde ein würdiger Nachfolger auf seinem alten Hof sein, aber wie stellte sich Signe wohl dazu? Es mußte ein Entscheidung getroffen werden. Britta sollte von der Verstimmung zwischen den Eltern nichts merken. Ehe sie vom Bahnhof zurückkam, mußte Signe im neuen Haus sein — oder er oben in dem alten.

Als Oscar zu seiner Frau trat, ließ er ihr keine Zeit, etwas zu sagen. Er meinte nur barr: „Nun gehst du mit mir, hörst du? Ich werde dann deine Sachen holen lassen."

Es kam keine Antwort. Sie faltete ruhig die Decke zusammen, die sie in der Hand gehalten hatte. Man merkte ihr die jahrelange harte Arbeit nicht an. Sie war immer noch eine hübsche Frau — nein, er wollte sich nicht mehr mit ihren Launen abfinden!

Er ging zu ihr und ergriff ihre Hand: „Gehst du nicht freiwillig mit, dann trage ich dich hinunter."

Sie versuchte, sich loszureißen, aber er war der Stärkere. Und als sie vor der Tür waren, ließ er sie los, nahm ihre Hand und führte sie den Abhang hinunter. Sie leistete immer noch Widerstand, sie stritten schweigend. Er ließ nicht nach. Er hatte seine Frau noch niemals hart angefaßt, aber nun waren seine Hände wie ein Schraubstock. Und wenn sie sich auch mit den Füßen auf den Erdboden stemmte, er zog sie weiter.

Unten vor dem Hause ließ er sie wieder los und hob sie hoch. Da merkte er plötzlich, wie sie nachgab. Ehe er sie über die Schwelle des Hauses trug, schloß sie die Augen und drückte sich fest an ihn. Und er wußte — nun war er auf der Sonnenseite angelangt.

Erik Bertelsen.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Karin Reiß.)


## Zwei Freundinnen zanken sich

„Ist das Deine Freundschaft," sagte Ilse wütend. „Ich hab' Dich eingeladen, hab' Dich eingeführt. Kokett bist Du, Mädel! Jawohl! Allen hast Du die Köpfe verdreht, keinen Tanz hast Du ausgelassen, und ich hab' dagesessen und hätte am liebsten geheult. Du, Du Scheusal, Du Undankbare!"

„Kann ich vielleicht dafür, daß ich den Herren besser gefalle als Du? Wahrscheinlich sehe ich besser aus," entgegnete Klära ruhig.

„Das ist es ja eben! Aber wie hast Du das erreicht? Früher, noch vor ein paar Monaten, konnte ich mich gut mit Dir messen. Jetzt wirst Du aber tagtäglich hübscher. Und wenn man Dich fragt, wie Du das fertig bringst, schweigst Du wie ein Grab. Freundschaftlich ist das gerade nicht."

Klära fächelte überlegen, schwieg — und ging. Heute wollte sie noch schweigen. Aber als Ilse Geburtstag hatte, hielt sie die Zeit für gekommen. Sie überreichte ihr lachend ein kleines Päckchen und ein Büchlein. „Liebes Geburtstagskindchen," sagte sie vergnügt, „hier ist eine kleine Gabe, die Dir sicher große Freude bereiten wird. Daß man an jedem Geburtstag ein Jahr älter wird, muß man hinnehmen. Aber daß man uns die Zahl der Jahre ansieht, das kann man verhindern. Hier überreiche ich Dir das Mittel dazu.

Gespannt öffnete Ilse das Päckchen. Was sah sie? Eine Dose Marylan-Creme. Das war es also, was so viel Schönheit bringen sollte? Jedenfalls beschloß sie, einen Versuch zu machen.

Abends begann sie sofort mit der Anwendung der Marylan-Creme. Und der Erfolg? Einige Wochen später war sie zufrieden und beglückt. Die Haut blühte auf und wurde täglich besser. Vergnügt lachte sie ihrem Spiegelbild zu. Sie konnte sich wieder mit Klära messen!

Jeder mag es selbst probieren. Man wird bald zugeben, daß der Erfolg durch Marylan-Creme, ein rein deutscher Markenartikel, erfreulich und überraschend ist. Mehr als 31 000 Damen und Herren haben die schönen Erfolge, die Marylan-Creme ihnen gebracht hat, schriftlich bestätigt. Die Zahl dieser Dankbriefe ist notariell beglaubigt! Versuchen Sie die kostenlose Probe, die Ihnen durch uns geboten wird. Auch das Büchlein über kluge Gesichtspflege erhalten Sie kostenlos und portofrei. Schneiden Sie einfach den endstehenden Gratisbezugsschein aus, legen Sie ihn in einen offenen Briefumschlag, kleben Sie 3 Pfg. Porto auf, und schreiben Sie auf die Rückseite des Umschlages Ihre genaue Adresse. Marylan-Creme ist nur in den einschlägigen Geschäften zu haben; Gratisproben nur direkt vom Marylan-Vertrieb.

Gratisbezugsschein: An den Marylan-Vertrieb, Berlin 134, Blücherstraße 22. Senden Sie mir bitte völlig kostenlos und portofrei eine Probe Marylan-Creme und das lehrreiche Schönheitsbüchlein mit Abbildungen.

## Forschung und Technik

**Ein Beitrag des neuen Deutschland zur Wahrung der europäischen Kultur**

Im Ausland ist seit dem Machtantritt der nationalsozialistischen Regierung des öfteren die Behauptung aufgestellt worden, daß das neue Deutschland die gesamten deutschen Forschungseinrichtungen in das Joch einer ausschließlich auf die Tagesbedürfnisse gerichteten Zweckforschung eingespannt habe. Diese Behauptung ist nur eine von den vielen, die in den letzten Jahren ausgestreut worden sind, um das Ansehen des nationalsozialistischen Deutschland in der Welt herabzusetzen. Die deutsche Wissenschaft und die deutsche Technik haben diese Behauptungen Lügen gestraft. Deutschland hat auf manchen Gebieten der Forschung und Technik wieder seine führende Stellung zurückgewonnen.

Die nationalsozialistische Regierung hat es als eine ihrer nächsten Aufgaben angesehen, die außerordentlich weitgehende Zersplitterung wissenschaftlicher und technischer Verbände zu überwinden. Verkappte Interessenverbände wurden aufgelöst und in eine organisatorische Form überführt, in der sie zum Nutzen der Allgemeinheit und nicht bloß zum Nutzen einer einzelnen Interessengruppe arbeiten mußten. Es ist richtig, daß gerade in den vergangenen drei Jahren die Kräfte der Forschung angespannt worden sind an diejenigen Probleme, die für die Erhaltung unserer wirtschaftlichen Selbständigkeit im Krieg und im Frieden von besonderer Bedeutung sind. Der Staat hat es ermöglicht, daß technische Verfahren, die früher der hohen Zölle wegen vielleicht in bloßen Versuchen stecken geblieben wären, heutzutage derartig großzügig ausprobiert werden konnten, daß sie bereits jetzt eine erstaunliche Reife erhalten haben. Es sei nur auf die Erfolge auf dem Gebiete der synthetischen Treibstofferzeugung, der Kautschuk-Herstellung usw. hingewiesen. Der nationalsozialistische Staat hat sich bei seiner Lenkung von Wissenschaft und Technik gleichermaßen ferngehalten von einem starren Planstaat, in dem alle persönliche Schöpferkraft durch Organisation ersetzt werden sollte, als auch von der bekannten Auffassung des Treibenlassens (laisser faire, laisser passer), wie sie früher als allein seligmachende Grundsatz für den Fortschritt der Wissenschaft gepriesen wurde. Von den maßgeblichen Stellen ist immer wieder die Freiheit der Forschung betont worden, und daß dieser Grundsatz in der Praxis durchgeführt wird, zeigt die rege Tätigkeit der staatlichen Stellen bei der Errichtung neuer wissenschaftlicher Forschungsinstitute, wie z. B. der Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Dafür ist die Erbauung und Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Eisenforschung in Düsseldorf, das Kaiser-Wilhelm-Institut für Metallforschung in Stuttgart ein deutlicher Beweis.

Die Wiederherstellung der alten Friedensgarnisonen in der ungeschützten Rheinlandzone ist auch in hohem Maße der deutschen Forschung zugutegekommen. Denn wichtige Arbeits- und Forschungsstätten deutscher Technik liegen im Westen Deutschlands, nicht nur feindlichem Zugriff gegenüber ungeschützt, sondern teilweise sogar im Bereich feindlicher Feuerwirkung. Während Technik und Industrie in Frankreich und Belgien im Schutze der eigenen Verteidigungsanlagen beruhigt ihrer Arbeit nachgehen können. Die wirtschaftlichen Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung haben der deutschen Ingenieurarbeit die Wege zur Erschließung heimischer Rohstoffquellen geöffnet und damit Tausenden deutscher Volksgenossen wieder Freiheit und Brot gegeben. Am 16. März 1935 gab der Führer dem deutschen Volke seine Wehrfreiheit wieder. Im Zeitalter der Motorisierung und Mechanisierung sind aber Technik und Wehrkraft untrennbar miteinander verbunden. Daher hat gerade auch die deutsche Technik das größte Interesse daran, einen Vorschlag des Führers zu unterstützen, der das Recht auf gleiche Sicherheit für die Friedensarbeit des deutschen und des französischen Volkes verwirklichen will.

Kaum anderthalb Jahrzehnte, nachdem durch Abtretung und Verschiffung der Handelsflotte Deutschland ganz aus dem Weltseeverkehr ausgeschaltet worden war, ist es mit den großen Dampfern „Columbus", „Europa" und „Bremen" wieder in die erste Reihe der seefahrenden Nationen gerückt, ein Erfolg deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Technik, den die Siegerstaaten von einst nur unter Aufbietung ihrer weit überlegenen materiellen Kräfte noch eben übertrumpfen können. Die deutschen Schiffe gehören nicht nur zu den schnellsten, sondern auch zu den bestausgestatteten der Welt. Das zeigte sich vor allem in der dauernden Bevorzugung der deutschen Schiffe durch die zahlreichen nordatlantischen Fahrgäste. In unermüdlicher schöpferischer Zusammenarbeit von Forschung, Technik und navigatorischer Erfahrung hat Deutschland sich mit seinen Luftschiffen auch wieder die Führung in der Luft erobert. Hier hat es einen Vorsprung gewonnen, den die anderen Nationen nicht mehr einholen vermögen, nachdem ihre ersten Versuche zum Luftschiffbau an dem Mangel an navigatorischer Erfahrung gescheitert sind. Während die anderen Staaten von Jahr zu Jahr Milliardenwerte ihres Volksvermögens in die militärischen Rüstungen gesteckt haben, um sich zu einem neuen, alle Kultur zerstörenden Kriege zu rüsten, hat Deutschland seine ganze Kraft den kulturellen und technischen Leistungen zugewandt und damit einen Beitrag zur Stärkung des Ansehens der europäischen Kultur geleistet, der von den anderen Nationen bis heute noch nicht übertroffen werden konnte. Es war eine Kulturarbeit im wahrsten Sinne des Wortes. Die großen deutschen Seedampfer und die Zeppelinluftschiffe vermitteln den regelmäßigen Verkehr zwischen den großen Kontinenten des Atlantik. Sie sind ein einziger geschichtlicher Beweis dafür, daß die Erfolge deutscher Technik und Forschung auf allen Gebieten dem friedlichen Verkehr der Nationen dienen, die Völker zusammenführen und nicht in ewigem Haß entzweien.

# Wie Nobel das Dynamit erfand

**Vor 70 Jahren entstand aus Nitroglyzerin und Kieselgur der stärkste Sprengstoff — Die Erfindungen des großen Fabrikanten und Menschen**

In diesem Jahre werden vier Jahrzehnte vergangen sein, daß der Erfinder des Dynamits, der Schwede Alfred Nobel die Augen für immer schloß. Aber noch ein Merktag aus seinem interessanten Leben jährt sich heuer: 1936 werden 70 Jahre vergangen sein, seit diese seine größte Entdeckung gemacht wurde.

Nobels Vater hatte sich auf den verschiedensten Erwerbszweigen versucht, ehe er, geschäftlich ruiniert, aus Rußland in sein Vaterland zurückkehrte, um sich dort der Sprengstofftechnik zu widmen. Durch glückliche Erfindungen auf diesem Gebiete hinterließ er seinem Sohn Alfred, eben dem späteren erfolgreichen Fabrikanten und Stifter des Nobelpreises, ein Vermögen, das dieser dank seiner Genialität in technischer wie auch kaufmännischer Hinsicht so außerordentlich vermehren konnte, daß er am Ende seines Lebens ein Vermögen von etwa 30 Millionen Mark hinterlassen konnte. Die Zinsen aus einem beträchtlichen Teil dieser Hinterlassenschaft bilden den alljährlich zur Verteilung kommenden Nobelpreis, der für die besten Leistungen in der Physik, der Chemie, der Medizin, der Literatur und in der Wirksamkeit für den Frieden verliehen wird. Die Geschichte seiner Erfindungen und Entdeckungen auf dem Gebiete des Sprengstoffwesens könnte man als die Geschichte der hochwertigen Sprengstoffe überhaupt bezeichnen, denn nach der Erfindung des Pulvers ist nichts Gleichwertiges der Menschheit gegeben worden.

Vor jetzt gerade 90 Jahren wurde das Nitroglyzerin zuerst von Sobrero hergestellt und gleichzeitig auch als ein äußerst wirksamer Sprengstoff erkannt. Seine große Giftigkeit und die Tatsache, daß es schon bei geringfügigen Erschütterungen zur Entzündung kam, hatte die Industrie abgehalten, es in größerem Umfange als Sprengstoff herzustellen und zu benutzen, obschon ein Mangel an geeigneten Sprengstoffen besonders im Bergbau und in den Steinbrüchen sich immer stärker herausstellte. Die Nobels gingen an die wissenschaftliche Untersuchung des Nitroglyzerins heran, und Alfred gelang es, 1863 ein Patent auf eine Verbesserung zu erlangen. Er mischte nämlich schwarzes Pulver mit Nitroglyzerin, fand, daß die Mischung noch eine erhebliche Sprengkraft besaß, die die des Pulvers um ein Vielfaches übertraf, entdeckte aber auch gleichzeitig, daß diese Mischung nicht ganz so gefährlich war wie das reine Nitroglyzerin.

Die Einführung des neuen Sprengstoffes ging jedoch nicht mit der erhofften Schnelligkeit vonstatten. Es war immer noch die Schwierigkeit der Entzündung bei Sprengungen, die von außen her erfolgen mußte und sehr umständlich war. Denn so gewaltig die Sprengwirkung an sich war — legte man eine offene Flamme an den flüssigen Sprengstoff, so dachte er garnicht an eine Explosion, sondern verbrannte wie gewöhnliches Oel. Nach über 50 verschiedenen Versuchen kam Alfred Nobel schließlich dahinter, daß eine plötzliche Energieentbindung im Innern der Masse eine äußerst wirksame Explosion herbeiführte. Er konstruierte darauf den Zündhut. In einer dünnen Kupferröhre ist eine geringe Menge von Knallquecksilber untergebracht, die durch Schlag, Stoß oder elektrische Einwirkung zur Entzündung gebracht werden kann, worauf sich die Explosion dem Nitroglyzerin mitteilt. Durch diese Erfindung war das Nitroglyzerin zu einem selbständigen Sprengstoff geworden, nur fehlte ihm noch die äußere Sicherheit, die in der Möglichkeit bestand, es gefahrlos transportieren zu können. Sicher stand nur fest, daß das Nitroglyzerin der wirksamste Sprengstoff sei der Erfindung des Pulvers war.

**Nobelpreisträger Prof. Barany gestorben**

Im 60. Lebensjahr starb Prof. Robert Barany von der Universität Upsala. Barany wurde 1876 in Wien geboren und erhielt im Jahre 1915 als kriegsgefangener Arzt in russischer Gefangenschaft den Nobelpreis für Medizin, der ihm 1914 zuerkannt war. Vor seiner Tätigkeit in Upsala war er Professor an der holländischen Universität Groningen. (Graphische Werkstätten, K.)

**Im Tierkrankenhaus des Berliner Zoo**

Im Berliner Zoologischen Garten ist soeben das neue Tierkrankenhaus mit Quarantänestation fertiggestellt worden. In dem schmucken zweistöckigen Klinkerbau wohnt der Tierarzt des Zoo, und außerdem befindet sich darin das Wartezimmer, der Operationsraum, das Arbeitszimmer des Arztes und ein Wärterraum. Daran anschließt sich das eigentliche Tierkrankenhaus mit großen Käfigen und beweglichen Trennungswänden. Für Menschenaffen sind zwei Sonderräume und für Raubtiere zwei große Käfige bestimmt. (Atlantic, K.)

Der große Gedanke der Einführung des Nitroglyzerins in die Sprengtechnik konnte immer noch nicht restlos durchgeführt werden. Die Versuche in der schwedischen Fabrik der Nobels mußten unter ständiger Lebensgefahr durchgeführt werden. Die Nobels gingen an die wissenschaftliche Untersuchung des Nitroglyzerins heran, und Alfred gelang es, 1863 ein Patent auf eine Verbesserung zu erlangen. Er mischte nämlich schwarzes Pulver mit Nitroglyzerin, fand, daß die Mischung noch eine erhebliche Sprengkraft besaß, die die des Pulvers um ein Vielfaches übertraf, entdeckte aber auch gleichzeitig, daß diese Mischung nicht ganz so gefährlich war wie das reine Nitroglyzerin.

Die Einführung des neuen Sprengstoffes ging jedoch nicht mit der erhofften Schnelligkeit vonstatten. Es war immer noch die Schwierigkeit der Entzündung bei Sprengungen, die von außen her erfolgen mußte und sehr umständlich war. Denn so gewaltig die Sprengwirkung an sich war — legte man eine offene Flamme an den flüssigen Sprengstoff, so dachte er garnicht an eine Explosion, sondern verbrannte wie gewöhnliches Oel. Nach über 50 verschiedenen Versuchen kam Alfred Nobel schließlich dahinter, daß eine plötzliche Energieentbindung im Innern der Masse eine äußerst wirksame Explosion herbeiführte. Er konstruierte darauf den Zündhut. In einer dünnen Kupferröhre ist eine geringe Menge von Knallquecksilber untergebracht, die durch Schlag, Stoß oder elektrische Einwirkung zur Entzündung gebracht werden kann, worauf sich die Explosion dem Nitroglyzerin mitteilt. Durch diese Erfindung war das Nitroglyzerin zu einem selbständigen Sprengstoff geworden, nur fehlte ihm noch die äußere Sicherheit, die in der Möglichkeit bestand, es gefahrlos transportieren zu können. Sicher stand nur fest, daß das Nitroglyzerin der wirksamste Sprengstoff sei der Erfindung des Pulvers war.

**Gastriebwagen auf der Eisenbahn**

Aehnlich wie in der Automobilindustrie ist man nunmehr auch im Eisenbahnbetrieb versucht, die Motoren mit heimischen Kraftstoffen anzutreiben. Auf der Oderbruch-Bahn Fürstenwalde—Müncheberg—Wriezen wurde das erste brauchbare Fahrzeug der Welt, ein Anthrazit-Gastriebwagen, vorgeführt. Von einem Triebwagen der bisherigen Art unterscheidet ihn nur der Bunker, der hier gerade mit Anthrazit gefüllt wird. (Weltbild, K.)

(Bild links) **Die neuen Reichsautobahn-Omnibusse.** Auf der jetzt eröffneten Teilstrecke der Reichsautobahn Berlin—Stettin fahren bereits die neuen Reichsautobahn-Omnibusse (Pressephoto, K). — **Das modernste Stellwerk Deutschlands.** In Mainz wurde ein neues, freischwebendes elektrisches Befehlsstellwerk in Betrieb genommen. Der 4,30 Meter breite Stahlüberbau schwebt mit einer Länge von etwas über 12 Meter freitragend in der Luft. Nur an einem Ende ist er mit zwei 1,75 Meter breiten Stahlständern, die gleichzeitig die Außenwände des Treppenhauses bilden, elektrisch verschweißt. Ein mechanisch betriebenes Hebelwerk zur Bewältigung des Verkehrs hätte 20 Meter lang sein müssen, während das hier eingebaute elektrische Vierreihen-Hebewerk nur 4 Meter lang ist. (Weltbild, K.)



# Welt der Frau

## Kann man dem Führer etwas schenken?

**Der Frühling kommt und mit ihm auch der 20. April. In Stadt und Land überlegten die Frauenschaften: „Wir wollen dem Führer etwas zum Geburtstag schenken!" Da hob ein großes Fragen an und auch manches Kopfschütteln. Wie kann man dem Führer etwas schenken!? Er ist ja so unbeschreiblich anspruchslos, — er braucht fast nichts für sich selbst. Also, was sollte das schon sein! Außerdem haben wir doch meistens alle kein Geld!**

**Aber bald hatte es sich herumgesprochen: wir glauben, daß wir dem Führer am besten eine Geburtstagsfreude machen könnten, indem wir ihm helfen, anderen zu helfen!**

**Der Führer weiß genau, daß es in Deutschland noch Gebiete gibt, in denen Not herrscht, und diese stehen seinem Herzen, das mit heißer Liebe alles Deutsche umschließt, besonders nahe. Er wünscht nichts sehnlicher, als jedes Elend aus den deutschen Gauen restlos zu vertreiben. Das geht nicht so schnell, aber es wird gelingen, und es ist etwas, wobei auch wir Frauen ihm gut zur Seite stehen können. Alle Gaue machten sich an die Arbeit, jeder mit eigenen Plänen. Ein Gau z. B. strickte Tausende von Socken für des Führers SA.**

**Alle Mitglieder der NS-Frauenschaft und die Kameradinnen aus dem Deutschen Frauenwerk, der Deutschen Arbeitsfront, wie auch die kirchlichen Frauenverbände wurden aufgefordert, ein Meldungs- oder Wäschestück zu arbeiten und zu spenden. Die Sachen wurden ortsgruppenweise gesammelt und an die Kreise abgeliefert.**

Es war geradezu rührend zu sehen, wie auch wenigen Frauen, die eigentlich absolut nichts übrig hatten, es möglich machten, etwas zu geben, und wie sie alle mit Eifer unermüdlich bei der Sache waren. Was für eine Fülle von Beispielen könnten wir erzählen! Wir greifen nur ein paar wahllos heraus:

Eine Frau in einer kleinen Stadt aß wochenlang trockenes Brot als Abendmahlzeit und sparte sich buchstäblich dadurch das Geld zu dem Stoff für ein Kinderkleid, das sie dann liebevoll nähte und bestickte, am Munde ab. Eine andere, die berufstätig ist und außerdem Mann und Kinder zu versorgen hat, arbeitete ausschließlich in Nachtstunden Babyjäckchen, Mützchen und Handschuh. Wieder eine, Hausfrau und Mutter ohne Hausgehilfin, stand eine Zeitlang stets wie gewöhnlich um 6 Uhr um 5 Uhr in der Frühe auf, um, bevor die Familie erwachte und der restlos ausgefüllte Tageslauf begann, schon eine Stunde in Ruhe „für den Führer" zu stricken!!

„Für den Führer!" — das ist die Zauberformel, die auch hier Wunder wirkte! Und so entstand die Spende. In der vergangenen Woche wurden in den Kreisen Ausstellungen veranstaltet, deren Reichtum, Schönheit und Mannigfaltigkeit unsere kühnsten Erwartungen weit übertroffen hat und einen einzigen, erschütternden Beweis für die Liebe und Dankbarkeit unserer Frauen für Adolf Hitler darstellt.

Die Ausstellungen sind fotographiert worden. Die Bilder werden in einer schönen, handgearbeiteten Ledermappe gesammelt. Jeder Kreis darf das seine mit einer Widmung versehen. Obenauf liegt der gemeinsame Glückwunsch und die Meldung, was alles zusammengekommen ist!

Diese Mappe wird dem Führer zu seinem Geburtstag auf dem Obersalzberg überreicht werden mit der Bitte, daß er uns die Erlaubnis erteilen möge, die Sachen in seinem Namen am Muttertag dieses Jahres an die bedürftigsten Frauen und Kinder unseres Gaues, insonderheit unserer Volksgenossinnen, zu verteilen. Und so hat jeder Gau gesorgt.

Das ist das Geburtstagsgeschenk der NS-Frauenschaft an den Führer. Ob er sich wohl darüber freuen wird?!

## Die Hausfrau als Vermieterin

**Fragen, die der Tag bringt**

**Die Ausgehbestimmung, nach der man sich strecken muß, ist für sehr viele zu kurz geworden. „Brummlegen oder anstückeln?" lautet die Frage für manche Hausfrau. Sie hat schon mit an Sparsamkeit verbracht, um ihrer Familie wenigstens den äußeren Lebensstandard, die vertraute geräumige Wohnung mit der gepflegten Einrichtung zu erhalten. Nun muß man sich aber doch einschränken müssen. Also umziehen! Aber da muß man auf einmal viel Geld hinlegen, das sich erst nach Monaten wieder abzahlt. Und dann die Möbel, wo denen man hängt; man müßte manche davon verkaufen, eigentlich verschleudern, bei dem jetzigen Ueberangebot. Fast hundertausend Wohnungen sollen im Reich zu vermieten sein, und doch die Billige, Kleine, Behagliche, die nicht am Ende der Welt liegt, zu ergattern, ist ein besonderer Glücksfall. Meist nichts übrig, als vermieten. Schon beginnt die Hausfrau, fast erleichtert, im Geiste umzuräumen. Was oder die zu vermietenden Zimmer sollen womöglich eine Ecke der Wohnung bilden, bahen unsere Spielsachen sorgfältig auf, und sie, sie macht das in einer Minute kaputt! Wir müssen alles umbauen."**

So standen die zwei großen Buben von sieben und zehn Jahren vor mir, und ich mußte ihnen vollständig recht geben; wenn wieder Ruhe und Verträglichkeit in unserem Kinderzimmer einziehen sollten, mußten wir dieses Zimmer grundlegend und von ganz anderen Gesichtspunkten aus einrichten. Und wir gingen gleich mit Feuereifer ans Werk.

Mittelpunkt eines Kinderzimmers ist der Tisch, er muß derb und fest sein, dabei wenn möglich nicht zu unterschätzende Tiefchen — Viele suchen ein ganz bestimmtes Viereck ab — oder die Zeitungsanzeige gebracht hat, einen Vertrag abschließen. Gefällt ein Zimmer besonders, so wird der Suchende vielleicht ein paar Mark zulegen, während er ein Zimmer, dessen angegebener Preis sein aufgestelltes Budget überschreitet, gar nicht erst ansieht. Wir selbst müssen aber genau wissen, was wir billigerweise verlangen können. Berechnen wir also auf unserer Mietzahlung die Grundmiete des Zimmers, d. h. was wir selbst für den leeren Raum bezahlen müssen. Wenn man ganz genau verfahren will, müßt man die Bodenfläche der ganzen Wohnung mit allem Zubehör nach Quadratmetern aus und berechnet den Preis des einzelnen Quadratmeters. Dieser Preis, multipliziert mit der Quadratmeterzahl des Zimmers, ergibt die Normiete. Zu dieser kommen nun noch die einzelnen Posten. Zunächst Hergabe und Abnützung der Möbel. Man kann 4 Prozent des Kapitalwertes der gebrauchten Einrichtung berechnen. Dann noch einen Zuschlag für Bedienung und Wäsche, der natürlich verschieden ist. Man muß also Erkundigungen bei gewiegten Vermieterinnen einziehen.

Schwierig zu berechnen sind die Kosten des elektrischen Stromes, besonders die Mieterinnen nehmen diesen durch Kochplatten, Wasserkocher, Bügeleisen usw. recht bedeutend in Anspruch. Will man alle Meinungsverschiedenheiten, die gerade sehr häufig aus diesem Punkte entstehen, ausschalten, kann man für das Mietzimmer einen eigenen Stromzähler aufstellen lassen. Viel besser wie mit dem Strom wissen die meisten Frauen mit Kochen Bescheid und was sie dafür bei eventl. Benützung zu berechnen haben. Die Zentralheizung kann man ebenfalls nach der Quadratmeter-Bodenfläche ausrechnen. Bei Ofenheizung läßt sich keine Norm angeben. Um sich vor Schaden zu bewahren, muß man unbedingt im Vertrag den Satz einfügen: Der Mietpreis ist am ersten Werktag eines jeden Monats zu bezahlen. Und nun noch einen guten Rat: die Schlüssel erst herzugeben, wenn der Mieter wirklich eingezogen ist.

Bei Vermietung von Leerzimmern muß man unbedingt schriftlich eine Kündigungs- und Auszugsfrist feststellen, da diese Vermietung keine Privatsache ist, sondern dem Mietrecht unterliegt.

Auch die Hausfrau muß sich von vornherein klar machen, daß Vermieten ein Geschäft ist, also keine überflüssigen Vertraulichkeiten, — aber „Dienst am Kunden".

**Fenster im Frühling**

Scherl
Bilderdienst, M

## Möbel für heranwachsende Kinder

„Mutter, wir müssen unser Kinderzimmer anders einrichten, denn seit Urselchen laufen kann, wissen wir nicht mehr, wohin mit unseren Sachen. An alles geht sie ran und verschleppt die Schienen, den Eisenbahnschlüssel, sitzlich, sich die Schrauben und Muttern von den Metallbaukästen. Es ist schrecklich mit ihr; wir zwei Großen halten auf Ordnung und bewahren unsere Spielsachen sorgfältig auf, und sie, sie macht das in einer Minute kaputt! Wir müssen alles umbauen."

So standen die zwei großen Buben von sieben und zehn Jahren vor mir, und ich mußte ihnen vollständig recht geben; wenn wieder Ruhe und Verträglichkeit in unserem Kinderzimmer einziehen sollten, mußten wir dieses Zimmer grundlegend und von ganz anderen Gesichtspunkten aus einrichten. Und wir gingen gleich mit Feuereifer ans Werk.

Mittelpunkt eines Kinderzimmers ist der Tisch, er muß derb und fest sein, dabei genügend groß, am besten zum Ausziehen, um ihn für manche Fälle vergrößern zu können. So ein Möbel ist meist noch von den Großeltern da, und es wurde mit Jubel im Kinderzimmer aufgestellt. Wir kauften vier einfache, rohe Küchenstühle, mit Linoleum belegt, und nun sah alles schon recht nach Bubenspielzimmer aus.

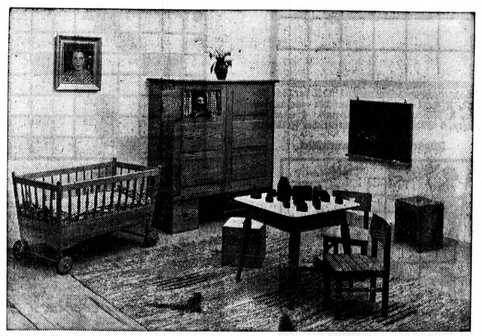
Das Zweitwichtigste sind die Aufbewahrungsmöbel für die Spielsachen. Im Keller stand noch aus Großmutters Küche ein großes Regal, das fügten wir über der zweiten Einsatz durch und bänzten den oberen Teil an zwei eingelegten Haken so auf dah zur die Großen heranreichen konnten; der untere Teil wurde gleich für Schwesterchens „Schurrmurr"-Kiste bestimmt. Da liegen Bauklötzer, Garnrollen, Puppen und Fellkerchen dein. alles, was die Großen nicht mehr interessiert. Was wird nun aber in das obere Regal hineingestellt? Wir überlegen, daß wir alle die Spielsachen geordnet in kleinen Kisten dort unterbringen wollen; und es gibt in der nächsten Zeit reizende Sonntage mit Vater, wo bastelnde Kisten aus Holz mit ganz raffinierter Unterteilung gebastelt werden. Und den Buben macht dies Selbernachdenken und Mitdenkräumen soviel Spaß, so daß Mutter mit dem gestrichelten Aufräumen des Kinderzimmers fast gar nicht zu tun hat.

Und die Großen hatten noch einen Wunsch: jeder wollte ein kleines abschließbares Schränkchen haben für Bücher und Schulsachen und ganz persönliche Dinge, die nicht jedem ohne weiteres zugänglich sein sollten. Wir einigten uns fürs erste so, daß der älteste vom Tischler einen kleinen, noch vorhandenen Bücherschrank zurechtgemacht bekommen sollte der kleinere mußte sich mit einer großen verschließbaren Schublade begnügen. Da sind so viele mit ihren kleinen Schätzchen, die sie sorgfältig jeder unterm Kopfkissen aufbewahren! Und es ist Schwesterchens einziger großer Wunsch, einen Blick in diese verborgenen Welten zu tun.

Für Ordnung und ruhige Abwicklung im Kinderzimmer war nun gesorgt, nun mußte es noch ein hübschen hübsch gemacht werden. Vater rührte eine ganze Büchse voll herrlicher grauer Oelfarbe an, damit wurden alle Möbel zweimal gestrichen und zuletzt mit farblosem Lack überzogen. die Knöpfe an Schubladen und Schränken wurden knallrot gemalt, was sehr lustig aussieht. Und eines Tages kam die Mutter aus der Stadt zurück mit einem großen Paket Stoff einen leichten bedruckten Nessel in passenden Farben zu Möbeln und Tapete. Das nah Vorhänge an die breiten Fenster, Vorhänge an die Regale und Bezüge für die Steppdecken, die auf den einfachen Kinderbettstellen liegen. Oben auf das Regal stellten wir altes Zinngeschirr, zwischen die Doppelfenster bunte Vasen mit blühenden Blumen, und es sah alles so recht behaglich aus. Da meinte der kleine Martin: „Ach Mutter, nun möchte ich über meinem Bett noch das Bild aufgehängt bekommen aus dem du als kleines Mädchen mit dem roten Hut gemalt bist." Und das bekam er denn auch zu seiner großen Freude.

In seinem kleinen Stübchen am Kindertischchen sitzt das Urselchen in seiner Welt und spielt; und die Buben arbeiten und basten im selben Zimmer — in einer anderen Welt.

Sind diese Vorteile nicht wert, ein Kinderzimmer umzubauen? **Erika Lingner.**



Architekt Friedrich Oelschig — **Eine vorzügliche Kinderstubel** (Deike M)

# Jacken-Complets

Auch in dieser Saison ist der Mantel durch die Jacke etwas in den Hintergrund gestellt worden. Fast zu jedem Kleide aus leichtem Wollstoff gibt es eine kurze oder längere Jacke und macht aus ihm den flotten Straßenanzug, in dem die Frau stets gut gekleidet aussieht.

Zeichnungen: v. Prabuckl
Modelle aus „Beyers Mode für Alle"

K 28605 B 28606

K 28524

**K 28524.** Das Kleid aus längs und quer verarbeitetem Streifenstoff wird ergänzt durch eine kurze einfarbige Wollstoffjacke, die man auch zu anderen Kleidern tragen kann. Erf.: 4,15 m Kleidstoff, 80 cm breit, 1,65 m Jackenstoff, 130 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 88, 96 u. 104 cm Oberweite.

**K 28605, B 28606.** Ein auch für stärkere Figuren passendes Complet: Kleid und tragenlose Jacke aus Angorastoff, Westeneinsatz aus gestreifter Seide. Die Jacke hat weite modische Ärmel. Erf.: 2,45 m Kleidstoff, 2 m Jackenstoff, je 130 cm br., 90 cm gestr. Stoff, 95 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 104, 112, 120 cm Oberweite.

K 28484 B 28483

**B 28485, K 28486.** Ganz neu ist die Form der Capejacke, die als Ergänzung zu dem jugendlichen Wollkleid getragen wird. Die Jacke ist ohne Rückenteil und ohne Ärmel gearbeitet, das lange Cape ist den Jackenvorderteilen aufgesteppt. Erforderlich: 2,10 m Kleidstoff, 2,10 m Jackenstoff von je 130 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite erhältlich.

B 28485 K 28486

**K 28484, B 28483.** Sehr leicht nachzuarbeiten ist das jugendliche Kleid aus feinem Wollstoff in durchgehender Schnittform, über dem die passende lange Jacke getragen wird. Neuartige Ärmel. Erforderlich: 2,90 m Kleidstoff, 2,85 m Jackenstoff, von je 95 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite erhältlich.

# Frühlingssuppen

**Schnittlauchsuppe.** Etwa ¼ Pfund feingeschnittener Schnittlauch wird in einer Mehlschwitze gedünstet. Nach und nach gibt man 1 Liter Fleisch- oder Würfelbrühe dazu und kocht die Suppe eine halbe Stunde, würzt auf mit Salz, Pfeffer und einer Prise Muskatnuß, quirlt. Als Einlage verwendet man Butterschwämmchen, Markklößchen oder Eierstich.

**Petersiliensuppe.** Man wiegt ¼ Pfd. Petersilie fein und dünstet sie in einer Mehlschwitze. Dann gibt man allmählich 1 Liter Wasser, Fleisch- oder Würfelbrühe dazu und läßt die Suppe ca. ½ Stunde kochen. Man schmeckt mit Salz und Pfeffer ab und gibt vor dem Anrichten noch zwei Eßlöffel Rahm daran. Man serviert die Suppe mit gerösteten Semmelwürfeln.

**Kerbelsuppe.** ¼ Pfund gut gewaschenen Kerbel gibt man durch die Maschine, macht von Butter mit Mehl eine Schwitze und gibt den gehackten Kerbel dazu. Nach kurzem Dämpfen füllt man mit warmem Wasser, mit Fleisch- oder Würfelbrühe auf, fügt Salz und etwas Pfeffer dazu und gibt die Suppe mit einer Einlage von Eierstich oder feingeschnittenen Eierstädeln zu Tisch.

**Sauerampfersuppe.** ¼ Pfd. Sauerampfer überbrüht man und läßt ihn danach auf einem Sieb gut abtropfen. Alsdann dämpft man den Sauerampfer mit etwas Butter ca. 5 Minuten und schlägt ihn durch ein Sieb. Aus Butter, Mehl und Fleisch- oder Würfelbrühe kocht man eine Suppe, in die man den Sauerampfer gibt. Man schmeckt mit Salz und Pfeffer ab, gibt zum Schluß ein Eigelb und zwei Eßlöffel Sahne dazu und serviert die Suppe mit einer Einlage von Eierstich oder gerösteten Semmelwürfeln.

**Wie stellt man Zuckerguß her?** Viele Torten und Gebäcke bekommen das rechte Ansehen erst durch einen guten Guß. Zuckerguß, mit dem man das Gebäck bestreichen will, muß ganz glatt verrührt und so dick sein, daß man Ringe damit bilden kann, die nicht sofort wieder zerlaufen. Man rührt den Puderzucker am besten statt mit Wasser mit Zitronensaft an, dann wird er glänzend. Will man aber einen Rumguß herstellen, so nimmt man zum Anrühren des Puderzuckers heißes Wasser und schmeckt die Masse dann mit Rum ab. Schokoladenguß gerät am besten, wenn man Ueberzugschokolade im Wasserbade auflöst und ihr einen Eßlöffel eines Kokosfett zusetzt. Man trägt den Schokoladenguß dann in der gewünschten Dicke auf.

**„Deutsche Hauswirtschaft"**

ist die Reichszeitschrift des Deutschen Frauenwerks. Schriftleitung Volkswirtschaft-Hauswirtschaft. Der Titel weist bereits darauf hin, daß der Kreis der Leserinnen nicht auf die Hausfrauen beschränkt bleiben, sondern auf alle Frauen, die in der deutschen Hauswirtschaft arbeiten, erweitert werden soll, als Hausfrauen, Hausgehilfinnen und hauswirtschaftliche Lehrlinge. Haushaltpflegerinnen und Hausfrauenhelferinnen und auch die berufstätige Frau.

Der Wert dieser monatlich einmal erscheinenden und dabei sehr billigen Zeitschrift liegt darin, daß laufend Anregungen für billige und doch ernährungsmäßig vollwertige und gesunde Gerichte gegeben werden, aus denen nicht nur die tüchtige Hausfrau immer wieder hinzulernen kann, sondern die auch den an erfahrenen Hausfrauen willkommene Fingerzeige sind und vor allem den unzähligen jungen Müttern wertvoll sein werden, denen nur sehr geringe Mittel für die Ernährung der Familie zur Verfügung stehen. Die Zeitschrift stellt die neue Linie der wirtschaftsbewußten Haltung aller in der Hauswirtschaft tätigen Frauen dar und behandelt das ganze vielseitige Gebiet der Hauswirtschaft. Es ist Hauswirtschaftliche Erziehung — Ernährung und Kochen — Die Verbraucherin spricht — Das Kind im Haushalt — Volkswirtschaft und Hauswirtschaft — Die Hausgehilfin u. v. a. m.

**Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.**

**Drausen und drinnen.**

Lieblich blühend, in die Weite
Dehnt mit H sich fort das Wort,
Und mit W reckt's in die Breite
Saftig-grün an anderm Ort,
Doch mit S ist's unsrer Frauen
Heißbegehrtes Material,
Und wir gerne auf sie schauen,
Wenn sie glänzen drin im Saal.

**Auflösungen aus voriger Nummer.**

Lösung:

1 Kat—b1, nun kommt Schwarz in Zugzwang, das beste ist noch
. . . . . Le8—h5.
2. Tg1—g6, nun gibt es keine Rettung mehr, z. B.
. . . . . Lh5 schlägt Tg6.
3. Se5 schlägt Lg6, matt.
Andernfalls erfolgt matt durch Turm oder Läufer.

Magisches Rahmen-Anagramm:
Mainz.

Wörterkasten.

1 Chimaere, 2 Allmacht, 3 Turmalin, 4 Odyssee, 5 Madrigal, 6 Attribut, 7 Serpentin, 8 Britannien, 9 Tantalos, 10 Einnahme, 11 Schwalbe, 12 Barnabas. — „Maritana".

Silbenrätsel:

1. Korvette, 2 Elentier, 3. Ichneumon, 4. Nogat, 5. Erika, 6. Rheingau, 7. Divina. — Keiner lernt aus!

Auflösung der Streichholzaufgabe:

OPER

**Schachaufgabe**

Matt in zwei Zügen.

Kontrollstellung: 15 Figuren.
Weiß (8 Figuren): König a6, Springer e4, Turm h5, Läufer f5, Dame e2, Bauer h7.
Schwarz (6 Figuren): König f6, Dame a1, Turm h8, Bauer a2, f7, h6.

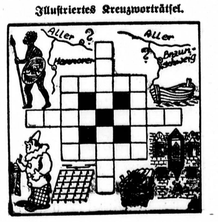
**Magisches Quadrat.**

Waagerecht und senkrecht: 1 Teil der Schiffsbrücke, 2 Arzt Napoleons in der Gefangenschaft, 3 Nebenfluß des Rheins, 4 olfaktische Genüsse, 5 Südfrucht, 6 byzantinischer Feldherr.

**Viel Lärm um nichts.**

Wir kommen zu Lehmanns. Man sieht es dem Ehepaar an, daß es eine Auseinandersetzung gehabt hat. Richtig, bald bullert Herr Lehmann los. Er erzählt aufgeregt, daß seine Frau einen dreibeinigen Tisch für die Zimmerecke bestellt habe. „Ausgerechnet für dieses Zimmer!" jammert er. „Wo der Fußboden so schief ist. Das Ding wird immer wackeln, und mich machen wackelnde Tische verrückt!" Aha, daher rührte der Streit! Aber Herr Lehmann ist ohne Grund erregt. Weshalb?

**Illustriertes Kreuzworträtsel.**




**Kreuzworträtsel.**



Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts: 1. Uniformverzierung. 5. Auszeichnung, 8. arabischer Stamm, 9. Blume, bekannter Schulmann, 10a. weiblicher Vorname. 11. weiblicher Name, 12. Volksgemeinschaft, 13. türkischer Titel, 14. Inhaltslosigkeit, 17. finnische Hafenstadt, 19. europäische Hauptstadt, 20. Farbe, 21. Vogelbett, 22. deutscher Seeheld, 23. Stadt in Südtirol, 24. Himmelskörper. — b) Von oben nach unten: 1. Stadt in Spanien, 2. italienische Hafenstadt, 3. See in USA. 4. Nebenfluß der Weichsel, 5. weiblicher Vornamen, 6. Gebirge in Thessalien, 7. deutscher Komponist, 9. Schachmeister, 12. Wasserbecken, 13. Nahrungsmittel, 15. Haustier, 16. Figur aus Lohengrin, 17. Getränk, 18. Getränk, 20. Himmelsrichtung.



# Haus, Hof und Garten

## Brombeeren gehören in den Hausgarten

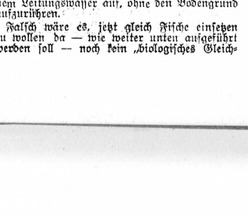
Selten finden wir in unseren Gärten Brombeeren angepflanzt, obwohl viele Hausfrauen die schönen Früchte gern in der Küche verwenden. Es lassen sich daraus wertvolle Marmeladen und auch schmackhafte Säfte bereiten. Und nicht zu verachten ist der Frischgenuß gut ausgereifter Beeren. In Wald und Feld finden wir vielerlei Arten und Formen von den Brombeeren, für die Kultur nimmt man jedoch

Zeichnung: Zamboni (M)

**Kalifornische Riesenbrombeere, eine köstliche Beerenfrucht**

besondere Sorten, deren Wahl sich nach der Art der Anpflanzung richtet. Sollen die Brombeeren ähnlich den Himbeeren angebaut werden, so muß man eine aufrecht wachsende, nicht rankende Sorte nehmen, wie „Wilsons Frühe". Zumeist wird man aber Brombeeren als Einfriedung oder auch zur Abdeckung unschöner Gebäudeteile verwenden wollen. Am besten eingepflanzte Brombeeren, deren Ranken angeheftet werden, bilden einen guten Schutz gegen Eindringlinge.

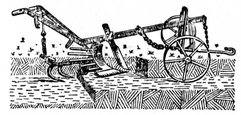
Für solche Anpflanzung am Zaun eignet sich z. B. die hartwüchsige Sandbrombeere brauchbar, auch die vor einigen Jahren eingeführte kalifornische Riesenbrombeere (vgl. Abb.), von besonders große Früchte uns die Abbildung wiedergibt. Diese Riesenbrombeere ist es zwar noch nicht sonderlich verbreitet, da sie sich nicht so gut vermehren läßt. Jedoch die



(Deike M)

Witterung eingestellt werden müssen. Auch dann wird der Bauer die Hände nicht in den Schoß legen, sondern seinen Blick auf den Zustand seines Hauses, seiner Stallungen, seiner Scheune richten. Manche Winterschäden werden hier vorhanden sein, die Maurer, Dachdecker, Zimmermann oder Tischler und Schlosser zu beheben haben. Der Bauer weiß daß alle Arbeiten handwerksmäßiger Art auch von einem Handwerker vorgenommen werden müssen. Wenn Laienhand sie ausführt, sind sie immer behelfsmäßig und unzulänglich, ganz abgesehen davon, daß das Handwerk auf derartige Aufträge wartet, ebenso sehr wie der Bauer auf die Abnahme seiner Erzeugnisse durch die Handwerker.

**Ein neuer Krümelpflug.** Bereits seit einiger Zeit wurde der beistehend abgebildete Pflug auf den Ausstellungen des Reichsnährstandes zur Schau gestellt. Durch die Eigenart der Form des Streichbrettes erregte er stets erneut Aufsehen. Anscheinend erfüllt er alle Forderungen, die eine neuzeitlich eingestellte Pflugarbeit leisten soll. So bricht er mit dem meßerartig geformten unteren Teil des Streichbrettes eine verhärtete Pflugsohle. Sucht man aber weiter die Anbauschicht durch tieferes Pflügen zu verstärken, so wird das Heraufbringen toten Bodens vermieden. Durch den angehängten Furchenlockerer läßt sich die Auflockerung der Sohle noch vertiefen. Durch das siebartig durchbrochene Streichbrett wird einmal vermieden, daß die mit einer nützlichen Kleinstebewelt angereicherte Oberkrume durch völliges Umwenden des Bodens vergraben wird und zweitens bricht und zerkleinert sich der ausstreichende Erdbalken in den Stäben, so daß eine mechanisch gut gekrümelte



Universal-Krümelpflug Zeichnung: Zamboni (M)
Erfolgreicher Schollensieber mit Furchenlockerer

Ackerkrume entsteht, die leicht in den Garezustand übergehen kann. Schließlich erlaubt die weit hinausgezogene und zweckdienlich geformte vordere Schneide des Streichbrettes ein sauberes Unterpflügen von Stallmist oder Gründüngung. Gelobt wird letzteres eine 30prozentige Einsparung von Zugkraft. — Versuche müssen zeigen, ob die angeführten Vorteile auf allen Böden erreicht werden können.

**Baumwachsrezepte.** Dazu dienen: 2½ Teile gelbes Harz (Brauer- oder Metzgerpech), ein Teil Bienenwachs, ¼ Teil dickes Terpentinöl und ½ Teil Fett (Unschlitt). Die Stoffe werden in einer kalten Pfanne ausgelassen, ins kalte Wasser geschüttet und geknetet. — Man läßt 250 g gelbes Harz in gelindem Feuer zergehen, mischt 30 g Kampferspiritus hinzu und läßt die Masse soweit erkalten, daß sie nicht klebt. Danach gibt man 50 bis 60 g 90prozentigen Spiritus und 30 g Holzasche hinzu.

**Gulasch auf wenig bekannte Art.** 750 gr Schweinefleisch schneidet man in Stücke, salzt diese und dämpft sie mit einer großen feingeschnittenen Zwiebel und einer Prise Paprika in Butter oder Fett. Inzwischen kocht man 500 gr Sauerkohl und mengt das abgegossene Kraut unter das Fleisch. Dann kocht man alles zusammen eine Weile, staubt etwas Mehl an und gießt eine Tasse saure Sahne hinzu. Man läßt den Gulasch noch 15 Minuten gehen und reicht das Gericht mit Salzkartoffeln.

## Praktischer Ratgeber

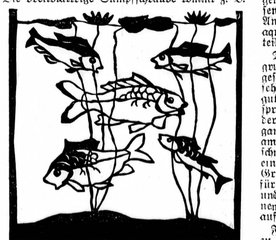
**Arbeitskalender.** Landtechnische Arbeiten im April. Alle zur bevorstehenden Frühjahrsaussaat erforderlichen Landmaschinen und Landgeräte sind jetzt gebrauchsfähig herzurichten. Es wird schwer halten, noch in letzter einmalige Neuanschaffungen rechtzeitig zu bekommen, es sei denn, daß derartige Maschinen und Geräte als Lager lieferbar sind. Der tüchtige Bauer soll keinerlei behelfsmäßige Arbeiten mit unzulänglichen Vorrichtungen durchführen. Gerade für die Frühjahrsbestellarbeiten gibt es eine Anzahl zeitsparender und sehr wirtschaftlicher Landmaschinen und Landgeräte, die jeder Landmaschinenhändler näher erläutern kann und die auch an dieser Stelle nachdrücklichst zu empfehlen sind, weil sie in vielfältiger Entwicklungsarbeit heute einen hohen Stand technischer Vollkommenheit erreicht haben. — Vornehmlich wird die Drillmaschine jetzt gebraucht, die den Samen in gleichmäßiger und richtiger Tiefe einbringt, was wieder für den gleichmäßigen Aufgang der Saat, für die gleichmäßige Entwicklung der Pflanzen und damit für ihre Güte entscheidend ist. Drillsaat hat auch den Vorzug der gleichmäßigen Reihenentfernung, wodurch erst die spätere mechanische Bearbeitung des Feldes möglich ist. — Die richtige Saattiefe ist von den Bodenverhältnissen und von der Art des Samens abhängig. Je leichter der Boden und je größer der Samen, um so tiefer soll die Ackerfurche sein, während z. B. Kleeund Grassamen vielfach mit der Schleppegge untergebracht werden. — Eine zu frühe Aussaat verzögert das Keimen und kann gegebenenfalls zum Faulen des Samens Veranlassung sein. Das gilt besonders für schweren Boden, der langsamer abtrocknet als der Sandboden. Leichter Boden wird am besten mit der Ackerschleife bearbeitet. — Es wird auch noch Tage geben, an denen die Außenarbeiten auf dem Felde wegen Unzumutbarkeit der

## Das Aquarium als Zimmerschmuck

Wer denkt nicht beim Worte „Aquarium" an eine runden, oben etwas verengten Gläser, die in früheren Zeiten häufig als sogenannter „Zimmerschmuck" in Wohnungen anzutreffen waren und in denen ein paar Goldfische ängstlich hilflos schwappend an der Oberfläche herumschwammen! Richtige Markengefäße waren diese Behälter für die bedauernswerten Insassen, die dem sicheren Tode geweiht waren; hatte in diesen Behältern doch alles, was man die „biologischen Gleichgewicht" bezeichnet. Die wenige im Wasser enthaltene Sauerstoff wurde von den Tieren sehr rasch verbraucht, und die Atmung trat ein; anderseits verpestete das zu Boden gesunkene Kunstfutter das Wasser durch Fäulnisvorgänge sehr bald, so daß die Fische einem langsamen und qualvollen Erstickungstode entgegenringen. Da half auch kein häufiger Wasserwechsel, denn die dabei eintretenden Temperaturschwankungen waren den Tieren ebenfalls sehr schädlich und führten zu Erkrankungen, die sehr oft das Eingehen der Fische zur Folge hatten.

Wie anders sieht doch ein modernes Aquarium aus, in wie hohem Maße vermag es unseren Wohnräumen ein aparter Schmuck zu sein und wie verhältnismäßig einfach ist es einzurichten! Die Unterhaltungskosten betragen nur wenige Pfennige und der Zeitaufwand nur wenige Minuten pro Tag.

Ein modernes Aquarium ist ein länglicher Behälter mit rechteckigem Boden, dessen Größenverhältnis ganz den Raumverhältnissen angepaßt werden kann. Darin stehen wir glasklares Wasser, in dem immergrüne Wasserpflanzen üppig wuchern, teils untergetaucht, teils über das Wasser hinausragend und dazwischen tummeln sich unsere nassen Lieblinge — die Fische, von denen uns eine große Anzahl der einfachsten bis farbenprächtigsten Arten zu wohlfeilen Preise zur Verfügung steht. Wer es liebt, mag noch eine Grotte von Tuffsteinen oder einige von der Sommerreise mitgebrachte Natursteine an passender Stelle im Becken unterbringen. Man wird die Anordnung ganz allgemein so treffen, daß die dem Beschauer zugewandte Seite von Pflanzen frei bleibt, um die Fische gut beobachten zu können. Die dreiblättrige Sumpfschraube kommt z. B.



(Deike M)

mehr in die Ecken, die feingeschlorten Tausendblattarten mehr nach vorn; bei etwas Schönheitsempfinden lassen sich da ganz außerordentliche Wirkungen erzielen, so daß es kaum zwei gleiche Behälter gibt, in jedem prägt sich die Eigenart des Besitzers aus. Für dunkle Winterabende gibt geeignete Beleuchtung eine ganz aparte Lichtwirkung.

Und was ist zu tun, um unser Zimmer mit einem derartigen Schmuck zu versehen, der auch seinem Besitzer durch die Beobachtung der Fische viel Freude machen wird? Wir besorgen uns einfach ein Gestellaquarium in passender Größe. Bei kleinen Ausmaßen, die der Anfänger bevorzugen dürfte, ist ein Volksaquarium des geringeren Preises wegen vorteilhafter.

Die Pflanzen benötigen nun einen Bodengrund, für den mancherlei Mischungen vorgeschlagen werden. Dem Anfänger ist zu empfehlen, von allen Experimenten abzusehen und gut gewaschenen Aquariumkies, wie er in entsprechenden Geschäften käuflich zu haben ist, derart auf dem Boden zu verteilen, daß der ganze Grund nach vorn zu abfällt, also hinten am höchsten ist. Einige Bodenwellen geschmackvoll angebracht, vermögen dem Ganzen eine dekorative Wirkung zu geben. In diesen Grund setzen wir unsere in einem Nachgeschäft für einige Groschen gekauften Pflanzen ein und füllen das Becken ganz vorsichtig mit reinem Leitungswasser auf, ohne den Bodengrund aufzurühren.

Falsch wäre es, jetzt gleich Fische einsetzen zu wollen da — wie weiter unten ausgeführt werden soll — noch kein „biologisches Gleichgewicht" vorhanden ist. Wir überlassen den Behälter erst 2 bis 3 Wochen sich selbst, damit die Pflanzen Wurzeln schlagen können, und weil das von uns eingelassene Wasser recht wenig Nährstoffe enthält, ist es vorteilhaft — wenn auch nicht unbedingt erforderlich —, eine Kleinigkeit käuflichen Pflanzennährsalzes dem Wasser zuzufügen. Die Pflanzen danken es uns durch besonders üppiges Wachstum.

Weden nun nach 2 bis 3 Wochen die Fische eingesetzt, so haben wir in unserem Behälter das biologische Gleichgewicht, d. h. unser Becken ist eine kleine Welt für sich mit ihren Wechselwirkungen: Die Fische atmen Kohlensäure aus und liefern Exkremente ab, welche beide Stoffe zum Aufbau der Pflanzen unbedingt nötig sind, die Pflanzen wiederum scheiden durch ihre Blätter Sauerstoff aus, ohne welchen die Fische nicht zu leben vermögen. Unsere einzige Arbeit besteht also neben dem Füttern im Entfernen der zwiel vorhandenen Fischerkremente vermittels des Schlammhebers und im Entfernen etwa abgestorbener Pflanzenteile. Eine Erneuerung des Wassers ist unnötig, es wird beim Vorhersehen biologischen Gleichgewichtes stets glasklar sein. Lediglich die Scheiben bedürfen alle paar Tage der Reinigung mittels der Scheibenbürste zwecks Entfernung der sich an ihnen bildenden Algen.

An Fischarten herrscht kein Mangel: Für wenige Pfennige können wir alle einheimischen Fische erhalten; farbenprächtiger, jedoch meist anspruchsvoller an Wärme, sind die Exoten, die auch für einige Groschen zu haben sind. Alle Fische nehmen am liebsten lebendes Futter, wie z. B. Wasserflöhe, Enchytraen u. a., die meisten begnügen sich jedoch mit Kunstfutter und sind für gelegentliches Frischfutter dankbar.

Fritz Siegert.

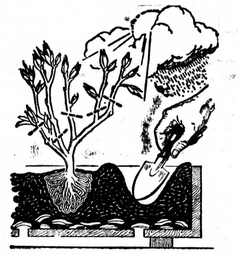
## Blumenpflege im April

Unter unseren Topfpflanzen gibt es eine ganze Anzahl, die man durch einen Rückschnitt verjüngen, also zu neuem Wachstum anregen kann. Ja es gibt viele davon, die man sogar zurückschneiden muß, weil sie sonst eine häßliche Form und trockene Teile ihres Körpers erhalten. Besonders die Pflanzen mit krautartigen, weichen Trieben, wie Pelargonien, Fuchsien, Heliotrop, muß man besonders nach einer Ueberwinterung stets zurückschneiden. Aber auch manche anderen zu größeren Pflanzen heranwachsenden, wie z. B. Oleander, Aucuba, Myrte, werden vorteilhaft mindestens in jedem zweiten Frühjahr zurückgeschnitten. Dabei wird auch dem Innern des Pflanzenkörpers alles herausgeschnitten, was zu dicht steht und sich reibt. Kümmerliche Triebe werden an ihrer Entstehungsstelle entfernt. Von den übrigen Trieben werden die stärkeren weniger die schwächeren stärker zurückgeschnitten. Alles dies geschieht am besten mit einem scharfen Messer. Selbstverständlich werden dabei auch alle toten und faulenden Pflanzenteile mit entfernt. Wer seine Pflanzen in andere Töpfe oder in den Balkonkasten pflanzt, kann bei dieser Gelegenheit gleich den Rückschnitt vornehmen.

Mit dem erwachenden Frühling kangen auch die Pflanzläuse und andere Schädlinge wieder an, unsere Zimmerpflanzen zu belästigen. Darum heißt es, Ober- und Unterseiten der Blätter, Stengel und besonders die Blattwinkel stets daraufhin beobachten! Sobald sich nur das geringste Läuschen zeigt, muß es schnell mit einem käuflichen Mittel getötet werden. Bliebe es am leben, würde es bald selbst wieder zahlreiche Läuschen in die Welt setzen.

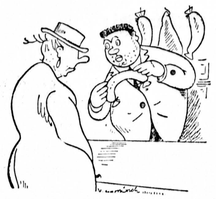
Kamelien und Azaleen sind jetzt verblüht. Wir brauchen sie nur alle 2—3 Jahre in größere Töpfe umzupflanzen und verschaffen uns dafür vom Gärtner eine Mischung von Laub- und Heideerde. Nach dem Umpflanzen lassen wir diese beiden Pflanzenarten noch einige Zeit im Zimmer stehen.

Lattenwerk auf unserem Balkon möchten wir sicher nicht nur mit den üblichen Schlingpflanzen, Wildwein, Efeu und Waldreben bewachsen lassen, sondern auch mit allerhand anderem Gerank. So säen wir jetzt schon die beliebten Cobaen, die dann ihre großen lilafarbenen Glockenblumen bringen, in Töpfen aus, aber auch Feuerbohnen, die nicht nur schön blühen, sondern deren Bohnen man in jungem Zustande auch kochen kann, Kapuzinerkresse, Ja-



(Deike M)

panischen Hopfen und buntlaubige Efeuwicken. Die Aussaatgefäße dieser Pflanzen stellt man im Zimmer ans Fenster und hält sie gleichmäßig feucht. Sollten die Pflanzen zu dicht aufgehen, dann zieht man beizeiten einen Teil derselben heraus. Ungefähr Mitte Mai kannst du dann diese Schlingpflanzen mit Topfballen gleich in den Balkonkasten pflanzen, wo sie lustig weiter wachsen werden.



„Sind auch wirklich keine Trichinen in der Wurst?"

„Aber meine Dame, wie sollen denn da Trichinen reinkommen? Sie sehen doch, die Wurst ist an beiden Enden zugebunden!"

### Schwerhörigkeit

**Was man mit der Tante Kordula erlebte**

Meine Tante Kordula ist schwerhörig. Wer sich mit ihr unterhalten will, muß kräftige Lungen besitzen.

Neulich besuchte sie mich. Sie klagte mir weitschweifig und bilderreich ihre Not. Ihre Wohnung gefällt ihr nicht. Die drei Treppen strengen sie zu sehr an. Und außerdem — so schwatzte die Tante — machen die Leute über ihrer Wohnung zuviel Lärm . . .

Tante Kordula fragt mich, was sie tun soll. „Zieh doch aus!" rufe ich, „suche dir eine andere Wohnung!"

Die Tante sieht mich entrüstet an. „Du weißt doch genau, daß ich ein wenig schwerhörig bin!" sagt sie vorwurfsvoll. „Warum flüsterst du?"

Ich atme tief ein und trompete, daß die Wände zittern: „Du mußt dir eine andere Wohnung suchen, Tante!"

Sie hat wieder nichts gehört. Nach dreimaliger Wiederholung sind meine Halsadern dick geschwollen. Da gebe ich es auf. Ich nehme ein Blatt Papier und schreibe den Satz darauf. Dann halte ich das Blatt der Tante vor die Augen.

Aber Tante Kordula wehrt ab. „Ich habe meine Brille vergessen", sagt sie, „bitte, lies mir vor . . ."

Gestern machte ich mit Tante einen kleinen Spaziergang. Der Weg führte uns an einer Fabrik vorüber. Es war gerade Mittagszeit und eine Sirene heulte steinerweichend.

Tante Kordula blieb stehen und lächelte verzückt. „Wie lieblich!" sagte sie. „Das ist die erste Lerche, die ich in diesem Frühjahr höre!"

Das schrecklichste Erlebnis hatten wir, als ich vor einigen Jahren bei Tante Kordula zu Besuch war.

Wir saßen gemütlich auf dem alten Kanapee — da zerriß plötzlich ein furchtbarer Donnerschlag die abendliche Stille, und eine Fensterscheibe zersprang mit fürchterlichem Geklirr. In der Nachbarstraße war ein großes Gasbassin explodiert.

Ich war vor Schreck fast gelähmt und halb taub von dem furchtbaren Krach. Tante Kordula aber legte ihr Strickzeug weg, lächelte erwartungsvoll zur Tür hin und flötete: „Herein bitte . . .!"

### Zweierlei

„Ach, weißt du, ich werde doch Fritz heiraten. Er hat so ein einnehmendes Wesen."

„Ja, aber keine wesentlichen Einnahmen."

### Ab ösung vor!

Der vierjährige Hans ist zu Ostern mit seinen Eltern bei den Großeltern auf dem Lande zu Besuch. Eines Tages wird er vermißt; schließlich findet man ihn in einer Ecke des großen Hühnerstalls auf einem Brutkorb sitzend, unter sich zwölf zerdrückte Eier und vor sich eine lachende Glucke. Auf die erstaunte Frage, was er hier mache, sagt er ziemlich zerknirscht: „Ach, ich wollte bloß mal ein bißchen die Glucke ablösen, damit die auch mal spazierengehen kann."

### Die Sensation

Um ihre vier unartigen Buben einigermaßen zur Vernunft zu bringen, sagt die Mutter eines Abends: „Ihr seid so unartig: diese Nacht gehe ich in den Wald und da fressen mich die Füchse!"

Am anderen Morgen meint der Jüngste: „Mama, wie es noch dunkel war, da bin ich aufgewacht und da hab ich denkt: Nu fresse se se!"

### Kathederweisheit

Professor (in der Geschichtsstunde): „Kurz, meine Herren, aus allem werden Sie ersehen haben: Alexander der Große war ohne seinen Vater gar nicht denkbar!"

### Kleine Verwechslung

„Mir ist heute so komisch — mir ist grad' so, als ob das Schwert des Kolumbus über mir hinge."

„Ach, du meinst wohl das Ei des Damokles?!"

„Seit ich hier esse, ist heute zum ersten Mal die Rechnung einigermaßen in Grenzen!"

„So, darf ich noch mal sehen? Da muß ein Fehler unterlaufen sein!"

### Bruderliebe

Vater (zu seinem Sohn, der auf dem Eise eingebrochen ist): „Marsch, ins Bett — ich will dir jetzt nichts tun, aber sobald du warm geworden bist, dann komm' ich zu dir!"

Jüngerer Bruder (nach einer Weile): „Vater, jetzt ist er warm!"

### Auf alle Fälle

Mein kleiner Junge soll seinen ersten Schulausflug machen. Am Vorabend betet er: „Und dann, lieber Gott, laß doch morgen regnen!"

Auf meine erstaunte Frage meint er: „Ach, weißt du, er macht's ja doch immer umgekehrt!"

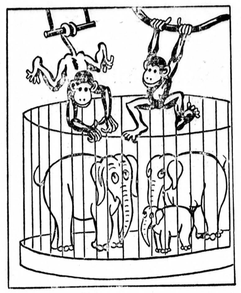
### Also, bitte!

„Fischer, was sind Sie im Zivilberuf?"

„Schauspieler, Herr Feldwebel!"

„So? Dann mimen Sie endlich mal einen tüchtigen Soldaten!" („Neue J. Z.")

## Frühling im Zoo



**Sorgen einer Elefantenmutter: „Ich habe solche Angst, daß unser kleiner Jumbo sich all diese Dummheiten von den Affen da drüben angewöhnt!"**

**Der zerstreute Photograph**

**Bewunderung! „Ach, Franz, wie mutig du bist!"**

**Traum des Mannes, der den ganzen Nachmittag die Affen beobachtet hatte.**

**„Da fällt mir ein, Elli, du könntest wieder mal Hackepeter zum Abendbrot machen!"**

### Der Schotte auf der Hochzeitsreise

Der Schotte fuhr nach Venedig.

„Was machen Sie in Venedig?"

„Meine Hochzeitsreise!"

„Wo ist Ihre Frau?"

„Daheim. Sie kennt Venedig schon."

(„Fliegende Blätter".)

### Die aufmerksame Schöne

„Otto machte mir in der Konditorei eine Liebeserklärung, die ich zurückwies. Darauf stürzte er beleidigt davon. Ich habe ihn aber zurückgeholt!"

„So schnell änderte sich deine Gesinnung?"

„Nein, er hatte noch nicht bezahlt!"

(„Fliegende Blätter".)

### Für den Rest gut!

A.: „Kannst du mir zwanzig Mark leihen?"

B.: „Ich habe leider nur zehn Mark bei mir."

A.: „Dann gib mir die zehn Mark. Für den Rest bitt' ich dich mir gut."

„Ich möchte gern allein bleiben, Schaffner. Ist das möglich?"

„Aber natürlich! Da brauchen Sie bloß die Zigarren zu rauchen, von denen Sie mir schon eine gegeben haben!"

### Schnelle Justiz

Mein kleiner Junge ist sehr wild, und er gehorcht nicht immer meinen Anweisungen. Als er trotz meiner Mahnungen wieder einmal zu sehr unbotmäßig und dabei hinterlistig war, sagte ich zu ihm: „Siehst du, du hast mir nicht gehorcht, und nun hat dich der liebe Gott gleich gestraft!" Einige Tage später wird er bei seinem Spiel von seinem Schwesterchen gestört. Er gibt ihr einen Schupp, so daß sie hinfällt. Auf ihr Geheul meint er nach kurzem Überlegen: Siehst du, der liebe Gott straft immer gleich!"

### Schwer was zu machen

„Von meiner Frau ist ungemein schwer etwas zu erlangen. Gegen Spitzen ist sie absolut stumpf. Pelze lassen sie kalt, und wenn ich ihr einen Hut kaufen will, stellt sie eine Gegenbehauptung auf."

### Der Grund

„Otto, du hast aber ein schlechtes Zeugnis!"

„Ja, Papa, der Lehrer muß was gegen mich haben!"

*

Fritz: „Das Kamel kann acht Tage ohne Wasser leben."

Willi: „Das könnte ich auch, nur meine Mutter erlaubt es mir nicht."

### Der Maßstab

„Man sollte einen Mann niemals nach seinen Kleidern beurteilen!"

„Das tue ich auch nicht — ich beurteile ihn lieber nach den Kleidern seiner Frau!"

(„Passing Show".)

### Ein Anspruchsvoller

„Ist dieses Ei auch wirklich ganz frisch?"

„Es ist diesen Morgen gelegt worden, mein Herr!"

„Um wieviel Uhr?" („Fliegende Blätter".)

### Die blamierten Europäer

Schaubudenbesitzer zum zögernden Besucher: „Wenn Se nich ringomm, glaubt der Leute, Se ferchten sich — un dann sin Se blamiert in ganz Afrrrika!"


**Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!**

**Ein starkes Rad**

ist unser gutes Edelweißfahrrad. Es trägt den schwersten Fahrer mit dem schwersten Gepäck auf den schlechtesten Wegen bei spielend leichtem Lauf **und dennoch ist es erstaunlich billig.** Katalog auch über Nähmaschinen und allen Fahrradzubehör senden an jeden gratis und franko. Bisher etwa ½ Million Erstkäufer schon geliefert. Das konnten wir wohl nimmermehr, wenn unser Edelweißrad nicht gut und billig wäre. In Fahrradhandlungen **nicht** erhältlich, sondern nur von uns direkt oder von unseren Vertretern.

**Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg R**

Für Wanzen, Küchen- u. Hausgerät Scheuerpulver

**Fegeputz**

Es kratzt nicht!

Thompson-Werk Düsseldorf

Hasfreiter's giftfreie unfehlbare Kräuter-Kuren gegen

**Kropf Basedow**

Bei Nichterfolg Geld zurück

Verlangen Sie kostenlos wissenschaftl. Broschüre Nr. 2

Friedr. Hasfreiter Germering bei München.

**Laubsägerei**

ist sehr interessant, praktisch u. nützlich! Katalog gratis durch

Hofmann & Schmitt Limburgerhof (Pfalz)

**Kathol. Ehe**

dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst, 30jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund R Herne W 153

**Schlank**

und bis 10 Kilo leichter in prämiiertmalig Medaille Diäkur Aufklärung kostenlos. M. Roth, Nürnberg, K 5, 146

**Dauerverdienst!**

Durch Ausbau uns. Arb.-Gemeinschaft erhält, wieder viele Herren angen. Existenz b. soi. beginn. hoh. Eink., Bernf gl. Auskunft kostenl. **Vulkan-Keramik Koblenz 117.**

Der schönste **Blumenschmuck** für Veranda, Balkon, Fensterbrett, sind unstreitbar meine echten

**Gebirgs-Hängenelken**

illustr. Preisl. grat. u. fr. A. Gnadl, Versandgärtnerei Trudering 174, Obb.

Deutsche Markennähmaschinen ab RM 124.—, Zick-Zack ab RM 198.— **Ritter, Paderborn, Markt 8** Besichtigung erbeten

**Inserieren bringt Gewinn**

**Darum kauf** u. werd' nicht matt **bis der letzte Arbeit hat!**

**Schreib an Stricker!**

Der neue Kupfertiefdruck-Katalog geht sofort ab. Enthält viele Modelle günstige Preise. Stricker-Räder sind gut.

**E. & P. Stricker,** Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

**Wer** Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

**Anzeigenpreise**

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile. 66 mm breit, 45 Pf. Für die Erteilung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn. Hannover 1534.


Verantw. i. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": I. Vj. 36: 37 660. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 118.

5. Jahrgang – Nr. 17 Sonntag, 26. April 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Heidefrühling

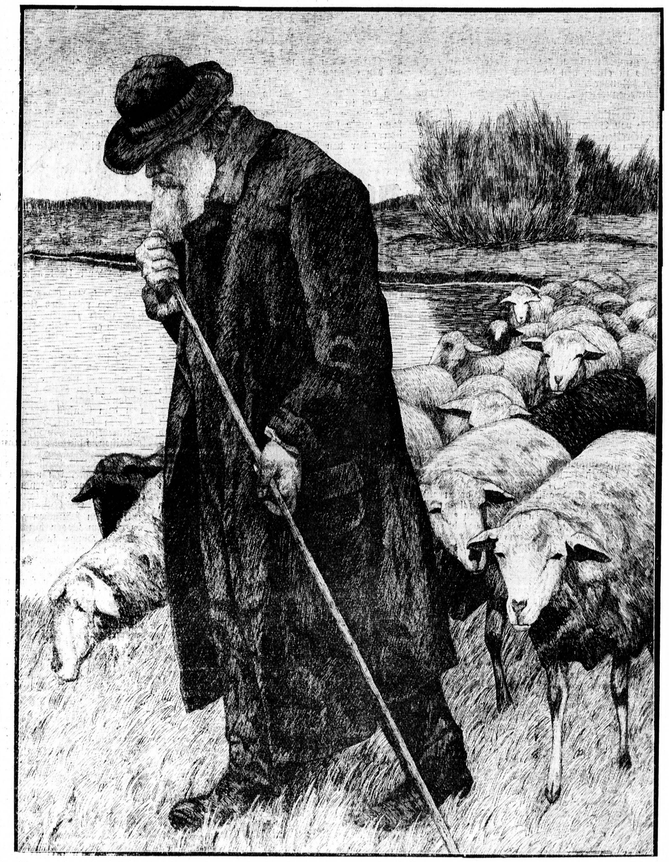
Alle Birken grünen in Moor und Heid',
Jeder Brahmbusch leuchtet wie Gold,
Alle Heidlerchen dudeln vor Fröhlichkeit,
Jeder Birkhahn kullert und tollt.

Meine Augen, die gehen wohl hin und her
Auf dem schwarzen, weißflockigen Moor,
Auf dem braunen, grünschimmernden Heidemeer
Und schweben zum Himmel empor.

Zum Blauhimmel hin, wo ein Wölklein zieht
Wie ein Wollgrasflöckchen so leicht,
Und mein Herz, es singt ein leises Lied,
Das auf zum Himmel steigt.

Ein leises Lied, ein stilles Lied,
Ein Lied, so fein und lind,
Wie ein Wölkchen, das über die Bäume zieht,
Wie ein Wollgrasflöckchen im Wind.

Hermann Löns



„Der alte Schäfer" / Zeichnung von Fritz Reuter

Bavaria-Verlag (Eigene Bildanfertigung)

## Schafe in der Stadt

Vor Tagen besuchten die Schafe uns mitten in der Stadt. Es war in der Anlage, die eine weite, grüne Rasenfläche hat. Auf den Bänken an ihren Wegen saßen junge Mütter, die ihre Kinder im Kies des Weges spielen ließen und sich selbst mit einer Handarbeit die Wartezeit vertrieben. Da wurde es plötzlich lebendig in diesem Kinderparadies. Die klugen guten Schafe kamen in einer ganzen Herde, umhellt von zwei zottigen Schäferhunden, freudig geführt vom alten Hirten, im Schmuck einer silbrigen Bartgarbine. Herde, Hirt und Hunde erregten Aufsehen in den Anlagen der Stadt. Die Männer und die jungen Mütter erhoben sich zu ihren Ehren von den Bänken. Die Kinder liefen jauchzend auf die Lämmer zu und streichelten ihnen den dicken Wollepelz. Und wenn die Lämmer hüpften, freuten sich die Kinder und hüpften mit.

Schafherden in der Stadt sind ja heute eine Seltenheit. Sie sind ein Stück Kindheitserinnerung, das die Jahre fast verschüttet hatten. Jetzt plötzlich weiß man es wieder: Ja, damals, in den neunziger Jahren, als wir Kinder waren und auf dem Dorfe wohnten, gab es immer Schafherden, Schäfer und wachsame Hunde. Im Frühjahr, wenn das Gras in die ersten Keime trieb, zog der Schäfer mit seinen Tieren über die weiten dörflichen Weideflächen. Die Lämmlein hüpften in der Schar der Mutterschafe mit, und die stolzen Böcke im Schmuck ihrer Halskrausen gingen gelassen im Trott ihrer zahlreichen Nachkommenschaft. Nachts weideten die Schafe auf irgend einem Acker in der Nähe des Dorfes. Der Schäfer schlief im Karren auf seiner Strohschütte, und die Hunde bellten gegen den bleichen Mond, der Erde und Sterne bewachte.

Wie gut man das alles wieder weiß, wenn man plötzlich in eine Schafherde steht! Man vergißt die Stadt zwischen Steinen und Asphalt, in der man das beste Stück seines Kindheitsparadieses verlor!

Als der Schäfer dieser Herde an meinem Platz vorüberkam, sah ich im Geiste vor mir unsern alten Heimatschäfer, wie er oftmals vor mir stand, an seinen Stab gebogen, den Strickstrumpf in den alten, verrunzelten Händen. Er hatte einen flachsblonden Apostelbart und schlief fast immer bei seinen Schafen auf dem Stroh unter den nächtlichen Sternen. Er war ein kluger Mann und wußte um die geheimsten Dinge. Er duzte sich mit dem Apotheker und behandelte das Vieh wie ein richtiger Tierdoktor. Doch als ich ihm eines Tages etwas zudringlich ins verwitterte Gesicht blickte und die Frage wagte, wann er sich zum letztenmal gewaschen hätte, blieb er die Antwort schuldig — er wußte es nicht mehr . . .

Ach, Schafe, Schäfer und Weide — das ist der große Dreiklang der Stille, der uns Städtern im Lärm der Zeit verloren gegangen ist!

Ich aber trug ihn, nach diesem überraschenden Besuch mitten in der Stadt und unter einem blauen Frühlingshimmel, wieder in mir, und der städtische Alltag hatte ein neues, ein schöneres, ein verklärtes Gesicht!

*

Langsam war ich dem Schäfer mit seinen Schafen gefolgt. Ich mußte ihn bewundern, wie er so ruhig, ohne die geringste Aufregung, sicher wie über einen Feldweg die Schafe durch die verkehrsreiche Straße führte. Einen herrlichen Beweis ihrer Tüchtigkeit gaben die zottigen Hunde, die so unermüdlich, als wären sie sich ihrer großen Verantwortung bewußt, die große Herde beisammen hielten. Bis zu der großen Eisenbahnbrücke, unter die sich die Straße demütig bückt, bin ich mitgegangen. Und als der Schäfer mit seiner Herde gerade vor der Brücke angekommen war, brauste ein Schnellzug heran, donnerte über die Brücke im langen wiegenden Takt der anstoßenden Räder. Wie gebannt blieb der Schäfer diesen Augenblick stehen, in dem der Zug vorüberrollte. Sein Auge hing an jedem Wagen, an jedem Fenster, in denen Bild auf Bild an ihm vorbeihuschte, von denen er jedes nur ungern und zögernd ließ. Welch eine Begegnung, mußte ich denken. Und wieder viel mir der alte Schäfer aus der Heimat ein, der hatte wohl gar nie einen Schnellzug gesehen, viel weniger war er in so einem geschwinden Ding gefahren. Er würde gewiß den Kopf ungläubig geschüttelt und den Strickstrumpf vor Schreck fallen gelassen haben, wenn schon dieser Schäfer, doch ein Kind unserer Zeit, der vielleicht in seinem Heim draußen im Dorf Radio hörte und die Zeitung las, schon wie angewurzelt stand. Doch auch mir hat sich diese Begegnung, dieses Bild so eingeprägt, daß ich es nicht vergessen und noch lange darüber nachgedacht habe. Was mögen die vielen Menschen hinter den Fenstern der Schnellzugwagen gedacht haben, als sie aus ihrem rasenden Tempo dort unten den Schäfer stehen sahen und über seine gemächlich kroddelnde Herde hinwegfuhren. Jedem mag sich das Bild nur Sekunden geboten haben. Manche haben es vielleicht garnicht begriffen, aber dennoch die gewaltigen Gegensätze gespürt, die hier aufeinanderprallten. Zwei Zeiten, die sich einander völlig überholt zu haben scheinen, die eine mit ihrem geruhsamen Verborgen- und Verlorensein zwischen Wald, Wiese und Feld und die neue, städtische mit ihrem Tempo, ihrem Verkehr, ihrer Hast und Unruh, ihren lärmenden Fabriken und rollenden Zügen und all den Attributen, die wir der modernen Zeit anzuhängen pflegen. An diesem Eisenbahnübergang schienen sie einmal ganz nah aneinandergerückt, wie sich gegenseitig herausfordernd — nicht zum Kampf, nicht zu Gegensätzen, können wir heute sagen, sondern zum Vergleich. Wir haben es nicht mehr nötig, über die eine herzufallen und die andere in den Himmel zu heben, wir haben gelernt, mit nüchternen Augen beider Vorzüge und Nachteile zu sehen, vor allem das Gute und Große, was

jede Zeit an sich hat, und sind bemüht, das Beste aus beiden Zeiten in unsere suchende Gegenwart zu retten. Die Gradheit, Treue, Heimatliebe, Gläubigkeit und das Gottvertrauen aus der alten, den Fortschritt, die Technik, die Leistung, das Kämpferische, das Wagemutige und Entschlossene aus der neuen Zeit. Beides vereint schenkt uns die zuversichtliche, lebensbejahende Haltung, die uns heute wieder so sehr beseelt und uns fröhlichen Mutes in die Zukunft schauen läßt. —

# Gruß an den Frühling

Eine Betrachtung von Hans Bethge

Er kommt immer mit der gleichen Jugend an und findet uns immer älter. Er kommt immer mit dem gleichen Brausen und findet uns immer stiller. Er kommt immer mit dem gleichen Lachen und findet uns immer ernster. Er kommt immer mit der gleichen Kraft und findet uns immer müder . . .

Frühling, du bist der ewig Junge, der ewig Unveränderliche, der ewig Strahlende. Du bist der Siegesbewußte, der heitere Ueberwinder des Trüben. Du bist herrlich und rücksichtslos. Du bist die schönste, erregendste und gefährlichste aller Jahreszeiten. Du rüttelst uns das Innerste durcheinander und verwirrst uns das Gehirn. Die flammenden Wünsche kommen über uns, die nie gestillt werden, und die großen Hoffnungen, die sich nie erfüllen.

Wo ist einer, den du nicht berührst mit deinem Zauberstab? Kinder sollen durch die Sonne, jauchzend, mit roten Wangen, aber die Jünglinge schlagen einsame Wege ein, voll schwärmerischer Gedanken. Der Hirt bläst die Flöte voll Sehnsucht und Uebermut. Die Dichter schreiten mit unsichtbaren Kränzen um die Stirnen durch das Land und mit den träumerischen Augen der Seher. Junge Mädchen rennen durch die Straßen, unruhig, mit fragenden Blicken, unwissend, wohin; alte Herren sitzen auf den Bänken, lassen die Sonne auf ihren welken Händen und fragen sich: „Schon wieder Frühling? . . . Wie oft noch? . . .?“ alte, kranke Mütterchen lassen sich vor die Tür in die Sonne setzen, schließen die Augen im Lehnstuhl, fühlen das heftige Licht des Lenzes durch ihre kühlen Adern rinnen, hören wie aus weiter Ferne das Jubeln ihrer Enkel bei dem Spiel und sind müde, müde, dem Leben kaum noch gehörig.

Nichts haben die Dichter mehr verherrlicht als den Frühling und die Liebe, denn die beiden gehören zusammen. Zu bedauern sind die Armen, die im Frühling keine Geliebte haben. Junge Liebespaare wandeln durch den Frühling hin, das ist ganz selbstverständlich, an Bächen entlang, wo die Weiden ihre langen, hellgrünen Zweige ins Wasser hängen lassen, durch Wiesen, wo Anemonen blühen, und im Mondlicht durch schimmernde Gärten, wo die Nachtigall im Flieder schlägt.

Aber auch den Tod bringt der Frühling. Vielen der Alten und Müden, die den Winter durch leidend waren, wird der Frühling ein Erlöser. Sie können seinen kräftigen Anhauch nicht mehr ertragen, sie wehen nun in seinem Sturm, sie löschen aus wie abgebrannte Kerzen. Es muß trostlos sein, im Frühling zu sterben, wenn man fühlt, wie alles umher jugendlich keimt und quillt und sich dehnt und sich sträckt und erneuert — nur man selbst nicht. Es muß zum Verzweifeln sein, mitten zwischen Knospen zu sterben. Einen Sinn hat der Tod nur im Herbst, wenn alles vergeht und erlischt.

Es ist gar nicht so leicht, in den Frühling hineinzukommen. Man muß erst durch die trostlosen Regenwolken hindurch, die der März und April über uns bringen. Das sind oft furchtbare Wochen, in denen die Sonne für immer gestorben zu sein scheint, trübsinnig machende Wochen mit düsteren, tief hängenden Wolken, mit Sturm und Hagelschauern und wässerigem Schnee — und mit der brennenden Sehnsucht nach dem Süden und seinem Licht. Im März stellen sich in jedem Jahr mit völliger Sicherheit drei, vier aufeinander folgende Tage von ganz sommerlicher Wärme ein. Märchenhafte, wunderlame Tage. Nun ist der Frühling da, meint man in voreiligem Glauben, da reißt man die Fenster auf, man hört auf zu heizen, man geht in lichten Kleidern auf die Straße — und dann, meist ganz früh, kommt der Umschwung, und man hat den elendesten Katarrh im Halse.

Ach, wie müde macht der Frühling! Wenn man es an den prallen Frühlingstagen Knospen der Sträucher nicht merkte — man würde es an den eigenen Knochen spüren, daß er naht. Man fühlt sich hinfällig, die Augen blicken matt, und der Gang ist nicht so aufrecht wie sonst. Aber es ist etwas Süßes in dieser Müdigkeit — wie in der Müdigkeit der Genesenden. Man kann ruhig sagen: vor den Frühling im Tiefsten genießen will, muß ein Genesender sein, einer, der den Winter durch krank war. Er wird die Wunder dieser Zeit am seligsten durchkosten.

Furchtbar muß es sein, im Gefängnis oder im Zuchthaus zu fühlen, wie der Frühling kommt. In Fesseln liegen, ohne die geringste Hoffnung, einen blühenden Baum oder ein Blumenbeet zu sehen — es wäre nicht zu verwundern, wenn sich solch ein unseliger Gefangener den Kopf an der Steinwand seiner Zelle einrennen würde vor Sehnsucht, vor Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung.

Wo wäre der Frühling schöner als in unseren Gebreiten? Im Süden sind die Winter zu farbig und zu lau, als daß der Frühling eine wichtige Rolle spielen könnte. Es blühen nur ein paar Blumen mehr im Frühling, das ist alles. Aber bei uns kommt der Lenz wie eine Revolution. Er ist der große Umschwung, die bunte Verjüngung, das holde Wunder des Jahres.

Man wandelt an Gärten vorüber, an ganz durchblühten Gärten, das Auge ist trunken von all der farbigen Herrlichkeit, und immer wieder bleibt man stehen, besonders am Abend: wunderbare Gerüche weben uns an; woher kommen sie? Aus Büschen, aus Beeten oder aus Bäumen? Betäubende Gerüche, verwirrende Gerüche, sie werfen sich wie ein süßes, umstrickendes Netzwerk über unsere Sinne, es ist, als spürten wir Atem einer überirdischen Welt.

Bevor ich in den Frühling stürme — muß ich noch schnell auf etwas wunderbar lieblich Duftendes hinweisen, das uns der Frühling neben so vielen Köstlichen entgegenbringt: auf den zarten, schmalblättrigen, unscheinbar blühenden Waldmeister. Eine aus edlem Moselwein mit Talent bereitete Maibowle, krebsrot an einem sternenfesten, dufterfüllten Abend — ja! Das ist bei Gott kein verachtenswerter Genuß — wir grüßen dich, Frühling!

# Allein mit Erika

Vor meiner Abreise hatte Otto gesagt, wenn ich durch M. käme, dann solle ich unbedingt seinen alten Freund Hoppe aufsuchen, ihm schöne Grüße überbringen und ein Kistchen Zigarren; er sei ein netter Kerl und habe eine entzückende Tochter!

Als ich in M. eintraf, war es elf Uhr vormittags, und ich beschloß, einen oder auch mehrere Züge zu überspringen, je nachdem, wie entzückend nun wirklich die Tochter sein würde.

Frau Hoppe öffnete mir selbst die Tür, sie hatte eine Brille auf der Nase und einen Säugling im Arm. „Sie wünschen?“ fragte sie, nicht sehr freundlich. Ich nannte meinen Namen, sagte mein Verschen auf, Freund Otto betreffend, mal sehen, wie's geht, Zigarren abgeben und so.

„Treten Sie immer näher, mein Mann ist allerdings im Dienst“, sagte Frau Hoppe und ließ mich ein. Hiermit war der Säugling anscheinend nicht einverstanden, denn es ertönte ein markerschütterndes Gebrüll. „Hattu mei Kintt . . .“ tröstete Frau Hoppe das Kind. „Hattu, Süßi Angst vorm fremden, bösen Mann?“

Ich wurde in das Wohnzimmer geleitet, das Süßi wurde in den Wagen gesetzt und hörte mit Brüllen auf. „Ihr Enkelchen?“ fragte ich freundlich.

Frau Hoppe war empört. „Enkelchen? Das ist meine Tochter Erika.“

So, so, das war also die entzückende Tochter! Ich hatte sie mir ganz anders vorgestellt.

Ich übergab Frau Hoppe das Paket. „Ach, Zigarren!“ sagte sie, und legte das Paket zur Seite. „mein Mann raucht ja gar nicht mehr, das habe ich ihm abgewöhnt, Erika liebt es nicht!“ Sie trat an den Wagen heran, „Mitz wach. Mausi liebt nüß, wenn Poppi puff-puff macht!

Erika sagte: Chamlnfoi!

„Welch reizendes Kind!“ sagte ich, denn sowas wirkt immer. Frau Hoppe wurde tatsächlich etwas freundlicher. „Nicht wahr? Und nicht ein bißchen Angst hat sie, so zutraulich ist sie schon mit ihren elf Monaten!“

Ich stand neben dem Wagen, Erika sah mich prüfend an und sagte: Talalmfa-l! Dann griff sie zögernd nach meinem Filshut, den ich noch immer in der Hand hielt. „Kinti will mit Huti pielen?“ sagte Frau Hoppe, und schien entzückt von dem Einfall ihrer Tochter.

Erika betrachtete den Hut voll gespannter Aufmerksamkeit, wollte zuerst ein Stück davon abbeißen, schüttelte ihn langsam, dann plötzlich voller Temperament hin und her, dann nahm sie ihr zweites, kleines Mistschandchen zu Hilfe und versuchte, ihn mitten durchzureißen. Obgleich sie vor Anstrengung krebsrot im Gesicht geworden war, mißlang der Versuch. Hierauf sagte sie: Hatschlnfaifisch, knüllte den Hut fest mit beiden Fäustchen zusammen und warf ihn in großem Bogen hinaus.

Frau Hoppe fand das entzückend. „Hattu Huti nachmeifi, mein Godi?“ Sie wandte sich an mich: „Ach, geben Sie doch bitte den Hut nochmal her!“

Erika bekam den Hut und begann, ihn sachgemäß zu zerpflücken, zuerst riß sie das Futter heraus. „Wie sie niedlich spielt“ sagte Frau Hoppe, „würden Sie vielleicht . . . ich muß nämlich dringend eine kleine Besorgung machen, wenn Sie vielleicht so freundlich wären, etwas auf das Kind achtzugeben, ich bin gleich wieder zurück!“

Ich war so freundlich, und Erika wurde zur Sicherheit angeseilt, das heißt, mit Hilfe eines sinnreichen Systems von Bändern und Schnallen so an den Wagen gefesselt, daß sie sich frei bewegen, doch nicht aus dem Wagen fallen konnte; wenigstens theoretisch.

Frau Hoppe verließ das Haus, Erika sah mich an, sagte: Haschlmnia-sich, — dann warf sie meinen Hut mit gewaltigem Bogen in die Gegend und fing fürchterlich zu brüllen an. Ich hob schleunigst den Hut wieder auf, reichte ihn ihr und sagte: „Huti pielen!“ Aber Erika brüllte noch lauter und schmiß ihn wieder voller Verachtung auf den Boden. Jetzt schrie ich sie an: „Halt den Mund, dummes Gör!“ Dabei klopfte mein Herz heftig vor Aufregung.

Erika verstummte sofort, dann erhob sie sich im Wagen. Sie sah mich an, als sinne sie auf Rache, dann stützte sie die Hände auf den Rand des Wagens und brachte ihn, indem sie ihr Hinterteilchen immer wieder an die Gegenseite des Wagens stieß, immer stärker zum Schaukeln. Ich war der Ueberzeugung, sie wolle ihn unbedingt zum Umkippen bringen und mich derart einer furchtbaren Strafe aussetzen, daher gebot ich strengstens Einhalt. Es half absolut nichts, so daß ich den Wagen selbst festhalten mußte.

Erika war erstaunt, sie verzog das Mündchen, sagte: „Abdis Abbeba“ oder so was ähnliches, und es war eine unverkennbare Drohung, sofort wieder mit Brüllen loszulegen, falls es mir nicht gelingen sollte, sie zu unterhalten. Ich sah mich hilfesuchend um, auf dem Sofa lag ein Teddybär, den brachte ich ihr. „Erika! Märchen spielen!“

Erika nahm den Bär mit zögernden Fingern, sagte: tätä-tätätä, und biß ihm in die Ohr. Dann versuchte sie mit entschlossener Miene, ihm ein Bein abzureißen. Das saß fest, Erika kam in Wut und schlug den Bär immerfort mit der Faust auf den Bauch. Dann schrie sie einmal schrill auf, es klang wie „Chlimsch“, und der Teddy flog im Bogen hinaus, mitten auf den Schreibtisch des Hausherrn, wo krachend ein gläserner Photohalter in Trümmer ging.

Ich ging zum Schreibtisch, besah den Schaden, sagte die Glassplitter zusammen, setzte den Rahmen wieder auf. Dieses benutzte Erika, um eine ganz große Niedertracht in Szene zu setzen: Nichts anderes war ihr Begehr, als von dem Wagen zu steigen! Sie hatte einen Augenblick, da der Wagen gebremst, das Gleichgewicht verloren, und hing jetzt zappelnd auf halb des Wagens, dabei brüllte sie wie am Spieß.

Der Anblick ließ mein Blut gerinnen, ich stürzte auf sie zu, hob sie an den Beinen hoch, packen und stülpte sie in den Wagen zurück. Es war sofort wieder still, und es gelang mir, sie in eine aufrechte, sitzende Stellung zu bringen. Dann überlegte ich, was jetzt zu geschehen habe. Bäc und Hut waren ungeeignet, aber Dif-Dak ist immer eine gute Sache, ich drehte also mein Handgelenk mit der Armbanduhr vor ihr Ohr.

Das wirkte. Erika lauschte zuerst interessiert, dann aber war ihr Wunsch unverkennbar, das Ding nun auch zu sehen. Sie betastete die Uhr, fuhr mit den Fingerchen über das Lederriemen, und — nie hätte ich es für möglich gehalten, daß so ein kleines Kind so ernst, raffiniert sein könnte, — mit einer affenartig blitzschnellen Ruck hatte sie den Riemen gelöst, und in gewaltigem Bogen flog meine Uhr in die Zimmerecke. Wo sie wohlgemutet liegenblieb.

Die akustische Wirkung des Vorganges war so stark, daß Süßi mit einem fürchterlichen Gebrüll loslegte. In diesem Augenblick war draußen die Tür geschlossen, und Frau Hoppe eilte ins Zimmer.

„Hattu dik effekt, mein Mausi, mein Süßi, was hat denn böser Mann gemacht?“

„Ihre Tochter hat meine Uhr soeben zerdeppert“, sagte ich. Frau Hoppe war entrüstet. „Wie kann man auch nur derartige Dinge einem Kinde zum Spielen geben! Wie leicht hätte sie sich beschädigen können! Ich werde Sie wirklich nicht, man übernimmt doch nicht eine Aufgabe, wenn man ihr nicht gewachsen ist!“ Dann wandte sie sich wieder an das Kind: „Komm, mein Goldi, komm, Mausi, böse Papa ist nie mehr da. Süßi muß mit Mutti Ausi haben!“

„Leben Sie wohl, Frau Hoppe“ sagte ich und hob meinen Hut vom Boden auf, eine Pfaelenfalt wird ihm hoffentlich seine ursprüngliche Form wiedergeben können. Im Vorübergehen nahm ich die Kiste Zigarren an mich. Auf der Fahrt hohe ich zehn Stück davon heraus. Aus Wut. Von wegen entzückende Tochter!

Chlimsch!

Wast.

# Die wichtige Botschaft

Berlin im Jahre 1910 . . .

Der Gesandte des Königreichs Württemberg gab seinem Legationsrat folgende Anweisung: „Heute abend ist das Festessen bei Bethmann-Hollweg. Bei dieser Gelegenheit soll der Vertrag zwischen dem Reich und Württemberg unterzeichnet werden. Da ich jedoch erst spät zurückkommen werde, sende ich Ihnen gegen neun Uhr einen Boten mit einer kurzen Mitteilung, die Sie bitte sogleich an unsere Regierung telegraphieren.“

Am Abend begab sich der Gesandte zu dem Festessen des Reichskanzlers, und der Legationsrat wartete mit seinem Sekretär auf die Botschaft. Pünktlich um 9 Uhr traf ein Bote mit ihr ein.

Der Legationsrat öffnete das Schreiben und fand eine Anzahl von Wörtern darin. Aber er versuchte vergeblich, sie zu entziffern. Der Gesandte schrieb die unleserlichste Handschrift der Welt, und in der Eile war sie noch schlechter geworden.

Lange bemühten sich die beiden Beamten um die Deutung der seltsamen Krähenfüße, dann gaben sie es auf. „Das kann niemand lesen!“, sagte der Legationsrat und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war eine verzweifelte Situation, denn die Regierung in Stuttgart wartete auf die Meldung.

Da hatte der Sekretär eine Idee. „Ich kenne jemand“, sagte er, „der das unleserlichste Zeug lesen kann. Nicht weit von hier wohnt ein Apotheker, der jedes Rezept entziffern kann. Denn die Herren Doktoren sind ja für ihre miserable Handschrift bekannt. Wie wäre es, wenn wir das Schreiben diesem Manne vorlegten?“

Das schien auch dem Rat ein guter Ausweg, und alsbald wurde Gustav, der Botenjunge, beauftragt, den Gesandtenbrief zum Apotheker zu tragen, ob er die darin enthaltene Mitteilung lesen könne.

Eine Viertelstunde verging. Dann war der Junge wieder da.

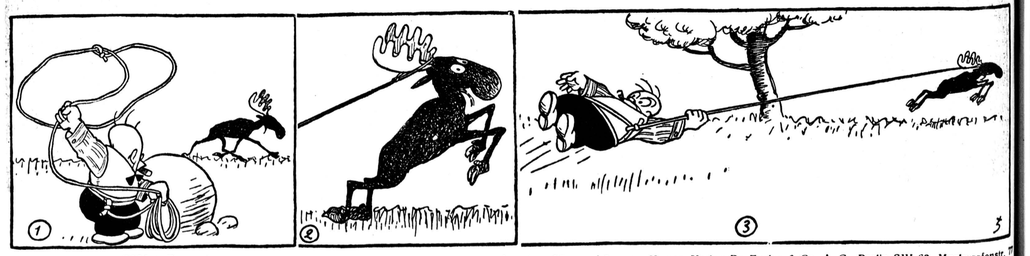
„Nun? Hat der Apotheker es lesen können?“ fragte der Rat voll Spannung.

„Jawoll!“ erwiderte der Bote. „Er hat gesagt, daß ein Apotheker alles lesen könne.“

„Na und?“ rief der Rat ungeduldig.

„Und Sie hätten eine Mark und fünfzig Pfennige dafür zu bezahlen!“ sprach der Bote und stellte ein sauber etikettiertes Fläschlein mit einer grünlichen Flüssigkeit auf den Tisch . . .

Oskar G. Foerster.



**Mitgefangen, Mitgehangen**

Aus dem Album: Adamson, Humor, Verlag Dr. Eysler & Co. A. G., Berlin SW 63, Markgrafenstr. 17

# Schlüsselblumenland

Von Georg Britting

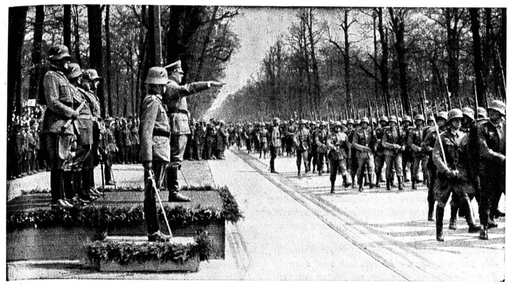
Georg Britting, der die neue deutsche Dichtung um eine Reihe großer, künstlerisch unnachahmlicher Werke bereichert hat, erhielt soeben von München, der Hauptstadt der Bewegung, den Dichterpreis für das Jahr 1935. Aus diesem Anlaß bringen wir aus seinem kürzlich im Albert-Langen-Georg-Müller-Verlag in München erschienenen Gedichtband „Der irdische Tag“ die folgenden Verse zum Abdruck:

*Ach, die Wiesen! Seht die Wiesen!*
*Seht, die Wiesen werden wieder grün,*
*Und die gelben Schlüsselblumen blühn!*

*Der Teich glänzt schwarz und unbewegt und hoch*
*Die Weide steht im Flatterhaar.*
*Am Himmel segelt, selig leise,*
*Schnelle Reise,*
*Eine weiße Wolkenschar.*

*Zwischen Knospen, in den Zweigen*
*Des Holunders, singt die Meise.*
*Wandelnd auf den feuchten Steigen*
*Junge Männer, mit dem Hute in der Hand,*
*Und durch Mädchenzöpfe flicht sich manch ein*
*rot und blaues Band.*

*Wolken gehen, und die Mädchenkleider wehen*
*Schattenwerfend übers Schlüsselblumenland.*



**Hoeffh in der Heimat**

Der englische Zerstörer in Wilhelmshaven. Der Sarg mit der Leiche des deutschen Botschafters verläßt auf einer Lafette den Hafen und wird mit allen militärischen Ehren nach dem Bahnhof geleitet, von wo die Ueberführung nach Dresden erfolgte. (Heinrich Hoffmann, K.)

# Der Geburtstag des Führers

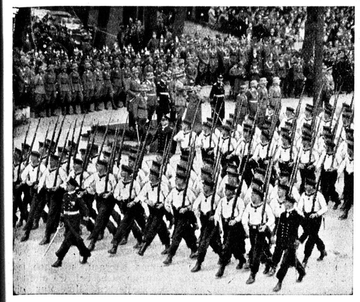
**Die Wehrmacht ehrt ihren Obersten Befehlshaber**

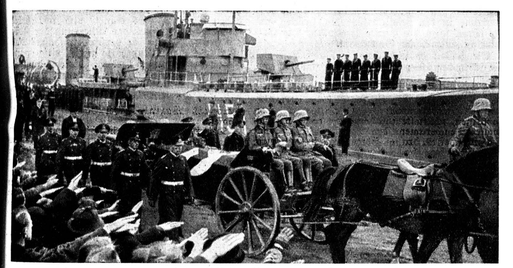
Ein Ausschnitt aus der großen Parade der Wehrmacht im Tiergarten. Hinter dem Führer von links nach rechts: Generalfeldmarschall von Blomberg mit dem Marschallstab. Generaloberst Göring, Generaladmiral Raeder. (Scherl, Bilderdienst, K.)

Bild unten rechts:
**Die Panzer bei der Fahrt durchs Brandenburger Tor**
(Atlantik, K.)

Bild unten links:
**Auch die Kriegsmarine war auf der großen Parade vertreten**
(Heinrich Hoffmann, K.)

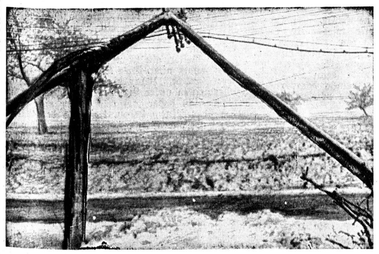
Bild unten Mitte:
**Die Liebe und das Vertrauen der Jugend gehören dem Führer**
Die ersten Gratulanten in der Reichskanzlei. Kinder in den reizenden Trachten der einzelnen deutschen Gaue. (Heinrich Hoffmann, K.)





**Der diesjährige Maibaum für die Reichshauptstadt**

Der Maibaum, der im Berliner Lustgarten Aufstellung finden wird, ist im Warndt, jenem bekannten Waldgebiet des Saarlandes gefällt worden. Er wird auf unserem Bilde unter der fröhlichen Anteilnahme der Bevölkerung durch das Dörfchen Ludweiler bei Saarbrücken transportiert. (Scherl Bilderdienst, K.)



**Die Schneestürme über Süd- und Westdeutschland**

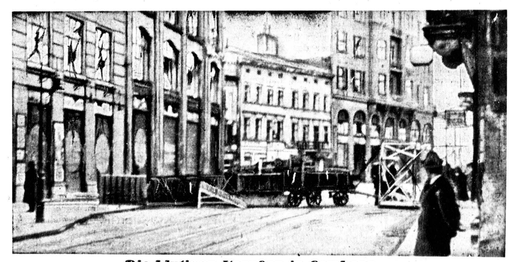
Die Folgen des Schneesturmes, der über ganz West- und Süddeutschland tobte und allerorts großen Schaden anrichtete: In der Nähe von Usingen bei Frankfurt, wo der Sturm besonders wütete, brachen selbst starke Telegraphenmasten unter der Last des Schnees
(Scherl Bilderdienst, K.)

**„Ein tröstliches Gefühl des Vertrauens“**

Ministerpräsident Sarraut bei seiner Rede vor den Vertretern der französischen Provinzpresse, die auf alle französischen Sender übertragen wurde. Er beschäftigte sich in erster Linie mit der außenpolitischen Lage und mit der französischen Rüstungsstärke, und stellte fest, daß ihm die Ueberlegenheit der französischen Armee eine „tiefe Genugtuung“ und ein „tröstliches Gefühl des Vertrauens“ sei. — Um so weniger „Sicherheit“. (Scherl Bilderdienst, K.)

**Jahrgang 1915 in Italien eingezogen**

Junge römische Rekruten des Jahrgangs 1915, die in diesen Tagen zum Heeresdienst eingezogen wurden. Die jungen Männer führen Plakate mit sich, auf denen sie ihrer Freude über das Ereig is Ausdruck geben. Mit dem Jahrgang 1915 hat Italien nunmehr über 1¼ Millionen Mann unter den Waffen. (Associated Preß, K.)



**Die blutigen Unruhen in Lemberg**

Ein Blick auf eine der Hauptstraßen von Lemberg am Tage der Unruhen, die die Folgen eines Generalstreiks waren. Im Hintergrund sind Barrikaden sichtbar. Bei den Unruhen wurden bekanntlich mehrere Personen getötet und viele verletzt. (Swiatowid, K.)

Karl Benno v. Mechow

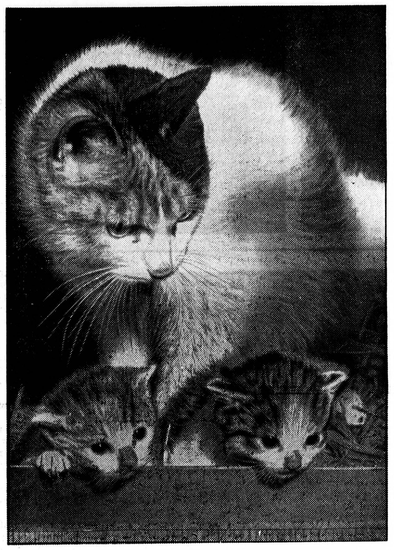
# Reiter in Rußland

Einen Bericht von tapferem und heldischem Leben, von geheimnisvollen und abenteuerlichen Ritten durch Gefahr und Tod in feindlichem Land, gibt der Dichter Karl Benno von Mechow in seinem Reiterroman „Das Abenteuer", den wir mit Erlaubnis des Albert Lange/Georg Müller-Verlages in München den folgenden Abschnitt entnehmen.

Der Tag begann. Er war grau wie alle diese Tage, doch regnete es nicht. Die Schützen lagen und warteten auf das Näherkommen der feindlichen Reiter. Die alte Spannung stieg den Körper hinauf.

Es begann wie alle Tage, bald aber wurde es anders. Die Reiterpatrouille zögerte sehr lange dort hinten am Wald und wandte sich unentschlossen bald nach rechts, bald nach links. Langsam nur rückten sie näher. Kosaken schienen es nicht zu sein, sie waren groß und vorzüglich beritten, man sah es durch das Glas.

Sie bogen nach rechts ab und verschwanden im unübersichtlichen Gelände. Ob sie umkehrten oder seitlich ritten oder vordrangen— man sah es nicht. Man sah nichts Lebendes mehr . . .



Katzenfamilie

Scherl Bilderdienst, M.

Lux beobachtete von seinem Holzstoß aus den Wald, der so riesig schien, der so totenstill schlief und doch ein Geheimnis barg. Alle wußten, daß der Wald ein Geheimnis barg, und darum waren sie so unruhig und verwünschten die Pause, das pausenreiche Leben.

So endete dann auch die Pause. Ihre Hemmende Stille zersprang im dumpfen Abschlußknall einiger Feldkanonen, und dann standen ein paar Schrapnellwolkchen über der Gegend und erregten die Herzen.

Dem ersten folgten weitere Abschüsse, es formte und malte sich das Bild eines langsam aufziehenden Gefechtes. Das Land war sehr groß; dies russische Land um Wilna war überall groß, die Schrapnells hatten viel Raum. Sie kosteten über die Landschaft, verloren sich in der riesigen Weite, wurden kaum beachtet. Stand eins einmal nahe, legten die Schützen den Kopf auf den Arm. Mehr war nicht nötig, nicht wichtig waren die Schrapnells.

Wichtig allein blieb der Wald. Groß war er, und er wuchs immer mehr, je älter der graue Herbsttag wurde: ein Gegenspieler voll Macht und Hinterhalt. Aller Augen hingen am Saum dieses Waldes.

Nur Lux schaute wo anders hin. Er besah sich, immer häufiger, die Schrunden und Narben der Erde, das boshaft gelbe Gelände zur Rechten und sprach laut vor sich hin. Er ließ den jungen Griesbart von der Fünften kommen und wies ihm das Vorland zur Rechten.

„Ich bin nicht so sicher," sagte er, „daß dort rechts nicht jetzt schon Schützen auf der Lauer liegen und uns später in die immer und ewig dazu geschaffene Flanke geraten. Ich sah dort vorhin die Reiterpatrouille verschwinden, sie tauchte nie mehr auf. Sorgen Sie, wenn der Angriff aus dem Walde kommt, auch an Ihrem Flügel, daß die Männer die Ruhe behalten und im Liegen schießen!" Verstanden? Reiner dürfte aufstehen, um stehend zu schießen, verstanden? . . .

Das hatte Lux gesagt, diese Sorge hatte er noch bereden können, da gab endlich der Wald sein Geheimnis her. Der Angriff trat in die freie Welt hinaus und erregte ein größtes Erstaunen.

Man hatte Schützenketten erwartet, die aus den Bäumen traten und in dünnen Schwaden heranzogen.

Jedoch vor dem Walde lag nun ein dichtes Gewimmel, schnell immer mehr auf, ballte sich, zog sich in große Breite auseinander und rückte als geschlossene Woge mit brausender Schnelligkeit heran:

Reiterei war es, eine Unmasse Reiterei, breit ausgedehnt, sich immer mehr verbreitend, jetzt schon den ganzen Waldesfaum bedeckend. Soviel Bäume einst, soviel Reiter jetzt, Schwadronen, Regimenter, wohl mehr als bloß eine Division . . .!

Der Anblick war überwältigend, ein Bild, das die Herzen traf und sie in beiwunderbem Staunen fesselte. Hoi, riefen sie, seht doch, hoi!

Prachtvoll, wie die Russen ritten, einen Galopp wie zur Parade, in schnurgerader Breite, blitzschnell entwickelt aus den schmalen Defilee des Waldes! Eine Mustertruppe muß es sein, vielleicht die Petersburger Garde? Ein Regiment dort ganz und gar auf Schimmeln, ein lebendiger weißer Schaum in der sonst dunklen Welle.

Frühling / Von Friedrich Wilhelm Weber

Aus dem tiefsinnigen Epos „Goliath" des Dreizehnlinden-Dichters entnehmen wir diese schönen Verse.

*Und wieder war der längst ersehnte Gast*
*Auf lichtem Wolkenboot, der Lenz, gekommen*
*Und streute, heiter lächelnd, Blum' und Blatt*
*In jede Schlucht und hauchte weich und warm*
*Die Gletscher an, die eisumstarrten Firnen*
*Und stürzte talwärts mit den Wasserfällen*
*Und spielte mit des Bergsees blauer Flut*
*Und mit der Säterhirtin gelben Locken,*
*Wenn ihres Hornes Frühlingsbotschaft klang*
*Von Berg zu Berg und weitumher die Schwestern*
*Von Berg zu Berg ihr frohe Antwort gaben.*

*Behaglich säuselnd wiegte sich die Tanne*
*Am Hügelhang, sie bückte sich und sprach*
*Zum Apfelbaum, der ihr zu Füßen stand:*
*„Wie war der Winter schauerlich und hart!*
*Ich trug von Reif und Eis die rauhe Brünne*
*Viel Monde lang und träumt' in halbem Schlaf*
*Die grauen Tag' hindurch, die Dämmernächte*
*Und seufzte, wenn der Sturm, der alte Riese,*
*Mich in den Armen hielt und ungeschlacht,*
*Nach Bärenart, um meine Liebe warb.*
*Kein Vogelsang, kein Herdenglockenton!*
*Zuweilen nur des Spechtes schriller Schrei,*
*Zuweilen nur der kurze Pfiff des langen*
*Waldmenschen dort, wenn er mit seinem Hund*
*Im tiefen Schnee des Wildes Spur verfolgte. —*
*Jetzt, o wie wonnig, sonnig ist die Welt!*
*Die Taube kam, die Schwalbe kam zurück*
*Und brachte Grüße mir von meinen Basen,*

*Dem adligen Geschlecht am Libanon!*
*Die Bäche hüpfen talwärts mit Gesang,*
*Und Rain und Wiesen blühn, und deine Knospen,*
*Mein trauter Nachbar, quellen rot und weiß,*
*Und röter immer, weißer jeden Tag." —*
*So wispelte die Tanne wohlgemut*
*Und schüttelte ihr dunkelgrünes Kleid,*
*Daß eine Wolke süßen Wohlgeruchs*
*Gleichwie ein duft'ger Mantel sie umfloß.*

*Der Apfelbaum versetzte: „Ach, Frau Tanne,*
*Ich muß nur blühn und blühn und hurtig blühn;*
*Denn wie der Wind mir durch die Zweige fährt,*
*Und wie die Amsel husch! vorüberschießt,*
*So fährt und fliegt der Sommer schnell dahin,*
*Der Winter folgt ihm über Nacht und streut*
*Unholden Duft mir auf das grüne Laub.*
*Drum muß ich blühn und hurtig blühn,*
*Damit des Hofs Gebieterin, Sigune,*
*Am Weihnachtsfest den Apfel nicht entbehrt;*
*Sie muß ihn haben, nur zur Augenweide,*
*Zur Kränkung nur, da sie die goldne Frucht*
*Geliebten Kleinen nicht bescheren kann. —*
*Doch sieh, der Tag vergeht, so schön er war,*
*Mein Feind, der kalte Nebel, zieht herauf:*
*Ich fürchte mich. Frau Tanne, gute Nacht!" —*

*Nun war es still. Die Abendsonne strahlte*
*Dem tiefen Tal, in welchem eine Klause*
*Geborgen stand, die letzten Grüße zu.*
*Sie färbte purpurrot die Felsenzacken*
*Und tauchte' in glimmend Gold den Föhrenwipfel,*
*Auf dem ihr Abendlied die Drossel sang.*

## Der verlorene Ring

Aus der Schulzeit ist uns wohl noch jene Geschichte von dem Ring in Erinnerung, den Polykrates ins Meer warf, und der sich bald danach im Bauch eines Fisches wieder bei seinem Besitzer einfand. Auch in der deutschen Sage stoßen wir auf ganz ähnliche Motive.

Die Geschichte, die hier berichtet wird, hört sich an wie eine jener Fabeln, wie wir sie vor 50 Jahren in Jugendbüchern zu lesen bekamen. Aber sie ist dennoch wahr und von durchaus glaubwürdigen Zeugen berichtet.

Vor mehr als 50 Jahren wurde in einer englischen Kleinstadt ein Laubsursche mit einem wertvollen Ring zum Goldschmied geschickt. Auf einer Brücke betrachtete der Junge den Ring mit den schillernden Brillanten. Dabei fiel er ihm aus den Händen und rollte über das Geländer in eine Schlammbank des Flusses.

Der Junge suchte lange nach dem Ring, aber er fand ihn nicht mehr. In seiner Angst lief er davon und ging zur See. Auf manchen Schiffen durchkreuzte er die Weltmeere und gelangte schließlich nach Amerika. Nach einem abenteuerlichen, arbeitsreichen Leben wurde er hier Besitzer einer Farm, die ihm allmählich ein großes Vermögen einbrachte.

Fünfzig Jahre nach seiner Flucht kehrte der Farmer nach seiner Heimatstadt zurück. Eines Tages ging er mit einem Jugendfreund durch die Straßen und kam auch an die Brücke, wo er einst den Ring verloren. Er erzählte dem Freunde die ganze Geschichte.

„Ich könnte schwören", sagte er zum Schluß, „daß hier die Stelle ist, wo er hineingefallen ist."

Bei diesen Worten stieß er seinen Stock in die Schlammbank unter der Brücke, um dem anderen die Stelle zu zeigen.

Als er den Stock wieder zurückzog — steckte der Ring an seiner Zwinge . . .

Oskar A. Förster.

Die breite Welle jedoch läuft nicht auf Menschenfüßen. sie eilt auf tausend flinken Pferdebeinen heran und kommt mit jedem Herzschlag eine Bodenbreite näher. Sie wächst aus dem grauen Hintergrund heraus und gewinnt furchtbare Größe.

Sie schießen wie verrückt, reißen Patrone auf Patrone in den Lauf, halten hin, drücken ab, sie hören schon die Pferde schnauben. Die Gefahr ist allernächste Gegenwart.

Sie halten es nicht aus in ihren Löchern, sie sehen sich schon überritten, zertrampelt, von oben mit der Lanze gestochen. Sie springen auf und schießen im Stehen. Alle springen sie auf, vom Flügel an, Leutnant Griesbart als der erste. Schwankend stehen sie, atemlos schießen sie, starren der anbringenden Gefahr in den Rachen, unterscheiden schon Pferde, Reiter, Gesichter. Spüren im Höllenlärm des eigenen Schießens nichts von dem Eisenhagel der ihnen von rechts her um die Köpfe geht. Sehen nicht, bedenken nicht, daß hier und dort einer zwischen ihnen zusammensinkt, daß Gliedert in den Boden hinein verflinkt, daß sie des Teufels Zielscheibe wurden.

Nur eins weiß er. Lux rast durch die Schützenkette, johl und schreit, drückt einzelne Schützen an der Schulter auf die Erde nieder, tritt sie, fährt wie ein Wahnsinniger umher. Ueberall wird er gesehen in diesen Sekunden, jeder erinnert sich später, von Lux barbarisch behandelt worden zu sein, von zum letzten Mal gesehen zu haben. Jeder. Seine Stimme stieß ihnen für alle Zeiten in den Ohren, seine stets mehr tobende als lohende Stimme. Sie vergaßen sie nie.

Was Lux tat, man nennt es Pflicht: er war ein guter Hirte für seine Herde. In kurzer Zeit lag die Schützenkette wieder in ihren Löchern. Der Eisenregen von rechts fuhr unschädlich über ihre Köpfe. Sie schossen ruhiger, nahmen sich Zeit zum Zielen. Sie hielten ihn auf die anstürmenden Pferde, denn die Pferde waren es, die ihnen die Gefahr heranttugen, die Rappen, die Braunen, die breite Schaumflut der Schimmel!

Die Pferde fielen in Massen. Breite Lücken klafften in der heranbrausenden Welle. Schwarze Löcher sprangen auf in den galoppierenden Gliedern, bäumten sich aus und überrannten die geschlossene Einheit in Stücke.

Man sah nicht mehr in die Weite. Der jämmerliche Herbsttag gab sein bißchen Gewalt an die Nacht ab, und auf dem grenzenlosen Felde dieses Gefechts verstummte langsam aller Lärm.

Die Patronen gehen aus, die Karabiner schwimmen glühend in den Fingern. Die Augen kämen in die Nacht. Immer noch stecken verstreute Gruppen in den Falten dieses Feldes. Ein Riesenbesen einzelner Reiter mußte vorhin diese geschlossene Ganzheit gebildet haben, — Regimenter, Divisionen! Der russische Zar, er ist Herr über unzählige Menschen und Pferde. Hier wären wir fast in seinen Massen ertrunken . . .

Nacht ist es. Die Schützen sitzen wieder auf den Pferden und reiten an. Viele Sättel bleiben leer. Nacht ist es. Man sieht nicht, welche Pferde keinen Reiter mehr tragen. Man weiß nichts voneinander . . .

Vorne ruft einer „Halt", Vorne ruft einer „Antreten". Es ist Kettenbergs Stimme. Von Lux sagt einer, er sei durch Kopfschuß verwundet. Der Regen fällt dichter und niemand redet. Man reitet und weiß nichts voneinander.

Die Gegend, die der neue Tag darlegte, erschien ihnen. Sie hatten sie gestern schon einmal gesehen, und dort, gar nicht fern, lag die Weite des großen Gefechtes. Sie waren geritten, die ganze Nacht, und nicht von der Stelle gekommen! So war es oft, was scherte es sie! Es regnete, und sie ritten.

Sie sahen jetzt, wer fehlte auf den ledigen Gäulen . . . Sie hörten von Lux, daß er lebte. Tief und schwer hörte er geatmet unter seinem riesigen Kopfverband. Wer atmet, lebt! Wer hat etwas dagegen zu sagen! Wer!! — Nein, niemand sagt etwas dagegen, niemand sagt, daß er keine Hoffnung mehr hat. Es gibt viele Arten zu leben, zu sterben. Und Lux wird leben.

Es ist Tag, und wir reiten immer noch ungestört? Nun ja, wir haben dem Zaren gestern seine Schimmelbrigade zerballert und heute haben wir frei! Es regnet und wir haben frei. Wegen ungünstiger Witterung der Krieg auf den folgenden Tag verschoben. Habe? Man mag nicht lachen. Lux hätte gewiß, risse er jetzt die Marschkolonne herauf, diesen dummen Scherz gemacht. Und dann hätten wir gelacht.

Was ist mit Kettenberg? Man hört nichts von ihm als sein stilles „Halt", sein stilles „Anreiten". Kettenberg, was soll er tun? Er bleibt, der er ist: wacker und langweilig. Ihm fehlt das zündende Leben.

Plön, vor ihm aber noch Lux, — sie waren unsere Führer, sie waren Führer. Gut ist es, hinter Führern zu reiten im Abenteuer . . .

Sie ritten um einen Hügel und sahen ein neues Stück Land. Nichts fesselte ihren Blick in dieser neuen Landschaft, nichts anderes als ein Erdhaufen aus frischem Sand. Seitwärts auf dem Hügel, hoch über ihrem Wege, war er zu einem Haufen geschichtet.

Der Kommandeur kam geritten, und der Doktor folgte ihm. Sie kamen dort von dem Hügel geritten. Sie sprachen mit Kettenberg, und dieser gab es an die Zite weiter:

Erste Schwadron, dort oben ist euer Mittelmeister zu begraben. Ja.

Machte er Worte, dieser Kettenberg? Hielt er eine Ansprache, etwa so: Dort ruht Mittelmeister Freiherr von Gerien, Chef usw., gefallen am 29. September 1915 in der Wildnis, im Lande um Wilna, beim Orte Weißnichtwie, als Reiter, ein Führer, ein Mensch! — Sagte Kettenberg dies? — Nein. Können und nicht erinnern.

Ein Reiter, ein Mensch, ein Held? — Nein, nein, gewiß nicht. Dies Wort ist nichts für unsere Sprache. Ueber dieses Wort spielt mit allermeisten unser Lux, dieser Mensch, von Anfang nicht besser als alle. Aber eine Gnade lag über seinem Leben, ließ aus der Gärung am Ende eine Glorie steigen. Es war ihm nicht gönnt, sein Leben fertig zu leben — wenn er auch die Heimat nicht wiedersah.

Ein Führer, ein Reiter, kurzerhand: Lux.

Nahm man sich Zeit, gab es einen Aufenthalt, eine Ehrung nach Sitte und Gewohnheit? — Nein, können uns nicht erinnern. Die Schwadron blieb im Reiten, zog im Schritt fünfzig Meter entfernt am Grabe ihres Führers vorbei. Die Schwadron ist klein, viele ledige Pferde gehen an der Hand. Die Reiter sind müde, aber sie straffen den Oberkörper, kneifen die Schulterblätter zusammen, sie drücken das Kinn gegen die Binde.

Die Reiter nehmen die Augen nach rechts. Ein gelber Haufen Sand beherrscht den Hügel. Die Reiter wenden die Köpfe wieder nach vorn, sie schweigen und reiten ihren Weg, ihren Weg.

Tänzchen im Frühling (Deike M.)

# Uraufführung in Kopenhagen

ROMAN VON WILHELM SCHEIDER

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W 62

7. Fortsetzung

Achim schritt langsam auf die Tür zu, die zum Nebenzimmer führte. Konstanze folgte.

Auch in diesem zweiten Raum waren die Wände mit verhängten Bildern bedeckt, doch hier machten einige altmodische Möbel den Raum einigermaßen wohnlich: ein Biedermeier-Sekretär am Fenster, an der Wand ein geschwungenes Plüschsofa, davor ein ovaler Tisch, einige Stühle, an der anderen Wand eine Kommode und ein Schrank.

Doch Achim öffnete eine weitere Tür, die in einen dritten Raum führte.

„Bitte", sagte er, „Sie sollen alles sehen." Sie blickte hinein. Hier standen Kisten aufgestapelt, zahlreiche Kisten, hochgetürmt bis an die Decke. Im Vordergrund auf schmalem Raum ein eisernes Bett.

„Hier nehme ich mir manchmal ein Bild heraus", sagte Achim, „doch meine großen Sachen muß ich immer vor Augen haben. Bitte, wollen Sie Platz nehmen?"

Er stellte eine kleine Lampe mit grünem Schirm auf den Tisch, Sie setzte sich auf das Sofa. Er blieb vor ihr stehen und bat ihr Zigaretten an.

Seine ganze Haltung, wie er regungslos am Tisch stand, die Hände in den Taschen seines Sakkos vergraben, die Zigarette im Mund — die Art, wie er auf sie herunterblickte, hatte etwas Drohendes und Unheimliches. Ja, er war jetzt völlig anders als George, weltenweit von ihm entfernt.

Und plötzlich begann er zu sprechen, mit gedämpfter, ein wenig heiserer und hohler Stimme:

„Sie kommen in seinem Auftrag?"

„Nein, ich bin völlig freiwillig zu Ihnen gekommen."

„Es ist ihm aber bekannt, daß Sie hier sind?"

„Nein, ich stehe mit George in keinerlei Verbindung."

Er schüttelte den Kopf: „Sie versuchen, mich zu täuschen."

„Herr Hartenau — ich bitte Sie, an meinen Worten nicht zu zweifeln."

„Er hat Ihnen doch sicher Instruktionen mit auf den Weg gegeben."

„Ich habe mich völlig von ihm gelöst. Sie müssen es mir schon glauben. Sie telegraphierten mir, daß Sie Hilfe brauchten. Nur daraufhin entschloß ich mich. Vielleicht kann ich Ihnen ja wirklich helfen."

Er setzte sich ihr gegenüber. Der Tisch war zwischen ihnen. Er beugte sich ein wenig zu ihr vor. So starrte er sie an mit seinen Fieberaugen.

„Es wäre Wahnsinn — ein Verbrechen. Was für einen Grund sollte er dazu haben?"

„Es ist sein Haß, sein grenzenloser Haß. Sein Haß will mich erledigen."

„Ich begreife nicht, warum er Sie hassen sollte."

„Kommen Sie, ich will es Ihnen erzählen."

Sie setzten sich wieder an den Tisch. Und nun berichtete er ihr in seiner hastigen, nervösen, leidenschaftlichen Art von seinem Leben. Es war das gleiche, was ihr Gritli Sander erzählt hat. Er beschönigte nichts, er gab sich völlig vor ihr preis.

„Fräulein Loon — ich weiß einige Bilder werden konnte, weil meine Mittel zu schwach dafür waren. Ich brauchte sein Erbteil. Deshalb ließ ich ihn für tot erklären. Er war doch verschollen, niemals hatte er etwas von sich hören lassen, zehn Jahre lang."

Sie unterbrach ihn: „Ihnten Sie nicht, daß er noch lebte?"

„Ich ahnte es — aber ich wußte es nicht."

„Sie hätten warten müssen."

„Ja — ich hätte warten müssen. Mindestens noch zwanzig Jahre lang. Aber die Versuchung war zu groß. Ich klage mich ja auch an."

„Und Sie glauben, daß er Sie deshalb haßt?"

„Ja. Es muß ihm damals zu Ohren gekommen sein. Da beschloß er, mich zu bestrafen. Aber sein Haß ist immer schon in ihm gewesen, schon als wir Knaben waren."

„Ich kann es nicht fassen."

„Sie kennen ihn nicht, er hat einen Kopf aus Eisen. Sein Haß wächst über alles Menschliche hinaus, sein Haß wächst bis zur Tollheit. Es genügt ihm nicht, daß er mir mein Vermögen raubte — er will auch das Letzte noch zerstören, das ich besitze. Den Schutz der Gesetze verweigert man mir. Ich bin am Ende meiner Kraft. Nur Sie können mir noch helfen. Nur Sie . . ."

Sie zuckte die Achseln: „Ich weiß nicht, wie Sie sich das denken."

„Oh, es ist so einfach. Sie haben ihn doch lieb, nicht wahr? Sie wären ja auch nicht zu mir gekommen, wenn diese große Liebe nicht in Ihnen wäre . . . Sehen Sie: der Haß in George — muß an Ihrer Liebe zusammenbrechen."

„Das heißt . . .?"

„Daß Sie sich ihm stellen sollen. Sie sollen sich ihm in den Weg stellen. Seinen Haß abwürgen."

„Aber ich habe doch die Verbindung mit ihm abgebrochen. Ich habe keine Ahnung, wo er sich aufhält. Wissen Sie es?"

„Nein. Aber er kommt doch. Ich fühle es, daß er zu mir kommt."

Sie schwieg erschüttert. Plötzlich hörte sie ein seltsames Knacken, ein kleines Geräusch im Nebenzimmer. Dort, wo die vielen Bilder hingen.

Auch er hatte es gehört. Er zuckte zusammen, seine Züge verzerrten sich, er blickte auf die Tür.

Dann erhob er sich rasch, ging auf die Tür zu, öffnete und starrte in das Dunkel . . .

Diese Stille.

„Herr Hartenau — das ist doch . . ."

„Nein", schrie er, „kein Verfolgungswahn, das ist es nicht. Ich weiß bestimmt: er kommt."

„Wenn Sie es so fest glauben, so sollten Sie sich polizeilichen Schutz verschaffen."

„Die Behörden helfen mir doch nicht — ich muß mir selber helfen."

Sie schloß die Tür: „Bitte, kommen Sie jetzt!"

Er ließ sich zum Tisch zurückführen. Er war kreideblaich. Als er wieder auf dem Stuhl saß, klappte er zusammen.

Sein Kopf sank vornüber, er schloß die Augen.

Konstanze, voller Mitleid mit dem Mann, sprach liebevoll auf ihn ein. Er müsse sich bestimmt täuschen. Natürlich würde sie versuchen, ihm zu helfen. Sie würde noch Berlin fahren, George dort finden und ihn bitten, von seinem Vorhaben abzustehen.

Er richtete sich wieder auf. Verzweifelt schüttelte er den Kopf:

„Zwecklos, völlig zwecklos. Inzwischen ist er schon bei mir gewesen. Er kommt heute, er kommt morgen. Er kommt über Nacht. Vielleicht wartet er noch etwas, weil er weiß, daß er mich immer mehr zermürbt. Er will einen Zerbrechenden antreffen — oder einen Schlafenden, der sich nicht rührt."

„Herr Hartenau — sind das nicht Fieberphantasien?"

„Nein, noch ist mein Kopf klar. Noch heute — noch morgen . . ."

„Aber sehen Sie nicht ein, wie unmöglich es ist, daß er heimlich bei Ihnen eindringt?"

„Für George gibt es keine Unmöglichkeiten. Denken Sie an den Raub meines Vermögens. Sein Haß kennt keine Widerstände."

„Trotzdem will es mir nicht eingehen", antwortete Konstanze nach einer langen Pause, „wie er heimlich bei Ihnen eindringen sollte. Es ist doch technisch einfach unmöglich."

„Oh, er findet schon einen Weg. Er ist ein Abenteurer."

Achim schwieg und begann von neuem zu rauchen.

Nach einer Weile erhob Konstanze sich:

„Ich bin todmüde. Verzeihen Sie, ich muß gehen. Morgen komme ich wieder. Wir werden alles Nähere besprechen. Sie können sich auf mich verlassen, ich helfe Ihnen."

Er sprang auf. Sie beschwichtigte ihn:

„Aber bitte, Herr Hartenau — Sie brauchen mich nicht zu begleiten. Den Weg ins Hotel finde ich schon allein."

Entgeistert starrte er sie an: „Sie wollen . . ."

„Ich bin sehr müde."

„Und wenn er kommt — schon heute nacht!"

„Was denken Sie: er ist ja in Berlin."

„Sie wissen es?" stieß er hervor, „Sie wissen, wo er wohnt?"

„Gesehen habe ich ihn nicht. Er hat mich angerufen. Ich ließ ihm sagen, ich sei verreist."

„Dann — dann ist er schon auf dem Wege."

„Herr Hartenau — nehmen Sie sich zusammen! Sie sind doch kein Kind!"

„Ich kann es nicht — bin fertig mit meinen Nerven."

„Sie können sich auf mich verlassen, daß nichts geschieht."

Achim schwieg eine Weile.

„Sie sind hierher gekommen, um mir zu helfen", sagte er dann, „und jetzt wollen Sie mich allein lassen. Ich kann das nicht ertragen, dieses Alleinsein." Die letzten Worte hatte er fast geschrien.

„Ich soll bei Ihnen bleiben — hier in Ihrer Wohnung?" Konstanze war ratlos. Was sollte sie tun?

„Ja, ich möchte Sie darum bitten. Nur die heutige Nacht — und die morgige. Ich fürchte mich davor, daß er kommt."

Sie entschloß sich schnell. Vielleicht lag wirklich Unheil in der Luft. Vielleicht flahte George tatsächlich so etwas wie einen Ueberfall. Außerdem — Achim hatte recht — war sie ja gekommen, ihm zu helfen. Ihr Pflichtgefühl siegte.

„Gut", sagte sie, „ich bleibe."

Sie reichte ihm die Hand, sie lächelte müde.

„Aber Sie müssen schlafen gehen. Gute Nacht. Ich wache hier für Sie. Das Sofa ist bequem."

Einige Minuten später war sie allein im Zimmer.

Sie trat ans Fenster, blickte über den Strom. Grau und dunkel floß er jetzt dahin. Vom andern Ufer blinkten einige Lichter herüber. Der Mond war hinter Wolken verschwunden.

Eine Weile lauschte sie in die Stille. Und nun wurde es auch still in ihr. Sie war erschöpft, wie ausgehöhlt.

Sie trank ein Glas Wasser, setzte sich auf das Sofa und nahm ein Buch aus ihrer Reisetasche. Es war eine kleine wissenschaftliche Schrift ihres Gatebuch.

Doch zehn Minuten später lag das Büchelchen auf dem Teppich, es war ihren Händen entfallen.

Sie schlief.

*

Als sie erwachte, war das Zimmer vom ersten grauen Licht des Morgens erfüllt.

Sie setzte sich auf.

Wie ein Alpdruck lag es über ihr. Bleiern wanderten die Gedanken. Sie blickte um sich. Der Vorhang war vom Fenster fortgezogen. Und dort die Tür, die geschlossene Tür . . .

Dahinter schlief Achim.

Sie schrak auf und erhob sich. Nun war sie wach, völlig wach.

Sie hatte die Nacht bei einem Patienten zugebracht. Gut. Aber die Nacht war jetzt zu Ende. Draußen wartete die graue Stunde auf sie, die Stunde vor Sonnenaufgang.

Hier konnte sie nicht bleiben. Es wohnten noch andere Leute im Hause — außer Achim. Fort!

## Bruder, deine Hand

Unser ist dies Land,
dieses große Land, [Not.
umso teurer uns durch Schmerz und
Bruder, deine Hand,
deine Schwielenhand!
Wir besiegeln heute das Gebot.

Ihr in Nord und Süd,
wir in Ost und West,
sind uns einig und im Willen gleich,
halten daran fest,
eisern daran fest:
Über allem stets das eine Reich!

Unsrer Väter Traum,
unserer Kinder Trost,
unserer blutigen Leiden einziger Lohn:
Nimmer drum gespielt,
nimmer drum gelost!
Jeder sei lebendiger Teil davon.

Nicht um Prunk und Pracht,
nicht um eitle Zier,
freier Arbeit gilt es, gleichem Recht.
Neigen sich einmal
alle Herzen dir [Geschlecht.
blühst du von Geschlechtern zu

Karl Bröger

Aprilwetter (Deike, M)

Sie lauschte.

Nichts hörte sie, als draußen die erwachenden Vogelstimmen. Im Hause selber war tiefe Stille.

Sie trat ans Fenster. Der Strom: Grau-bleierne Landschaft. Das Zwitschern des Vogelchors wuchs an.

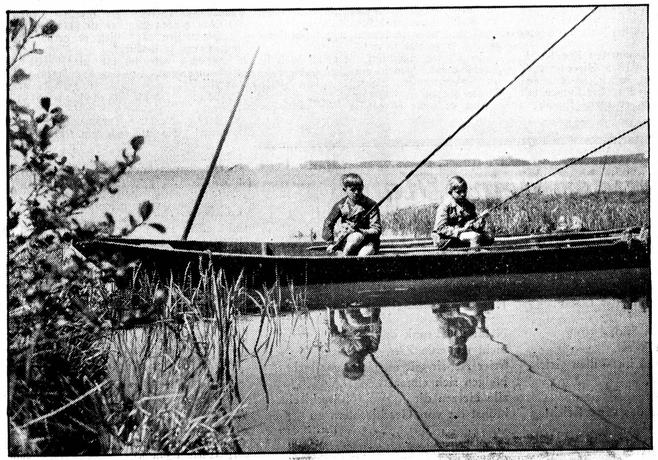
Sie entnahm ihrer Handtasche Kamm, Puder und Spiegel und richtete sich her.

Dann holte sie ihr Notizbuch hervor und schrieb einige Zeilen auf ein Blatt:

„Ich gehe jetzt, die Leute im Hause sollen nichts merken. Die Gefahr — falls sie überhaupt bestand — ist vorüber. Ich besuche Sie noch heute morgen, um weiteres mit Ihnen zu besprechen."

Eigentlich fühlte sie sich jetzt frisch und ausgeschlafen. „Die Gefahr vorüber" — was für ein Unsinn! Phantasien eines seelisch Ueberreizten, weiter nichts!

Vorsichtig öffnete sie die Tür. Sie mußte durch das Zimmer mit den vielen Bildern.



Petri Heil!

(Scherl Bilderdienst, M)

Sie spähte hinein. Graues Licht lag auch in diesem großen Raum.

Sie sah die Staffelei. Darauf ein Bild, ein schweres Seidentuch war darüber geworfen.

Sie hob das Tuch.

Es war ein Gemälde im breiten, altsilbernen Rahmen. Ein starkes Leuchten ging von dem Bild aus.

Auf lichtgrünem Hintergrund das Brustbild einer jungen Frau. Ein zartes, schönes, märchenhaftes Profil. Die junge Frau hielt in der leicht erhobenen schlanken Hand eine Anemone. Rätselhaft unbewegt das feine, blasse Gesicht, von dunklem Haar, das in einem Goldnetz gehalten wurde, sanft umrahmt.

Konstanze schien es, als hätte das Gesicht eine Aehnlichkeit mit Gritli Sander . . .

Aber es war ja unzweifelhaft ein alter Italiener, auf Holz gemalt. Eine Kostbarkeit, höchste Kunst, reinste Schönheit!

Konstanze ließ das Tuch wieder über das Gemälde fallen. Dann ging sie hinaus.

Die Holztreppe knarrte. Langsam und vorsichtig tastete sie sich hinunter, lauschte hin und wieder in die Stille. Nichts rührte sich im Hause.

Die Haustür war verschlossen, aber der Schlüssel steckte innen. Sie trat auf den schmalen Fußpfad hinaus und atmete beinah die reine Luft dieses schönen Morgens.

*

Es war jetzt völlig hell. Die Vögel zwitscherten in den Büschen. Drüben, jenseits des kleinen Gartens, lag der Strom in den silbergrauen Pastelltönen des frühen Morgens.

Wie von einem Alpdruck befreit, atmete Konstanze die frische Morgenluft ein. Noch einen kurzen Blick warf sie auf das kleine Haus zurück — sie merkte sich die Türnummer — dann ging sie über den Fußpfad, die leichte Reisetasche in der Hand.

Doch schon nach wenigen Schritten trat aus einem schmalen Nebenweg, der zum Strande hinunter führte, ein Mann auf sie zu.

Wilder Schreck durchzuckte sie. Sie blieb stehen.

Es war George.

Den Kragen seines grauen Mantels hochgeschlagen, den Hut in die Stirn gedrückt, die Hände in den Taschen, hinter, bleich und übernächtigt — so stand er vor ihr.

Kein Wort kam über seine Lippen.

Konstanze versuchte den Aufruhr ihres Innern zu bezwingen. Wie kam er hierher? War er gestern abend schon hier gewesen? Hatte er vielleicht Achim aufgelauert — und sie vielleicht im Hause gesehen? Hatte er die ganze Nacht hier unten zugebracht, um sie jetzt zu stellen?

Es sah fast so aus. Er war völlig verändert — und dadurch seinem Bruder sehr ähnlich.

„George — wie kommst du . . ."

Er schnitt ihr das Wort ab. „Die ganze Nacht warst du bei Achim?" sagte er, und seine Stimme zitterte.

Ihr Gesicht übergoß sich mit jäher Röte.

„Was geht es dich an?" stieß sie hervor, „jawohl, ich war die ganze Nacht — bei deinem Bruder."

Jetzt hatte sie sich wieder in der Gewalt.

Sie sah, wie der krampfhafte Ausdruck aus seinem Gesicht wich. Die ungeheure Spannung langer, qualvoller Stunden fiel von ihm ab.

„Gut," sagte er leise, „erledigt. Vielleicht geht es mich wirklich nichts mehr an. Mich interessiert jetzt nur noch eines: wie bist du zu ihm gekommen?"

„Er hat mich gerufen."

„Was heißt das?"

„Er schickte mir ein Telegramm."

„Verstehe ich nicht. Wann schickte er dir ein Telegramm?"

„Gestern nachmittag."

„Wohin schickte er es dir?"

„In die Klinik — nach Berlin."

Er biß sich auf die Lippen und starrte sie fassungslos an.

„Was willst du von Achim?" fragte sie hastig.

„Warte — einen Augenblick. Ich muß erst wissen, woran ich bin. Hat sich das — zwischen euch — schon in Kopenhagen angebahnt? Du bist doch auf der Polizei vernommen worden . . . dort wurdest du ihm gegenübergestellt."

Sie nickte ihm zu: „Ganz so, wie du denkst."

Da blickte er um sich. Sie standen vor der Tür eines hübschen, ländlichen Hauses. Im ersten Stock waren die Fenster geöffnet. Er sah hinauf.

„Komm", sagte er, „hier können wir nicht bleiben. Hier sind wir nicht allein."

Er ging voraus. Der schmale Holzweg führte an den Strand hinunter.

Es war Ebbe. Völlige Einsamkeit. Der Sandstrand war sehr breit. Sie stapften hindurch. Irgendwo lag im Sand kieloben ein Ruderboot.

Vor dem Boot blieb er stehen, zog den Mantel aus und breitete ihn über die Planken.

Die Sonne kämpfte mit den Nebelschleiern. Jetzt brach sie durch. Ein mildes Licht floß über den Strom.

„Bitte, setze dich!"

Sie gehorchte. Er blieb vor ihr stehen. Sein Blick forschte, sein Mund war bitter und wild.

Er schüttelte den Kopf: „Ich kann nicht in dich hineinsehen, Konstanze. Ich begreife es nicht."

Da floh ihr Blick über den Strom. Und sie sagte leise: „Aber ich weiß jetzt, wer du bist. Ich weiß, was in dir ist."

„Ich bin neugierig, was du mir sagen willst, Konstanze."

„Ich kenne jetzt deinen Haß auf Achim."

„Meinen Haß? Das ist ein Märchen. Achim hat dir Märchen erzählt."

„Nein, er sagt die Wahrheit. Du jagst ihn — willst ihn zugrunderichten. Du hast ihm sein Vermögen genommen, aber dein Haß will ihm auch noch das letzte nehmen."

„Phantastereien — wir werden noch darüber reden. Jetzt, in dieser Stunde, möchte ich nur eines wissen, möchte ich nur über eines Klarheit erlangen . . ."

„Bitte, ich stehe zu deiner Verfügung."

„Sieh da, wie sehr er litt. Aber sie hatte nur den Gedanken, ihn noch mehr zu quälen, ihn aufs tiefste zu verwunden.

„Eigentlich brauche ich dich ja nicht zu fragen", sagte er, „es ist ja so klar, so eindeutig . . ."

„Ja", antwortete sie, „du irrst dich auch nicht. Es ist so, wie du denkst. Ich weiß jetzt, daß ich zu Achim gehöre — und immer zu ihm gehören werde."

Sie senkte den Blick.

Er riß sich zusammen. „Gut," sagte er, „ich werde versuchen, mich damit abzufinden."

„Dann können wir ja gehen."

Sie erhob sich, gab ihm den Mantel zurück. Sie ging vor ihm her. Doch schon nach wenigen Schritten blieb sie stehen.

Er nickte ihr zu.

Ein letzter Blick, dann ging er.

Wie angewurzelt stand sie an der gleichen Stelle und starrte ihm nach. Er ging sehr schnell, ein wenig vorgebeugt. Am liebsten wäre sie ihm nachgelaufen, hätte ihn eingeholt, hätte ihm die volle Wahrheit gestanden . . .

Aber sie konnte es nicht. Sie bettelte nicht, warf sich nicht fort.

Zurück zu Achim! Nicht ins Hotel! Achim bedurfte ihres Schutzes. Sie war bereit, um ihn zu kämpfen.

Sie überlegte. Dann wußte sie, was zu tun war. Vor dem Hause des Lotsen Klüth stand eine Bank, eine hübsche, grüngestrichene Bank. Die leuchtete jetzt in der blanken Morgensonne. Auf dieser Bank würde sie warten, bis sich in dem kleinen Hause das Leben rührte.

Immer heller leuchtete der Frühlingsmorgen. Seit einer halben Stunde lag Konstanze vor der Tür des Hauses. Noch lag Stille über der Landschaft, nur hin und wieder scholl dumpfes Dröhnen eines Ozeandampfers aus der Ferne. Später kam pfeifend ein radelnder Bäckerjunge über die Promenade. Auch vereinzelte Passanten tauchten auf.

Plötzlich rührte es sich im Hause: Gepolter, Schritte, die brummige Stimme eines alten Mannes. Nach einer Weile wurde die Tür von innen aufgeschlossen, es erschien eine weißhaarige, kleine, verhutzelte Frau in einem schwarzen, hochgeschlossenen Kleid. Erstaunt blinzelte sie durch die Brillengläser.

Konstanze erhob sich, grüßte freundlich und erzählte der alten Frau das, was sie sich zurechtgelegt hatte: sie komme von auswärts, habe einen Nachtzug genommen und wünsche ihren Bruder, Achim Hartenau, zu sprechen. Sicher würde Frau Klüth die Freundlichkeit besitzen, ihren Bruder zu wecken.

Die kleine Frau antwortete ihr nicht, sie öffnete nur den Mund vor Staunen und sah dabei recht töricht aus. Dann krähte sie etwas Plattdeutsches:

„Pappa — kumm mol rut!"

Gleich darauf tauchte „Papa" auf: ein kleiner, stämmiger Mann in einer zweireihigen Steuermannsjacke, ohne Halskragen, Rielensilzpantoffeln. Sein rosiges, von vielen Fältchen durchzogenes Gesicht glänzte freundlich in der Morgensonne. Er hatte nur wenige weiße Haarstoppeln auf den Kopf und eine kalte Tonpfeife im Mund. Verwundert musterte er Konstanze, dann wandte er sich an seine Frau:

„Was ist mit die Dame?"

„Tschä", antwortete Mutter Klüth, „denk dich mal an, Pappa: de verrückte Kerl hett Familie. Dat is tin Swetser."

„Sine", brummte der Lotse a. D. und schüttelte mißbilligend den runden Kopf, „ich versteh dir nich recht. Denn laß doch die Dame wenigstens in die gute Stube."

Konstanze wurde nun hineingenötigt. Es roch hier nach Kaffee.

„Ham Sie schon was in'n Magen heut morgen?" erkundigte sich teilnehmend der alte Klüth, „Sie kommen doch woll von ne lange Reise. Tschuldigen schon, daß meine Frau Ihren Bruder nen verrückten Kerl genannt hat."

„Mein Bruder ist ja tatsächlich ein bißchen wunderlich", antwortete Konstanze, „deshalb kann ich es Ihrer Frau nicht übel nehmen."

Da grinste der Alte und nickte ihr verständnisvoll zu: „Tschä, Frollein, wenn Sie das auch meinen, denn stimmt es woll. Und nun gehen Sie man rauf und wecken ihn."

„Vollern Sie da oben tüchtig an die Tür: Und wenn Sie wollen, dann kommen Sie wieder runter und trinken ne Tasse Kaffee."

Sie klopfte stark. Nichts rührte sich. Sie öffnete sie. Schnell durchschritt sie die beiden Zimmer, klopfte an die Schlafzimmertür. Sie vernahm keinen Laut. Da trat sie ein.

Er setzte sich gerade auf. Schlaftrunken starrte er sie an:

„Fräulein Loon — Sie wollen schon gehen?"

Sie lächelte und setzte sich ihm gegenüber. Dann erzählte sie ihm rasch folgendes: sie habe das Haus in der Morgendämmerung verlassen, um draußen zu warten, bis sich etwas rühre. Bei den alten Klüths habe sie sich dann als seine Schwester vorgestellt, damit sich das Zusammensein mit ihm so natürlich wie möglich gestalte. Sie hätte über die Sache nachgedacht und sei dabei zu dem Resultat gekommen, daß ein Ueberfall von Georges Seite tatsächlich im Bereich der Möglichkeit liege. Den Zusammenstoß mit dem Bruder draußen auf der Promenade verschwieg sie ihm.

Seine Augen leuchteten. Voll überströmender Dankbarkeit küßte er ihr die Hände.

„Hören Sie", sagte Konstanze, „wir frühstücken jetzt mit den alten Leuten. Ich warte unten. Und vergessen Sie mich nicht zu duzen. Wir dürfen den beiden Alten keinen Kummer bereiten."

„Gut — ich komme."

Am Mittag stand Konstanze in der blitzblanken Küche des Klüthschen Hauses und kochte für sich und Achim ein kleines Mahl.

(Fortsetzung folgt.)



# CHINA wie es ein Deutscher sah

## Erlebnisse im Fernen Osten

von Ernst von Kriegstein

5. Fortsetzung

Wie gefährlich es sein kann, einen Fluß zu befahren, der manchmal einen täglichen Wasserunterschied von zehn Metern hat, wird jeder sich vorstellen können, der auf deutschen Flüssen oder Kanälen bei Schleusen den verhältnismäßig geringen Stauunterschied beobachtet hat. Manchmal glaubt man, daß das Schiff überhaupt nicht vorwärts kommt, man kann selbst beim Hinsehen nach den Ufern keine auffallende Fahrt feststellen. Trotzdem das Schiff, wie bereits erzählt, eine übergroße Maschine hat, reicht seine Maschinenkraft nicht aus, es vorwärtszubringen. Man muß dann nach vorn an Land Anker auslegen und sich mit Winden an den Ankerketten vorwärtsziehen, obwohl die Schiffsmaschine mit voller Kraft läuft. Manchmal genügt auch dies noch nicht, dann werden 200 bis 300 Kulis gemietet, die das Schiff an Tauen über die gefährlichen, kommenden Stellen hinwegziehen.

### Dazu noch: Räuberbanden

Das Ziel ist also nicht leicht zu erreichen, aber außer den Hemmnissen der Natur gibt es auch noch von Menschen verursachte künstliche Hindernisse. Die Schwierigkeiten der Schiffahrt werden nämlich oft ausgenutzt von Räuberbanden, die das Schiff vom Ufer aus beschießen. Sie hoffen dadurch die Schiffsleitung unsicher zu machen, so daß sie entweder das Schiff stranden läßt, oder sich ergibt. Der Zweck ist dann, entweder reiche Europäer oder Chinesen zu fangen und für sie ein Lösegeld zu erpressen, oder man will sich der Ladung des Schiffes bemächtigen. Um dieser Gefahr zu begegnen, sind alle Schiffe auf dem Jangtsekiang mit Panzern versehen. Diese Panzer werden bei einbrechender Gefahr heruntergelassen etwa wie von hochzuklappende Fenster herunterlässt, um es Schutz zu dienen. Verschiedentlich haben Kanonenboote fremder Nationen schon den Kampf unternommen, die Sicherheit des Flusses wiederherzustellen, indem sie ihn auf- und abfuhren und überall dorthin, von wo Schiffe ihrer Nationalität beschossen worden waren, das Feuer eröffneten. Aber alle solche Unternehmungen haben bisher das Räuberunwesen nicht völlig auszurotten vermocht. Im übrigen zeigen alle Schiffe, die den Fluß befahren, durch schwarze Tafeln mit Kreideschrittung den entgegenkommenden Schiffen an, wo sie etwa beschossen worden sind. Ebenso zeigen sie auf gleiche Weise den Wasserstand ihres Abfahrtsortes an.

So dauert die Fahrt zwölf Tage, wobei zu bedenken ist, daß an oberen Jangtsekiang nachts nicht durch die Schluchten und Stromschnellen gefahren werden darf und kann. Oft wird die Fahrt auch außerdem noch durch starke Nebel empfindlich behindert, so daß Zusammenstöße nicht gerade selten sind. Aber endlich kommt man doch einmal ans Ziel, der Fluß macht einen großen Doppelbogen, und dann taucht Tschungking auf. Einen eigenartigen Anblick bieten die auf manchmal 20 bis 30 Meter aus dem Wasser herausragenden Pfählen ruhenden Häuser, die man so hoch gebaut hat mit Rücksicht auf den schwankenden Wasserstand. Auf der einen Seite des Flusses liegt die eigentliche Stadt Tschungking, aber die Europäer und Amerikaner haben sich auf dem gegenüberliegenden Ufer schöne Einzelhäuser mit hübschen Gärten geschaffen. Unnötig zu erwähnen, daß dieses Viertel einen krassen Gegensatz bildet zur eigentlichen Stadt, die wie jede alte chinesische Stadt, enge Straßen und armselige Häuser aufweist und auch so ziemlich jeden Komfort vermissen läßt, an den wir Europäer nun einmal gewöhnt sind. Man ist aber eifrig dabei, die Straßenzüge zu verbreitern und für elektrischen Strom und Kanalisation zu sorgen, man hat auch Autostraßenverbindungen in die Ortschaften im Innern des Landes geschaffen, kurz, man ist um den Fortschritt eifrigst bemüht. Tschungking ist die letzte Stadt den Jangtsetiang aufwärts, die wesentliche Handelsbedeutung hat. Eine Fahrt dorthin flußaufwärts, von mancherlei Gefahren erfüllt, aber doch von unendlicher Schönheit, ist für jeden, der sie mitgemacht hat, ein unvergängliches Erlebnis!

## China und Japan

### Die Regierung Chinas

Die heutige Zentralregierung Chinas sitzt in Nanking, einer Stadt am Jangtsekiang. Sie setzt sich vorwiegend aus Vertretern der Kuomintang-Partei zusammen, deren Entstehung und Programm zurückzuführen ist auf die Grundsätze des Begründers der chinesisch-revolutionären Bewegung, Dr. Sun Yat Sen. Gemachten dies mit: sie führten die neue Steuer zwar ein, behielten aber den Likin bei! Dies sei nur erwähnt als ein Beispiel dafür, daß die Nanking-Regierung eben doch nicht in der Lage war, eine Zentralgewalt auszuüben.

### Eine Zentralregierung, aber - nicht die einzige

Es ist geschehen, daß Kriegsschiffe, die der Zentralregierung unterstanden, eines Tages plötzlich nach Südchina abdampften, um zu der in Kanton sitzenden zweiten Regierung überzugehen. Das klingt recht merkwürdig, aber man muß dazu wissen, daß die Regierung in Nanking einfach nicht die Macht hat, diese im Süden, in Kanton, bestehende Regierung aufzulösen. Die Zentral-Regierung hat es allerdings aus verschiedenen Gründen nicht leicht wir können eben die Verhältnisse in China nicht mit den unsrigen vergleichen. Denken wir nur einmal daran, daß China ein Land ist, das wie kaum ein anderes auf der Erde ständig von Naturkatastrophen heimgesucht ist. Zwar gibt sich die Nanking-Regierung die größte Mühe, das Land vorwärts zu bringen, Fortschritte zur modernen Zivilisation sind auf diesen Gebieten als ihr Werk zu buchen, aber wenn bald hier eine riesige Ueberschwemmung Schaden an Menschen, Tieren und Sachwerten verursacht, der beinahe gar nicht zu beziffern ist, wenn Taifune das Land verwüsten und die Arbeit von Jahren in Stunden zunichte machen, wenn große Trockenheiten die Ernten zerstören, dann kann man verstehen, daß die Arbeit für die chinesische Regierung nicht leicht ist und daß natürgemäß einem Aufstand und einem Aufblühen auf diese Weise stets besondere Hindernisse im Wege stehen. Hinzukommt, daß für den heutigen Durchschnittschinesen noch immer erst die eigene Familie kommt und daß er verhältnismäßig wenig innere Bindung zu Gesamtchina als seiner Nation, seiner Heimat hat. Dies kommt daher, daß der Chinese äußerst konservativ ist und daß seit Jahrtausenden der Ahnenkult bei ihm unverhältnismäßig viel stärker ausgebildet ist als bei den meisten zivilisierten Völkern der Erde. Da dieser Ahnenkult nun den Chinesen in seinem Denken und Fühlen auf den engen Kreis der Familie beschränkt verliert er dadurch den Horizont zu der großen Gemeinschaft des Volkes. Wir Deutschen brauchen uns ja nur an die eigene Nase zu fassen: war es bei uns nicht auch beinahe so, daß wir kein Gefühl für die Belange des Gesamtdeutschtums hatten? Wenn aber bei einer Nation solches der Fall ist, dürfte es verständlich sein, welche Schwierigkeiten einer Regierung entgegenstehen, die von diesen Menschen Opfer für die Gemeinschaft der Nation verlangen muß. Und wenn dann noch hinzukommt, daß dieses Land so groß ist wie ganz Europa, und daß in ihm etwa 450 Millionen Menschen wohnen, dann kann man sich eine Vorstellung ungefähr davon machen, welche Schwierigkeiten für die Regierung zu überwinden sind.

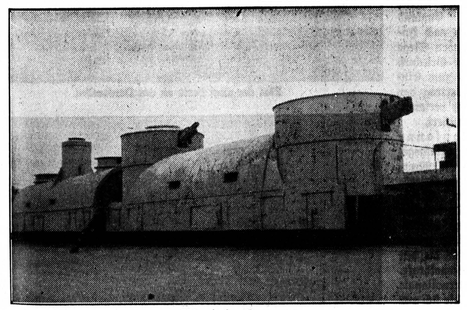
### Der mächtige Nachbar

Daß aber eine tatkräftige Regierung auch in China „die Volksseele zum Kochen bringen kann", dafür haben wir ein Beispiel in dem berühmten Boykott englischer Waren, den China im Jahre 1927 propagierte. Damals wurde dieser Boykott mit Hilfe von Handelsorganisationen und Gilden tatsächlich so energisch durchgeführt, daß die englische Konzession in Hankau von den englischen Truppen den Chinesen kampflos übergeben wurde. Dieser Boykott war allerdings nur ein kleines Vorspiel gegen das, was sich im Jahre 1931/32 gegen Japan tun sollte. Vielleicht werden die Chinesen durch den Erfolg beim englischen Boykott ermutigt, den japanischen Boykott in wesentlich stärkerem und größerem Maße auszurufen und durchzuführen.

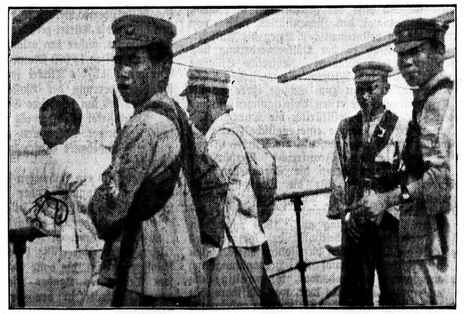
Warum wurde nun dieser Boykott gegen Japan in die Wege geleitet? Wenn man das erzählen will, muß man einen Rückblick auf die Vorgeschichte der beiden Länder werfen. Dem kleinen Japan mit einer Ausdehnung, die etwa ¾ der Deutschlands ist und einer Einwohnerzahl von etwa 70 Millionen wurde in früheren Jahrhunderten die Kultur von China gebracht. Es ist geschichtlich erwiesen, daß die heute sehr weit in Japan verbreitete Religion des Shintoismus auf chinesische Ursprünge zurückzuführen ist. Japan hatte dann 1904/5 gegenüber Rußland den bekannten Erfolg, ihm Port Arthur abzunehmen. Es baute die South Manshurian Railway von Dairen, dem Hafen, nach Tschangtschun. Diese Eisenbahn ist besonders wichtig, da sie der einzige Anschluß an die Chinese Eastern Railway und damit an die Transsibirische Bahn durch Rußland nach Europa ist. Japan temächtigte sich des Bahnschutzes dieser Strecke in der Mandschurei, und zwar besetzte es von jeder Seite der Bahn einen Landstreifen von einigen Kilometern. Dairen blühte mehr und mehr auf, Japan richtete mehr und mehr Garnisonen in China ein und stationierte Kriegsschiffe in den chinesischen Häfen ebenso, wie es die europäischen und amerikanischen Nationen taten. Der Zusammenstoß einer Räuberbande in Korea im Jahre 1931, wobei 30 Chinesen ermordet wurden, brachte dann die auslösenden diplomatischen Schwierigkeiten mit sich. In den einzelnen Städten, so in Tsingtau, kam es zu Zusammenstößen, wobei es Tote und Verletzte gab. Die Veranlassung war meist nur gesucht, es kam eben spontan ein lange aufgespeicherter Nationalhaß zum Ausbruch. Für Japan war es nur der aus inneren Notwendigkeiten sich ergebende Drang zur Ausdehnung seiner Uebervölkerung. So kam 1931 der antijapanische Boykott in Gang. Er war so mächtig, daß es unmöglich wurde, japanische Waren nach China einzuführen. In vielen Städten am oberen Jangtsekiang kam es dabei zu Protestversammlungen gegen die Japaner, durch die diese sich natürlich bedroht fühlten. Sie schickten Zerstörer und Kanonenboote, die vor den einzelnen Städten und Bergwerken stationiert wurden. (Schluß folgt.)

Chinesisches Militär in Nordchina

Photos: von Kriegstein (M.)



Chinesischer Panzerzug

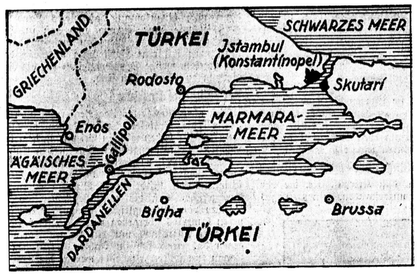


Chinesische Soldaten führen Gefangene ab

# Um die Ufer des Hellespont

*Die bewegte Geschichte der Dardanellen*

*Zur Wiederaufrollung der Meerengenfrage durch die Türkei*




Eine Uebersichtskarte der umstrittenen Meerengen

**Die Türkei hat an die Unterzeichnermächte des Dardanellenabkommens eine Note gerichtet, in der sie die Wiederbefestigung der Meerengen ankündigt. Damit ist auch der Südosten Europas politisch in Bewegung geraten. Die Weltlage, die augenblicklich von einer Unzahl ungelöster und der Lösung zustrebender Probleme überschattet wird, ist um ein neues Problem verwickelter geworden. Nun wankt auch der südöstliche Pfeiler jenes Vertragsgebäudes, das das Nachkriegseuropa zu ersticken drohte. In der internationalen Diskussion der nächsten Zeit dürfte das Wort Dardanellen noch recht oft fallen.**

Unter den drei Wassermegen, die ins Mittelländische Meer führen, sind die Dardanellen derjenige, der auf die älteste und bewegteste Vergangenheit zurückblicken kann.

Der Suezkanal wurde erst in der Neuzeit künstlich angelegt, die Felsen von Gibraltar lagen vom Zentrum der antiken Kultur eine kleine Weltreise weit entfernt. Der Hellespont jedoch, wie die Dardanellen im Altertum hießen, sah schon in der Frühzeit Konflikte und Schlachten und hat seitdem nicht aufgehört, ein Brennpunkt widerstrebender Interessen zu sein.

Die Dardanellen sind jene Meerenge, die Europa und Asien trennt, zugleich der einzige Verbindungsweg vom Schwarzen Meer zum Mittelmeer. Ebenso wie der Bosporus, verdanken sie ihre Entstehung einem eingebrochenen Flußtal. 67 Kilometer lang ist die Wasserstraße, 3 bis 7 Kilometer breit, doch verengt sie sich an manchen Stellen bis auf 1500 Meter. Nicht ungefährlich sind ihre Strömungen. Eine nach dem Mittelmeer gerichtete Strömung liegt an der Oberfläche, während die Grundströmung, die stark salzhaltig ist, entgegengesetzt fließt. Auf der einen Seite der Enge liegt die flache kleinasiatische Küste, auf der anderen Seite die Halbinsel von Gallipoli, die unter dem Namen Chersones Thracica mit der Geschichte des alten Griechenlands so eng verknüpft ist. An der Mündung ins Marmarameer liegt die Stadt Gallipoli und ihr gegenüber an der asiatischen Küste das Dorf Kumkales. Bereits 405 v. Chr. sah diese Gegend eine der gewaltigsten Schlachten, die bei Aegospotamoi, den Ziegenflüssen, südlich von Gallipoli, die im peloponesischen Krieg die Entscheidung brachte. Auch in der Völkerwanderung war der Wasserweg reich befahren. Zahlreiche Stämme benutzten ihn, um ins Mittelmeer vorzustoßen. Die Byzantiner legten dann zum Schutze ihrer Hauptstadt Konstantinopel die ersten Befestigungen an und sperrten oder öffneten willkürlich die Durchfahrt.

Im Jahre 1807 konnte eine englische Flotte bis vor Konstantinopel gelangen, als die Türkei in den Napoleonkriegen Frankreichs Verbündeter war. Im Krimkrieg waren die Dardanellen eine ungehinderte Durchfahrt für die Engländer und Franzosen, als sie mit der Türkei gegen Rußland verbündet waren. Aber damals schon tauchte der Plan ihrer Neutralisierung auf. 1856 wurde im Pariser Friedensvertrag bestimmt, daß kein fremdes Kriegsschiff die Dardanellen durchfahren dürfe. Ihm war ein erbitterter Kampf am Verhandlungstisch vorausgegangen. Rußland war, so gewaltig auch seine Ausdehnung zu Lande war, was schiffbare Häfen und Verbindungen zu den Weltmeeren anbelangte, stiefmütterlich behandelt. Und so war es kein Wunder, daß sich seine Interessen schon frühzeitig auf diese Wasserstraße richteten, die die einzige Verbindung zum Schwarzen Meer darstellt. Seine und Englands Interessen, das auch hier seinen Einfluß wie auf viele andere Meerengen geltend machen wollte, stießen aufeinander.

Der Weltkrieg brachte Rußland nahe an die Erreichung seines Zieles. Es ist nicht übertrieben, wenn man die in einem Geheimabkommen seitens Englands an Rußland gemachte Zusage, Konstantinopel würde nach Kriegsschluß dem Russischen Reich einverleibt werden, als Grund zum Eintritt Rußlands in den Weltkrieg überhaupt bezeichnet. Seit Dezember 1914 waren dann die Dardanellen der Schauplatz der größten Küstenschlachten, die die Weltgeschichte kennt. Die Alliierten versuchten hier, den Zugang zum Schwarzen Meer und nach Rußland zu erzwingen. Nahezu die gesamte französische Flotte kämpfte hier mit Unterstützung der englischen Mittelmeerflotte. Die verbündeten deutsch-türkischen Truppen standen einer gewaltigen Uebermacht gegenüber. Doch trotz mehrerer kritischer Situationen wurden die Dardanellen gehalten. Wären sie gefallen, so wäre eine direkte Verbindung Rußlands mit Westeuropa, damit mit seinem Verbündeten, hergestellt gewesen und die große Offensive der Mittelmächte an der Ostfront illusorisch geworden.

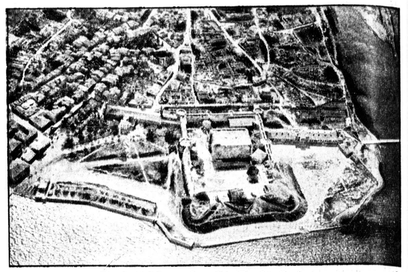
Das Kriegsende sah eine völlig veränderte Lage. Jetzt hielt England seine Stunde für gekommen. Das Rußland, dem man einst türkische Versprechungen gemacht hatte, bestand nicht mehr. Deutschland, durch das sich England im Orient bedroht fühlte, war ebenfalls ungefährlich geworden. England glaubte, nun auch die ersehnte Landbrücke nach Indien herstellen zu können. Die überragenden Siege jedoch, die die Türken in dieser Zeit über Griechenland errangen, veranlaßten Lloyd George zum Einlenken. Die Türken hatten durch den Vertrag von Sevres ihren gesamten europäischen Besitz verloren, ebenso waren die Meerengen internationalisiert.

Auf der Friedenskonferenz von Lausanne wurden die internationalisierten Gebiete zurückgegeben. England setzte es aber durch, daß die Meerengen für Kriegsschiffe und Handelsschiffe in Kriegs- und Friedenszeiten völlig frei sein sollten. Gleichzeitig sollten die beiden Meerengen, die Dardanellen und der Bosporus, zu Lande unbefestigt bleiben. Eine Zone von 20 Kilometer landeinwärts wurde völlig entmilitarisiert. Das gleiche galt für die den Dardanellen vorgelagerten Inseln, wie Samothrake, Lemnos, Imbros und Tenedos. Eine internationale Meerengen-Kommission des Völkerbundes, die sich aus Vertretern der Ententemächte, Japans, Bulgariens, Griechenlands, Rumäniens, der Vereinigten Staaten, Sowjetrußlands und Südslawiens zusammensetzte, wurde eingesetzt, die die Durchführung der Lausanner Beschlüsse überwachte. Alle vorhandenen Befestigungen mußte die Türkei zerstören, und es war ihr lediglich gestattet, außer den erlaubten Polizei- und Gendarmeriekräften 12 000 Mann Militär zu unterhalten. Nur wenn sich die Türkei im Kriege befände, sollte ihr die Sperrung der Wasserstraßen gestattet sein, sobald es sich um feindliche Schiffe handle.

Der Türkei blieb damals nicht anderes übrig, als dem Lausanner Abkommen zuzustimmen, wenn es auch eine ungeheure Einschränkung der Souveränität bedeutete.

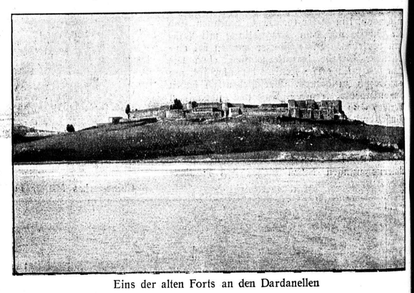
Mehr als ein Jahrzehnt lang hat dieser Zustand bestanden. Nunmehr aber scheint die Regierung Kemal Paschas entschlossen zu sein, ihn zu beseitigen, einen Zustand, der die völlige Schutzlosigkeit Konstantinopels, des heutigen Istanbuls, und auch der türkischen Schwarzmeerküste bedeutet. Sie scheint entschlossen zu sein, die volle Souveränität auch in diesem Teil ihres Landes wieder herzustellen. Ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Hellespont beginnt.

Bilder: Selle Eysler 4, Scherl Bilderdienst 1, Atlantik 1, K.



Ein Luftbild von den alten Dardanellenforts
Im Vordergrund das Fort Tschimenlig

Das heutige Konstantinopel
Vorn Stambul mit der neuen Brücke, die nach Galatha hinüberführt, im Hintergrund Pera, rechts von der Brücke der Bosporus



Eins der alten Forts an den Dardanellen

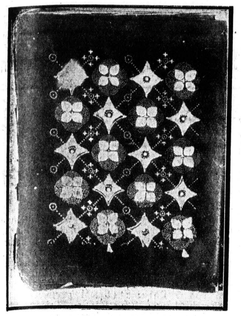
So sah es 1918 aus
Versenkte feindliche Dampfer und Segelboote in den Dardanellen

Das Goldene Horn und der Bosporus bei Istanbul



# Die Blaudruckerei

*Ein altes deutsches Kunsthandwerk — Zeugnis echter bäuerlicher Kultur*



Aus einem alten Musterbuch
(Schaumburg-Lippe)

Die Handblaudruckerei ist ein Berufszweig, welcher mit wenigen Ausnahmen der maschinellen Entwicklung zum Opfer gefallen ist. Einige noch tätige Blaudrucker bemühen sich nach der alten Tradition weiter zu arbeiten und erfreulicherweise bringt man ihren bedruckten Stoffen in letzter Zeit wieder mehr Verständnis entgegen.

Der ungeheure Rückgang des Flachsanbaues ist ebenfalls eine der wesentlichen Ursachen, daß dieses Handwerk so schwer um seine Existenz ringen mußte.

In früheren Jahrhunderten waren in den größeren Dörfern und in fast allen Kleinstädten Färber sehhaft. Die Landbevölkerung brachte ihr selbstgesponnenes und gewebtes Leinen zum Bedrucken und konnte sich nach eigenem Geschmack ein Muster aussuchen.

In der Regel war der Färber bäuerlicher Herkunft, so ist es zu erklären, daß ihm das Dorf und das Bauerntum immer Ausgangspunkt seines künstlerischen Schaffens ist. Mit Vorliebe druckte er daher den Bauern bei der Arbeit, beim Tanz und Spiel. Jedoch sind auch biblische Motive gern verwandt. Neben den figürlichen Darstellungen haben geometrische und pflanzliche Muster eine große Bedeutung. Hier offenbart sich ein Formenreichtum ohnegleichen.

Der Färber schnitzte sich an den langen Winterabenden die Druckstöcke aus Birnbaumholz selbst. Erst in späteren Jahrhunderten wurden Metallstifte und -streifen verwandt. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit die Muster ausgeführt sind. Die Innigkeit, die Liebe zur Sache und die unverbildete Denkweise einfacher Menschen findet hier ihren schönsten Ausdruck. —

„Jagen kann die Lust erwecken" — (Ein Jagdblaudruck aus Südhannover)

Schürze, um 1850 gedruckt — (aus Schaumburg-Lippe)

Sicherlich ist das eine oder andere Muster künstlerisch nicht so wertvoll, die meisten dürfen aber noch für lange Zeit vorbildlich in ihrer sinnfälligen Formgebung und einfachen Lösung sein. Hier sieht man, wieviel Möglichkeiten es gibt, mit den einfachsten Mitteln die schönsten Muster herzustellen.

Allgemein heißt es Blaudruck. Man kannte aber auch den Gelb-, Rot-, Grün- und Zweifarbendruck.

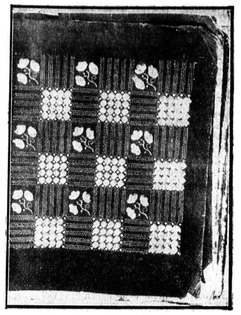
Jeder Färber hatte seine besondere Art zu arbeiten, die sich in seinen Mustern ausprägte. Die Blaudrucker des Schaumburg-Lipper Landes beispielsweise gaben hierfür den besten Beweis, denn sie paßten ihre Muster und Motive absolut der dort getragenen farbenreichen Tracht an.

Von jeher war der Blaudruck in den Gebieten zu Hause, in denen Flachs angebaut und Leinen hergestellt wurde. Daraus ergibt sich auch die tiefe materielle und seelische Verbundenheit des Blaudrucks mit dem bäuerlichen Volke. Ist doch das Leinen aus eigenem Boden gewonnen, mit eigenen Händen gesponnen und gewebt, und der ganze Arbeitsvorgang dazu schon von einem reichen Kranze völkischen Brauchtums umgeben. So bildete das Leinen den hauptsächlichsten Kleidungsstoff für das ländliche Volk.

Man färbte den Leinenstoff schon in alter Zeit, einmal um seine Verwendbarkeit zu erhöhen, andererseits um damit dem natürlichen Schmuck- und Schönheitsempfinden des Volkes nachzugeben. Dr. Wilhelm Schmitz berichtet uns in einem Aufsatz über westfälische Blaudrucke in Heft 11, 1935, der Zeitschrift „Heimat und Reich" folgendes: „Ursprünglich legte man zu diesem Zwecke (nämlich dem der Färbung) zwischen das gefaltete Leinen Grabenschlamm und preßte das Bündel durch übergelegte Reisige und Steine; oder man brachte es in eine Erdgrube mit eingelaugtem Laub, meist Erlenlaub. Hierdurch wurde eine verschieden getönte Braunfärbung erzielt."

Die chemischen Farbenmischungen gaben aber bald die Möglichkeit, mit sämtlichen Farben die Stoffe zu färben. In dieser Zeit kam das Blaudruckergewerbe zu seiner höchsten Blüte. Es gab, wie Dr. Schmitz weiter berichtet, zwei Wege, den Blaudruck herzustellen. Das Muster mußte zunächst als Druckstoff hergestellt werden und wurde dann mittels einer Isoliermasse dem Tuch aufgedrückt. Es erfolgte dann die Blaufärbung des Tuches, das hinterher ausgewaschen wurde, wobei sich die Isoliermasse löste und das Muster zum Vorschein kam. Die zweite Art der Herstellung ist die, daß man den Stoff zunächst ganz blau färbte und hinterher das Muster mit einer ätzenden Flüssigkeit hineinarbeitete. Die Zeichnung des Musters und die Herstellung des Druckstockes waren Ausfluß der eigenen volksverbundenen künstlerischen Veranlagung der Blaudrucker, von der die Zeugen aus vergangener Zeit und auch manche der Gegenwart beredte Kunde geben. —

A. J.



Aus einem alten Musterbuch
(Schaumburg-Lippe)

Bauerntanz
Dieser Blaudruck aus Einbeck (Südhannover) ist dem Führer am Reichsbauerntag 1935 von der Landesbauernschaft überreicht worden. Die Einbecker Blaudruckerei ist heute schon 300 Jahre alt.

Photos (5) Jungblut, Bavaria-Verlag / Eig. Anf.

# Die deutsche Heimat

**Reise / Erholung / Wandern**

## Streife zwischen Rhein und Lahn

„Und morgen führe ich Sie in Carmen Sylvas Waldparadies!", sagte unser rheinischer Gastfreund und hob sein Glas grüßend den dämmerigen Forsten entgegen, die der Westerwald zu den Rheinhöhen hinaufstufen läßt. Wir saßen auf weißschaumender Rheinterrasse bei Kloster, genossen mit allen Sinnen das leise Verklingen eines wundervollen Frühlingstages, der wie ein Sieger über das blütenfunkelnde rheinische Land hingezogen war. Eine Triumphstraße des Frühlings ist dieser Strom, von den Obstbaumhainen des Bodensees bis über die üppigen Gärten zu Füßen der Siebengebirge hinaus, und aus dem verwirrenden Spiel von Licht und Farben, aus dem unendlichen Wechsel in Landschaft und Siedlung wächst eine Bezauberung der Sinne, die jedem Rheinpilger wie süßer Rausch ins Blut sinkt. Lichtrausch — Blütenrausch — Weinrausch: ein köstlicher Dreiklang.

Schon war der Rheingau, ein Garten Eden in seiner jungen Blütenfülle, genießerisch ausgebreitet. In Wiesbaden, das behaglich inmitten von Wassern und Wäldern liegt, erwartete uns die große „Köln-Düsseldorfer" mit ihrem feinsten Schiff, Hummglich, all die weltberühmten Etappen dieser Schlemmerfahrt von Ufer zu Ufer zwischen Berg, Fels und Rebhang, zwischen blühenden Kurorten und schiefergrauen Winzerstädtchen, zwischen Burgen und Klöstern ohne Zahl, — all dies unsterblich Schöne, mit dem die Natur den mäßigsten deutschen Strom umkränzt hat, mit den vielen, glänzenden Namen zu nennen . . .

Das Deutsche Eck ist erreicht, wo Lahn und Mosel ihre hellen Wasser dem ernster flutenden Rhein schenken, wo schicksalkündend das Nieselnaal des alten Kaisers ragt und Feste Ehrenbreitstein dunkel überm Tal wuchtet. Koblenz, uralte römische Kulturstätte, wieder Schönheiten voll, beherrscht diese eindrucksvollen Szenerien. Von hier aus lockt uns diesmal mit besonderer Gewalt das Unbekannte, noch nicht von Hunderttausenden Erlebte, — das Wandern und Schweifen ins Blaue!

Drüben liegt ein Märchenreich von Tälern und Schluchten, tiefen Wäldern und vergessenen Städtchen. — das ist das „Wieder Land", in dem Runkuniens Königin Carmen Sylva glückliche Jugendjahre verlebte. Der breite Rheinnachen steuert uns zum „Neuwieder Becken", das im Schutze sowohl der hohen Basaltkuppen des Westerwaldes als auch der jenseitigen Eifelhöhen sich besonderer klimatischer Milde erfreut. Großartige Deichanlagen verschaffen Ausschau nach allen Seiten auf Strom und Berge. Neuwied, im Jahre 1683 vom Fürsten zu Wied als Freistätte für Flüchtlinge aller Länder gegründet, ist im Laufe der Jahrhunderte zur reizenden Gartenstadt geworden, der die „Fürstliche Residenz" eine sehr anmutige charakteristische Note hinterlassen hat: das stattliche, parkumhegte Schloß in ländlichem Barock, zopfig verschnörkelter Schmuck an behäbigen Patrizierhäusern, das vornehm schlichte Haus der Familie Roentgen atmen Behaglichkeit entschwundener Zeiten.

Gänzlich der „Moderne" entrückt aber ist alles, was das Tal der rauschenden, mäandrisch verschlungenen Wied uns bietet, wenn die Stadt hinter uns liegt. Wir wandern hier auf einer Vorstufe des Westerwaldes, der seine Wirrzkuft in tiefgekerbte, fels- und walderfüllte Täler und Tälchen sendet. Die erste Entdeckung im oberen Wiedtachtal ist die Burgruine Altwied, die wie ein Märchen aus uralter Zeit mit Mauern, Toren, Türmen in der Waldeinsamkeit auftaucht. In den Kreis der einst mächtigen Befestigungen dieser Wiedschen Stammburg hat sich der kleine Marktflecken eingenistet, und der blitzende Fluß schlingt um das ganze entzückende Bildchen eine kapriziöse Schleife.

Im üppig frischen Grün dieser Parklandschaft geht es höher hinauf zur Idylle von Monrepos, dem Lustschloß des alten Herrengeschlechtes, Geburtsstätte von Elisabeth Wied, die als „Carmen Sylva" auf rumänischen Königsthron ihre rheinische Waldheimat in hundert Liedern gepriesen hat. Hier auf der Höhe von Monrepos (330 m) erhascht der Blick die erste herrliche Fernsicht ins Rheintal und zu den zackigen Eifelbergen. In der Nähe locken die stillen Täler der Bröhl und Ritter, die alte Abtei Rommersdorf mit romanischem Kapitelsaal und Kreuzgang, wo im heutigen Gutshof die „Pfingstreiter" nach ehrwürdigem Brauch noch jetzt ihren „Zinstaler" erhalten. Nahe ist auch Wengsdorf, der einzige bekannte Kurort des Unteren Waldes.

Wir aber schlagen uns seitwärts in ein anderes, völlig verwunschenes Tal, vom Sayndach ausgehöhlt, — vielleicht das schönste unserer Entdeckungsreise zwischen Rhein und Lahn. Die Wiedener Forste gehen ins Reich des Herrn zu Sayn-Wittgenstein über. Der reizende Flecken Sayn ist schon eine — allerdings nur von Kundigen erreichte — Sommerfrische, von der Westerwaldbahn und dem Koblenzer Elektrozüge angelaufen. Nicht weniger als drei malerische Burgruinen zeugen hier von der Zerstörungsfreude früherer Geschlechter; die friedliche Neuzeit wird durch das 1848 erbaute Schloß der fürstlichen Familie repräsentiert.

Der kostbarste Besitz von Sayn aber ist seine herrliche Landschaft: die Felsgenerien des nahen Brextales und das obere Saynital, das einen Vergleich mit dem Schwarzatal in Thüringen nicht zu scheuen braucht. Wo die schäumende Iser sich mit dem Saynbach vereint, liegt, völlig weltverloren, Dörfchen Isenburg mit hochthronender Burgruine, einst Stammsitz eines stolzen Geschlechtes. Hier steigen die Wege zu den wundervollen Forsten des Märkerwaldes auf. Wir suchen und finden den Rheinhöhenweg, der die Gegend von Sayn durchzieht und wollen auf dieser unvergleichlichen Aussichtsstraße zur Lahn hinüberwandern.

Auf und ab nach Grenzhausen und Höhr im lustig betriebsamen Kannenbäckerland, das der Hochwald durchrauscht. Ueber Neuhäusels Aussichtshöhen erreichen wir den berühmten Wallfahrtsort Arenberg (Mater Hahn genannt), der 1848 erbaute Schloß der fürstlichen Familie repräsentiert.

Der kostbarste Besitz von Sayn aber ist seine herrliche Landschaft: die Felsgenerien des nahen Brextales und das obere Saynital, das einen Vergleich mit dem Schwarzatal in Thüringen nicht zu scheuen braucht. Wo die schäumende Iser sich mit dem Saynbach vereint, liegt, völlig weltverloren, Dörfchen Isenburg mit hochthronender Burgruine, einst Stammsitz eines stolzen Geschlechtes. Hier steigen die Wege zu den wundervollen Forsten des Märkerwaldes auf. Wir suchen und finden den Rheinhöhenweg, der die Gegend von Sayn durchzieht und wollen auf dieser unvergleichlichen Aussichtsstraße zur Lahn hinüberwandern.

Auf und ab nach Grenzhausen und Höhr im lustig betriebsamen Kannenbäckerland, das der Hochwald durchrauscht. Ueber Neuhäusels Aussichtshöhen erreichen wir den berühmten Wallfahrtsort Arenberg (Mater Hahn genannt), der 1848 erbaute Schloß der fürstlichen Familie repräsentiert.

Der kostbarste Besitz von Sayn aber ist seine herrliche Landschaft: die Felsgenerien des nahen Brextales und das obere Saynital, das einen Vergleich mit dem Schwarzatal in Thüringen nicht zu scheuen braucht. Wo die schäumende Iser sich mit dem Saynbach vereint, liegt, völlig weltverloren, Dörfchen Isenburg mit hochthronender Burgruine, einst Stammsitz eines stolzen Geschlechtes. Hier steigen die Wege zu den wundervollen Forsten des Märkerwaldes auf. Wir suchen und finden den Rheinhöhenweg, der die Gegend von Sayn durchzieht und wollen auf dieser unvergleichlichen Aussichtsstraße zur Lahn hinüberwandern.

Auf und ab nach Grenzhausen und Höhr im lustig betriebsamen Kannenbäckerland, das der Hochwald durchrauscht. Ueber Neuhäusels Aussichtshöhen erreichen wir den berühmten Wallfahrtsort Arenberg (Mater Hahn genannt), der 1848 erbaute Schloß der fürstlichen Familie repräsentiert.

Der kostbarste Besitz von Sayn aber ist seine herrliche Landschaft: die Felsgenerien des nahen Brextales und das obere Saynital, das einen Vergleich mit dem Schwarzatal in Thüringen nicht zu scheuen braucht. Wo die schäumende Iser sich mit dem Saynbach vereint, liegt, völlig weltverloren, Dörfchen Isenburg mit hochthronender Burgruine, einst Stammsitz eines stolzen Geschlechtes. Hier steigen die Wege zu den wundervollen Forsten des Märker-

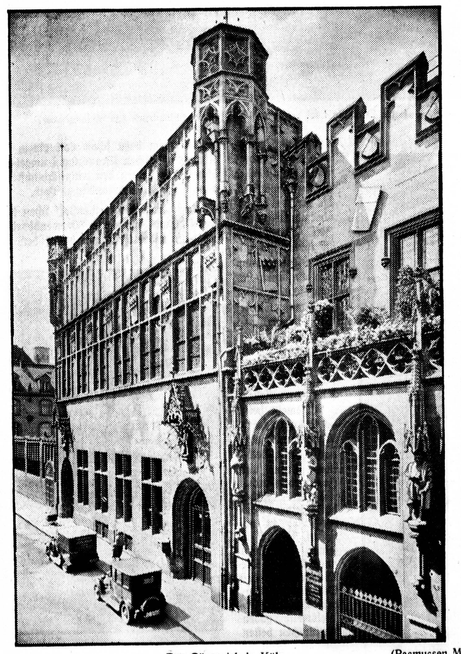
## Bad Pyrmont

Wenn der Frühling beginnt, unter blauem Himmel bei aufbrechenden Knospen zunächst April- dann sogar Maitage heraufzaubern, kann man ihn im Freien aufsuchen, wobei man zweckmäßig zunächst die von der Tradition geforderte Bekanntschaft mit den Karpfen der Schloßgraft schließt. Sie sind in Pyrmont in erfreulicher Menge und Größe vorhanden, mit unwahrscheinlicher Frechheit ausgestattet und erfüllen etwa die Funktionen der Marktsplatz-Tauben in Venedig. Während der Gast, höflicher Beschäftigung hingegeben, unter der den Rand des Wassers säumenden Rosen-Pergola steht, mag er bedenken, wieviele Generationen vor ihm schon Brötchen streuend die Arme auf das rote Sandsteingeländer stützten und gleich ihm beglückt entdeckten, daß es um diese Jahreszeit schon jeden Morgen eine beträchtliche Menge Sonnenwärme auszuspeichern pflegt. Wenig später schon kann man auf denselben, morgens auf besonnter Parkbank sitzend dem kärtlichen Spiel der Sonnenflecken auf den Steinplatten breiter Arkadengänge zuzuschauen oder auch einmal von der auf sanften Schlängelpfaden erstiegenen Terrasse des neuen Bergparks aus zu beobachten, wie Park und Wald sich in grüne Schleier hüllen.

Abwechslung bringen bald darauf die ersten Ritte in den Bergwald, denen Aufstiege zur Sennhütte des Bomberges, Spaziergänge zur geologischen Sehenswürdigkeit der Erdfälle oder durch die den langen Grund ausfüllenden wild- und vogelreichen Waldungen hinsichtlich ihrer Bedeutung sowohl für das Wohl des Badegastes als auch für die Erledigung seiner Pflichten gegenüber Pyrmont gleich zu werten sind. Im April beginnt man, auf gepflegten Tennisplätzen dem weißen Sport zu huldigen, die großen Glaswände der Wandelhalle öffnen sich, und unter den alten Linden der Hauptallee erscheinen die ersten Cafe-Tischchen. Sonst ist über den April nicht viel zu sagen, außer daß er in Pyrmont schon dem Kundigen Anlaß ist, in den uralten Wallanlagen der Schellenburg das Kräutlein Waldmeister zu pflücken und aus ihm den sogenannten Maitrunk zu brauen. In manchen Jahren fällt er schon in den Monat März.)

Dann brinat der Mai den Einzug des Niedersächsischen Landesfinkonicorchesters in Konzerthaus und Musikpavillon, den ersten Tanao im Gesellschaftssälen des Kurhotels und in den Gesellschaftsräumen des Konzerthauses und die eleganten Sprünge einiger erster unerbrederer vom Jehnmeterturm der zeraüßia angelegten neuen Schwimmbadeanlage.

Pyrmont ist ein bedeutendes Heilbad, und doch ist in ihm nichts zu merken von der ständig unter mahnend erhobenem ärztlichen Zeigefinger zitternden fanatischen Kurbefliffenheit, die in manchen anderen Badeort die Freuden des Erholungsaufenthaltes überschattet. Irgendwie wird hier das symbolische Brunnentrinkröhrchen mit mehr Grazie gehandhabt als anderwärts. Zum Teil liegt das daran, daß man hier mehr noch als anderswo Anrcauna und frohe Stimmung als Heilfaktoren werten gelernt hat.



**Der Gürzenich in Köln (Rasmussen M.)**

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts als Fest- und Prunksaal des Rates in gotischem Stile erbaut, vier Jahrhunderte später restauriert, der schönste Profanbau der stolzen Stadt am Rhein.

## Kurzer Reisemerker

### Der Hotelgutschein

Seit 1. April gelangen die vom Mitteleuropäischen Reisebüro (MER) gemeinsam mit der Wirtschaftsgruppe Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe eingeführten Hotelgutscheine zur Ausgabe. Die Gutscheine, die in allen deutschen Reisebüros erhältlich sein werden, sind bekanntlich in sieben Preisgruppen von 5 RM bis 14 RM gegliedert. Der Unterschied von Preisstufe zu Preisstufe beträgt jeweils 1.50 RM, und Zusatzkarten in dieser Höhe geben dem Reisenden die Möglichkeit, von Fall zu Fall ein Haus der höheren Stufe aufzusuchen. Bei der Einführung des Gutscheines werden den Reisenden zunächst rd. 3000 Hotels in allen deutschen Gebieten zur Verfügung stehen.

Der große Vorteil dieser neuen Einrichtung liegt für den Reisenden darin, daß der Hotelgutschein dem alleinreisenden Passanten, der sich jeweils nur kurze Zeit an einem Orte aufhält, ähnliche Vergünstigungen bringt wie im Dauergast, der bekanntlich bei längerem Aufenthalt in einem Hotel in voller Pension billiger lebt als der Passant. Der mit dem Hotelgutschein reisende Gast braucht sich an einem Ort bzw. in einem Hotel nur einen Tag aufzuhalten, die einzige Bindung besteht für ihn nur darin, daß er mindestens fünf Gutscheine erwerben muß. Den Bedürfnissen der Praxis entsprechend, umfaßt der Hotelgutschein als Leistung die Uebernachtung mit Frühstück und ein Abendessen einschließlich Bedienungszuschlag, so daß der Reisende im weitesten Maße seine Freizügigkeit behält. So werden namentlich die so wenig „seßhaften" Autotouristen, die abends ein Hotel aufsuchen und am nächsten Morgen weiterfahren, diese Neuerung recht begrüßen.

### Die Reise-Unfallversicherung

Um den Reisenden den Abschluß einer Reise-Unfallversicherung zu erleichtern, hat die „Europäische Güter- und Reisegepäckversicherung" die Unfall-Prämie um 10 Prozent ermäßigt, wenn gleichzeitig eine Reisegepäckversicherung abgeschlossen wird. Die Unfallversicherung erstreckt sich — ebenso wie die Gepäckversicherung — nicht etwa nur auf die stimmte Fahrten, sondern auf die gesamte Reise, d. h. auf den ganzen Aufenthalt außerhalb der eigenen Wohnung, entsprechend der Dauer des abgeschlossenen Vertrages. Diese Versicherungen kann man auf den Bahnhöfen an den Gepäckschaltern und in allen größeren Reisebüros abschließen.

### Die Reichsautobahnen

Das diesjährige Arbeitsprogramm der Reichsautobahnen sieht die Fertigstellung von insgesamt rund 1000 Kilometer weiterer Strecken vor, nachdem rund 120 Kilometer bereits jetzt für den Verkehr freigegeben sind. In den verschiedensten Teilen des Reiches werden die Arbeiten noch im Laufe dieses Frühjahrs und Sommers Gelegenheit haben, das gewaltige Werk des Führers auf eigenen Reisen kennenzulernen. Neun verschiedene Strecken bzw. Streckenabschnitte werden demnächst zur Eröffnung kommen. Zunächst ist Anfang April das Teilstück Berlin — Joachimsthal der Reichsautobahn Berlin — Stettin eröffnet; der Rest dieser Strecke wird im Juli oder August fertig sein. Im Laufe des Mai folgen weiter die Strecken Köln—Düsseldorf, Halle — Leipzig (hier etwas später auch das Teilstück bis Schleiz) und Holzkirchen — Rosenheim in Bayern. Um Pfingsten herum etwa Ende oder Anfang Juni, wird mit der Eröffnung der Strecke Berlin — Hannover gerechnet, die mit rund 200 Kilometer das längste bisher betriebsfertige Teilstück einer Reichsautobahn sein wird. Etwa zur gleichen Zeit dürften auch die Strecken Frankfurt a. M. — Bad-Nauheim und Heidelberg — Bruchsal fertig sein. Mit der Betriebseröffnung der Reichsautobahnen Breslau — Liegnitz — Hainau und Königsberg — Elbing wird Ende August bzw. Anfang September gerechnet.

### Reiseland Ostpreußen

Um den Verkehr nach Ostpreußen großzügig zu fördern, wird der Seedienst Ostpreußen im kommenden Sommer in der Hauptbetriebszeit, vom 20. Juni bis Ende August, zeitweilig sechs Schiffe in Fahrt halten. Neben den drei Seedienst-Schiffen, „Hansestadt Danzig", „Preußen" und „Tannenberg" werden außer den Hapag-Dampfer „Kaiser" noch ein Braunschweiger Dampfer, abwechselnd „Odin" oder „Hertha", und ein Reichsbahnfährschiff aus Warnemünde oder Sassnitz eingestellt werden. Während schon von Pfingsten ab außer den Fahrten von Kiel und Travemünde (Warnemünde — Pillau) täglich mindestens ein Schiff zwischen Swinemünde und Zoppot-Pillau verkehren wird, werden an den Tagen des Hauptverkehrs zwei bis drei Schiffe zugleich die Verbindung zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reich herstellen.

Vom 20. Juni bis Ende August wird an jedem Sonnabend nachmittag ein besonders billiger Ostpreußen-See-Sonderzug (OSS) von Berlin nach Swinemünde verkehren, während in Pillau ebenso billige Anschlußzüge nach Königsberg und dem Innern Ostpreußens bereitstehen. Jeden Sonntag wird ein gleicher „OSS-Zug" von Königsberg nach Pillau und anschließend an das Schiff von Swinemünde nach Berlin verkehren. Diese Züge bieten zwischen Berlin und den wichtigsten Knotenpunkten Ostpreußens eine Fahrpreisermäßigung von 60 Prozent; es verkehren mit großer Geschwindigkeit zuschlagfrei.



**Man plant in Amerika:**

# Atlantikflug — in der Stratosphärengrenze

**Der amerikanische Flieger Colonel Clarence Chamberlain will am 9. Jahrestag seines sensationellen Fluges New York—Berlin von Dallas in Texas nach Paris starten und diesen Flug in der Stratosphärengrenze zurücklegen.**

### Nach einem Traum von Wiley Post

Vor ein paar Jahren, als Wiley Post, der genügige Oklahoma-Indianer, der verwegene Pionier der Stratosphären-Fliegerei, noch lebte, soß er eines Abends mit Clarence Chamberlain trotz aller damals noch geltenden Prohibition feuchtfröhlich beisammen und ließ seinen Geist in die Zukunft wandern.

Er hatte kurz vorher mit einer einfachen Maschine, mit seiner gefleckten „Winnie Mai", in Hemdsärmeln einen Vorstoß in die Stratosphärengrenze unternommen und war dann halberstarrt wieder zur Erde zurückgelangt. Für ihn war der Beweis erbracht, daß man auch mit einem einfachen Flugzeug mit einigen wenigen Verbesserungen in jene Grenzgebiete emporgelangen könne, wo die Luftverdünnung märchenhafte Beschleunigungen gestatte:

„In 3 Jahren sind wir so weit. Was heißt wir? — Die Welt ist dann so weit, im luftverdünnten Raum rasch die Weiten dieser Erde zu überwinden!"

### Im gleichen Tage — zur gleichen Stunde!

Wie die meisten Flieger, so ist auch Chamberlain abergläubisch. Wiley Post nahm immer eine kleine schwarze Wurzel mit, die ihm ein alter Oklahoma-Indianer als Amulett und Maskottchen schenkte. Chamberlain ist vor allem in bezug auf Jahreszahlen, Tage und Stunden. Daten und astrologische Zusammenhänge vorsichtig und glaubt an seltsame Gesetze, die sich für ihn immer mit den Zahlen 8 und 9 verbinden.

Deshalb startet er genau 9 Jahre nach dem historischen Flug über den Ozean. Deshalb will er das neue Unternehmen 3 Jahre nach seiner Prophezeiung des Wiley Post versuchen: am gleichen Tag um die gleiche Stunde — nur an einem anderen Platz, der nicht nur aus meteorologischen Gründen empfehlenswerter ist, wagt Chamberlain den ersten Atlantikflug in der Stratosphärengrenze.

### Nicht Rekord — sondern Wissenschaft!

Sofort nach seinem Start in Dallas in Texas wird Clarence Chamberlain mit seiner Maschine in weiten Spiralen in die Höhe emporschießen, bis er etwa 10 000 Meter erreicht hat. Zwischen 10 000 und 12 000 Meter Höhe soll dann der Flug in Richtung Europa eingeleitet werden. Damit bewegt sich das Flugzeug in der Stratosphärengrenze.

Eine große Douglas-Maschine mit zwei Motoren von 1000 Pferdestärken ist für seinen ins Ungewisse Vorstoß vorgesehen. Diese Maschine hat nicht nur für den Motor, sondern auch für die Mannschaftsräume ganz besondere Sauerstoffvorrichtungen. Schließlich kann ein einzelner Mensch heute einen solchen Ozeanflug, der zu wissenschaftlichen Versuchszwecken unternommen wird, nicht allein antreten. Man hat früher den Mut der Pilsten gerühmt, die sich allein nach Europa hinüber wagten. Doch diese Vorstöße waren damals Sport und Waghalsigkeit. Heute baut man Luftlinien aus. Dieser Flug soll jenen Raum erkunden, der den geringsten Widerstand bietet, die größte Geschwindigkeit bei kleinstem Brennstoffverbrauch garantiert und somit die stärkste Sicherheit bietet, das angestrebte Ziel zu erreichen.

### Im Dauerkontakt mit Europa und Amerika

Zusammen mit Chamberlain fliegt ein Beobachter und Radiotelegraphist. Die Verbindung zwischen Europa und Amerika geht nach menschlichem Ermessen dem Flugzeug keinen Augenblick verloren.

Die drei Männer, die sich in dem sonst sehr schnell köblich wirkenden luftverdünnten Höhenraum befinden, führen genügend Sauerstoff mit, um jene Stundenzahl durchzuhalten, die man für den Flug nach Europa vorläufig errechnet hat.

Nicht nur Wetterberichte und wegweisende Funknachrichten von Schiffen werden durch den Radio-Operateur aufgenommen werden, sondern vor allem auch — ein wenig Musikunterhaltung, die besser als irgendetwas anderes geeignet sein soll, die Ermüdung von Ozeanpiloten fernzuhalten.

### Getankt wird über Newyork

An einem kranken freilich unsere Ozeanflugzeuge, besonders für höhere Luftschichten noch immer: sie sind von Anfang an zu schwer belastet. Auch das Chamberlain-Flugzeug muß nichts mehr fürchten als eine Zwischenlandung.

Deshalb hat man vorgesehen, daß die letzte Nachfüllung von Brennstoff über Newyork erfolgen soll — und zwar in der Luft, um auf diese Weise Zeit und vor allem wieder einen erhöhten Brennstoffverbrauch durch Landung und Wiederaufstieg zu verhindern.

Nach Chamberlains Berechnungen werden im Juni die Sterne günstig stehen. Wenn seine Zahlenmystik richtig ist, dann muß Chamberlain zu seinem Ziel kommen, dann erreicht er über den Atlantik hinweg den Endpunkt seines Fluges — Paris, im kühnen Vorstoß durch die Stratosphärengrenze. Hoffentlich verläßt er sich nicht nur auf die Sterne! — Im übrigen: Glück ab!

**Goldsuche mit allem Komfort:**

# Im Fahrstuhl zu versunkenen Schätzen

**Der Luftkasten des Ingenieur Mozzo. — Um die Riesenschätze auf dem Grunde des Rio Rande. — Schatzsucher 1936 mit elektrischem Licht**

**Die Madrider Zeitung „El Sol" berichtet von phantastischen neuen Versuchen, an der Mündung des Rio Rande die Schätze einer im Jahre 1702 versenkten Flotte zu heben.**

### Geheimnisvolle Gäste in Vigo

Es gehen Männer herum in Vigo, die einen ganz besonderen Blick haben. In ihren dunklen Augen glänzt etwas wie ein Sehnsuchtsschimmer, etwas, das ganz anders ist, als man es sonst bei Spaniern findet. Was machen diese Männer? Sie spielen Mamino im Café Real, sie stehen an der Mole und spucken den Kautabak in die graue See. Rätselhafte Burschen . . . Wenn die Seemannstas sich morgens auf dem Fischmarkt treffen, dann flüstern sie sich so allerlei Vermutungen zu über diese neuen Gäste der Stadt. Aber es stimmt alles nicht. Es sind weder verkleidete Monarchisten, noch Gangster oder arbeitslose Erfinderkünstler. Es sind Schatzsucher, in deren Blick ein Widerschein des Goldes und der Juwelen leuchtet. Die sie gesehen haben auf dem Grunde des Rio Rande, der in die Bucht von Vigo mündet. Es sind nicht die ersten, welche den verrinnenden Schatz von Vigo heben wollen. Seit im Jahre 1702 die stolze spanische Flotte von 18 Galleonen auf der Rückreise von Veracruz im Hafen Vigo durch die Uebermacht der Engländer und Holländer vernichtet wurde, hat es nie an Versuchen gefehlt, die damals versunkenen Ladungen von Gold, Perlen und Edelsteinen zu heben. Schon wenige Monate nach der Schlacht versuchte der französische Admiral Petit Renau, in einer Taucherglocke bis zu dem goldenen Hort der Wellen vorzudringen. Was den später tried seine Leiche schwarz und aufgedunsen ans Land. Fischer, die sie fanden, stießen sie mit Fußtritten wieder ins Meer.

### Taucheranzüge mit Zauberformeln

Dann kam der Schwede Wolters. Er ließ sich vom Königshaus das Wellengrab der Goldflotte vermieten, wie man einen Acker pachtet, und ging mit phantastischen Apparaturen daran, Neptun seine Beute zu entreißen. Da waren Schiffe ohne Luken, Vorläufer unserer Unterseeboote, versenkbare Häuser ohne Boden, merkwürdige Taucheranzüge, die mit Zauberformeln bemalt waren. Aber die Bemühungen einer abstrusen Pseudo-Wissenschaft waren ebenso erfolglos wie die Beschwörungen der Teufelsmagie. Der Schatz blieb ungehoben. Herr Wolters ging wieder nach Schweden zurück, nachdem er ein Vermögen verloren hatte, man könnte beinahe sagen —: einen Schatz . . .

### Meerfrauen im Fischernetz

Manchmal finden auch heute noch die baskischen Fischer in ihren Netzen Meerweiber aus Holz, geschnitzte Seedrachen, massige Deckel von Truhen. Noch vor kurzem entdeckte ein Wattengänger bei Ebbe die Mastspitze eines altertümlichen Schiffes im Schlick. Das sind Reste der versunkenen Flotte, die wieder ins Licht des Tages zurückkehren. Dreißig Schiffe, das hat man mit Sicherheit festgestellt, liegen aber auch noch auf dem Grund der Mündung: „Zambor", „Almirante", „Efpicho", „Cruceta", „Chaterneau", „Trella", „Barra", „Vbreira", „Zelleiro", „Madeira", „Doro", „Sotelo" und „Santos". In ihren zertrümmerten Bäuchen schwimmen Fische um algenverspnnenes Gold.

Und nun wird wieder ein ernsthafter Versuch gemacht, die Schätze zu heben. Der Ingenieur Mozzo hat eine neue Tauchvorrichtung konstruiert, die es ermöglicht, in aller Sicherheit und Bequemlichkeit an die versunkenen Schiffe heranzukommen. Um diese gewaltige Apparatur, die an unbekannter Stelle verborgen liegt, werden viel Geheimnisse gemacht. Nur die engsten Mitarbeiter des Ingenieurs bekamen sie zu sehen.

Aber trotzdem ist es auf irgendeinem Wege gelungen, einiges über diese gigantische Tauchvorrichtung in Erfahrung zu bringen.

### Im Unterwasser-„Saal" mit elektrisch Licht

Soviel bisher in Erfahrung gebracht wurde, handelt es sich um einen riesigen rechteckigen Luftkasten ohne Boden, der durch sechs massive Röhren ständig mit der Luft in Verbindung bleibt. Von den Dimensionen der Konstruktion bekommt man ein Bild bei der Vorstellung, daß in zwei dieser Röhren Fahrstühle eingebaut sind zum Hin- und Herttransport der unter Wasser beschäftigten Arbeiter.

Sobald nun die genaue Lage eines Wracks durch Taucher festgestellt ist, wird der riesige Luftkasten auf den Boden genau über das Schiff hinabgelenkt. So entsteht ein großer mit Luft angefüllter „Saal", in dem die Arbeiter bei elektrischer Beleuchtung in aller Ruhe die Kisten und Kästen voll Gold und Geschmeide bergen können.

Dies ist die Darstellung einer großen Madrider Zeitung. Aber ob die Versuche des Senor Mozzo auch schon von Erfolg gekrönt waren, weiß man nicht. Seine Gehilfen wollen nicht reden. Sie spielen weiter Domino, lassen die braven Bürger tuscheln und schauen schweigend auf die vom Frühjahrssturm bewegte Wasserfläche, die ein kostbares Geheimnis verbirgt.

**Auf den Spuren der letzten Mayas:**

# Das Geheimnis eines verschwundenen Volkes

**Die letzten Rebellen Zentral-Amerikas. — Tabak für starke Männer. — Flugzeug als Bote des „Weltunterganges". — Ihr Angsttraum: der Schnupfen!**

**Den Amerika-Forschern de Colmont und Gerard Tacvor gelang es, das Rebellenvolk der Lacandons wieder zu entdecken. Sie waren vor Jahrhunderten spurlos im Urwald verschwunden, aber nicht untergegangen, sondern leben noch heute als die letzten freien Mayas der Welt.**

Nirgendwo traf Fernando Cortez auf seinem siegreichen Vormarsch 1525 auf größere Schwierigkeiten als in jenen zentralamerikanischen gebirgigen Gebieten, die außerdem in ihren Tälern von tropischen Wäldern bedeckt waren.

Er mußte bald erkennen, daß diese Mayas, mit denen er hier zu tun hatte, und die man Lacandons nannte, zäher und gefährlicher waren als alle anderen Maya-Rassen. Obwohl schon ein paar Jahre später einige Missionare herangingen, die Lacandons zu taufen, blieben sie bis zum Jahre 1695 die eigentlichen Aufrührer und Rebellen jenes Zentralamerikas, dessen restlose Durchdringung und Eroberung Cortez sich zum Ziel gesetzt hatte.

Endlich wurden den spanischen Behörden diese ständigen Rebellionen zu viel. So schickte man gleichzeitig drei bewaffnete Expeditionen zur Bestrafung und Unterwerfung der Lacandons in ihr Gebiet. Man führte die Rebellen in große Siedlungslager und hoffte, sie auf diese Weise zur Ordnung und Fügsamkeit zu erziehen.

Nun geschah aber etwas Seltsames: Die Rebellenfamilien verschwanden über Nacht. Sie liefen in den Urwald hinein, wohin man ihnen nicht folgen konnte. Man sah und hörte nichts mehr von ihnen. Sie waren verschwunden, verschollen und vergessen.

Dann hörte man erst wieder vor einigen Jahrzehnten von den Lacandons, als verwegene Mexikaner ganz im Süden von Mexiko in der Provinz Chiapas, an den Grenzen von Guatemala, in jene Zonen zwischen dem Fluß Natale und dem Usumacinta eindrangen, um hier kostbare Hölzer zu ernten. Aus dieser Zeit stammen auch noch jene zum größten Teil recht phantastischen Karten über die Verkehrsstraßen in dem Lacandon-Gebiet. Auch Dörfer und Siedlungen sieht man aufgezeichnet. Die Karten haben nur den einen Nachteil: Jede Karte unterscheidet sich recht erheblich von der anderen.

Diese Unklarheiten waren für die Amerika-Forscher Bernard de Colmont und Gerard Tacvor der Anlaß, mit einer kleinen, aber gut ausgerüsteten Expedition in den Dschungel vorzudringen. Nach wochenlangem Suchen stießen sie auf das erste Lacandons-Dorf. Aber es war verlassen. Nur in der Mitte des Dorfes, auf einem freien Platz, fanden sie die Ueberreste eines aufgebahrten Toten. So lernten sie die erste Sitte der Lacandons kennen: Eine Siedlung, ein Dorf wird verlassen, wenn jemand in ihrer Mitte stirbt.

Wieder vergingen einige Wochen mühseliger und gefährlicher Wanderungen, ehe die Forscher erneut auf eine Spur der Lacandons stießen. Diesmal fanden sie jedoch eine bewohnte Siedlung. Mit kleinen Geschenken konnten sie sich die Freundschaft dieser letzten Mayas erwerben.

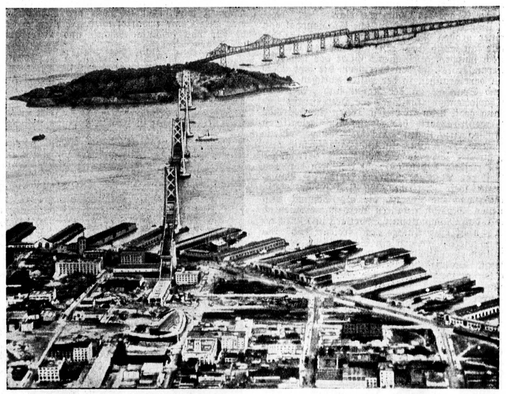
Sie lernten sowohl die Lebenssitten wie auch die Ernährung jener Waldmenschen kennen, die außer Zuckerrohr und einigen süßen Wurzeln sowie gewissen Fleischarten in der Hauptsache Bananen verzehren. Bananen essen sie roh und gekocht, getrocknet und als Mus, zu einer Art Brot gebacken und als Pudding.

Der Tabak, den die Lacandons rauchen, ist derart stark, daß die Forscher nicht einen einzigen Zug aus einer dieser langen, kokosschwarzen, kräftigen Zigarren bekommen konnten, während die kleinsten Lacandons-Knirpse vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihren Glimmstengel mit Meisterschaft handhabten.

Das schwierigste Ereignis im Leben des Lacandons ist die Gattenwahl. Die Siedlungen sind klein, und ein Ueberfluß an Frauen besteht nicht. Die Werbung in einer benachbarten Siedlung wird aber mit vergifteten Pfeilen abgewehrt. Kurzum: es ist keine Freude, als Lacandon auf Brautschau zu gehen.

Einen panischen Schreck erlebten die Lacandons vor einigen Wochen, als plötzlich ein Flugzeug über ihren Köpfen dahindrauste. Sie waren der Auffassung, daß nun die Welt endgültig untergehe.

Die größte Furcht aber haben sie vor — dem Schnupfen. Erkältungskrankheiten sind sehr häufig, arten aber fast immer in Lungenentzündungen aus und endigen tödlich. Als daher einer der beiden Forscher einen Schnupfen bekam, deutete der Lacandon-Häuptling an, daß es nun wohl Zeit für sie sei, zu verschwinden. Sie zogen ab — nicht ohne vorher die Götter, ein paar kleine Holzpuppen, photographiert zu haben.



**Die Bucht von San Franzisko überbrückt**

**Die gewaltige Brücke zwischen den beiden Städten San Franzisko und Oakland ist nun soweit fertiggestellt, daß vor einigen Tagen die Verbindung zwischen den beiden Ufern hergestellt werden konnte. Die Brücke, eine der größten ihrer Art in der Welt, kostet 75 Millionen Dollar.**

**(Associated Press, K.)**

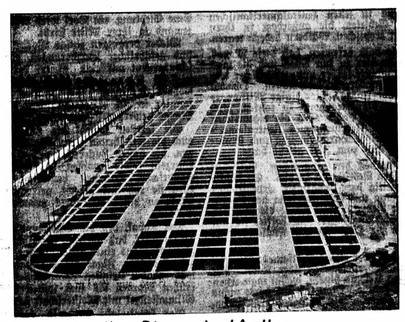
# Deutschland bereitet den Völkern ein Fest

## Berlin erwartet die Olympiade

**Letzte Arbeiten am Stadion. — Wandernde Bäume und die Motorsäge im Tiergarten. — Verschönte Häuser und Gaststätten. — Flaggenprobe und Rundfunk**

Wenn in vier Monaten die Olympiagäste in die Reichshauptstadt strömen, wird sich Berlin in einem festlichen Kleid zeigen. Wie man in Erwartung eines lieben Besuches von auswärts die Wohnung, das Haus herrichtet, um dem Gast nicht nur sich selbst, sondern auch das Heim von der besten Seite zu zeigen, so rüstet Berlin, die Millionenstadt an der Spree, zu einem großen Völkerfest.

Das große Stadion ist fast fertig. Das riesige Oval ist gleichsam aus der Erde gewachsen:



*Kein Riesenschachbrett . . .*

**sondern der riesige Olympia-Parkplatz für Autos am Reichssportfeld zu Berlin, der jetzt ebenfalls fertiggestellt wurde.** (Donath, K.)

Da, wo noch vor kaum einem Jahr sich die Rennbahn Grunewald mit dem in diese Bahn hineingebauten alten Stadion befand, erhebt sich jetzt gleich einer Bastion des Sportes ein über haushoher kolossaler Rundbau, der die Landschaft fast bis nach Spandau hin beherrscht. Oberflächlich betrachtet erscheint das Oval beinahe kleiner als das alte Stadion; es handelt sich hier jedoch um eine interessante optische Täuschung, dadurch hervorgerufen, daß sich, wie gesagt, das alte Stadion gewissermaßen tiefer als die Rennbahn, das heißt die allgemeine Horizontale, befand, während die Mauern des neuen Olympia-Stadions in die Lüfte recken. Diese Mauern fallen nach dem Innern des Ovals zu stark ab und bilden hier die Steigreihen für die Zuschauer, während die Kampfbahn am Grunde sich in einer Ausdehnung zeigt, die allen sportlichen Disziplinen gerecht wird. Erst wenn man die Höhe der oberen Plätze erklommen hat, wird einem die ganze Größe des Bauwerkes klar.

Umgeben ist das eigentliche Stadionoval von einer großen Zahl besonderer Sportplätze, die alle fast fertig sind. Die Handwerker, die hier noch schippen, gehören zur Gilde der „Verschönerungsräte", zu den Gärtnern, die jetzt überall dort draußen in der Mitte zwischen Berlin und Spandau an der Arbeit sind. Wer von Charlottenburg kommend die Heeresstraße entlang geht, kann in diesen Tagen merkwürdige Wagentransporte beobachten: Auf gewaltigen Rollwagen liegen richtige ausgewachsene Bäume. Die Wurzeln sind ballenförmig mitsamt der Erde in Sackleinewand verpackt — ein riesiger Erdenklotz ruht auf dem vorderen Teil des Wagens, während hinten die Baumkrone weit überragt. Es sind große, völlig ausgewachsene Bäume, die als Schmuck zum neuen Stadion gefahren werden. Schließlich will das Olympiakomitee Sportlern und Zuschauern nicht eine Anlage „auf freiem Feld" stehend bieten, sondern ein Schmuckstück, das inmitten einer grünenden und blühenden Anlage liegt. So wird das Ganze gekrönt werden von alten grünen Bäumen, die aber trotzdem erst im Frühjahr hierher verpflanzt wurden. Sicher rechnet auch dieses gärtnerische Kunststück zu den Meisterwerken, die wir beim Bau des Olympiafestes vollbrachten.

Berlin selbst ist dabei, sein bestes Kleid herzurichten. Die Innenstadt wird nicht weniger besucht werden als Charlottenburg und die anderen westlichen Stadtteile, die näher an das Stadion heranliegen. Fast alle staatlichen und städtischen Gebäude in der Stadt werden jetzt gereinigt, ausgebessert, gestrichen und getüncht. Parkanlagen und Plätze werden besser als sonst im Frühjahr hergerichtet, neue werden angelegt, selbst im Tiergarten arbeitet die Motorsäge, um alte, vermorschte Bäume zu fällen, damit frisches Grün an ihre Stelle treten kann.

Wie sehr die Bevölkerung dem Streben der amtlichen Stellen, Berlin den Olympiabesuchern im schönsten Kleid zu zeigen, entgegenkommt, zeigt sich an den Ausbesserungs- und Verschönerungsarbeiten für die privaten Häuser. Es ist, als wäre ein Wettstreit entstanden, der mit Maurerkelle und Malerpinsel ausgetragen wird. Vor Jahrzehnten, als die große breite Bismarckstraße, die in ihrer Verlängerung direkt zum Stadion führt, ausgebaut wurde, blieben einige Hausgiebel stehen, die nun unmittelbar an den Bürgersteig grenzen, ohne daß eine Hausvorderfront da ist. Auch diese Giebel werden neu gestrichen und, wo etwa eine alte, längst überholte Reklame verwaschen sich noch ins Stadtbild drängte, verschwindet sie, oder macht einer neuen, nach modernen Gesichtspunkten hergestellten Platz. Schnellwachsende Bäume werden in freie Baulücken gepflanzt, und selbst die „Buden" mit Vorgarten „herausgetragen" als sonst die Jahre.

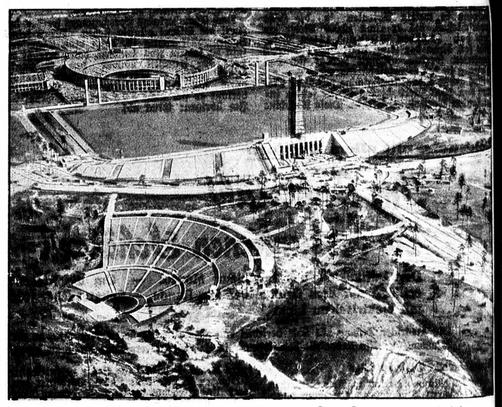
Natürlich rechnet das Gaststättengewerbe auf einen besonderen Ansturm anläßlich der olympischen Spiele. Berlin ist schon immer eine Stadt ohne Mangel an „Tankstellen" gewesen; jetzt, in Erwartung der großen Völkerwanderung, wird überall gerüstet und gepflanzt. Unter den Kellnern macht sich eine gewisse Unruhe bemerkbar, die sich darin äußert, daß Sommerarbeit nach außerhalb der Reichshauptstadt, in die Badeorte und Seebäder, nicht gern angenommen wird, weil während der Olympiade eine gute Ernte erwartet wird. Schließlich ist es für das gesamte Schank- und Beherbergungsgewerbe keine Kleinigkeit, eine kleine Viertelmillion Gäste auf einmal unterzubringen, zu verpflegen und ihnen auch in anderer Hinsicht nur Angenehmes zu bieten. Daß sich alles gut und zufriedenstellend abwickeln wird, dafür kann Berlin als Stadt des besten Bieres (außer München), der meisten Schnitzen und gemütlichsten Gaststätten und „Kneipen", der größten Bockwürste und der schlagfertigsten Bewohner garantieren.

Selbstverständlich, daß in den Tagen der olympischen Spiele Straßen, Plätze und Häuser einen schönen, nach einheitlichen Gesichtspunkten ausgewählten Schmuck tragen werden. Fahnenmasten sind bis zu diesen Tagen schon in der Straße Unter den Linden ausprobiert worden. Hier fand gewissermaßen die erste Kostümprobe zu der Vorstellung statt, die die Reichshauptstadt 14 Tage lang den Gästen — und diese ihr — bieten will. Allein in der genannten Hauptstraße der Stadt werden nicht weniger denn 1000 Masten aufgestellt, die teilweise bis zu 25 Meter hoch sind. Flaggen und Banner von 64 Meter Länge wehen dann im Winde, wie auch in den anderen Anmarschstraßen der herrlichste Flaggenschmuck zu sehen sein wird. Die Bismarckstraße und der Kaiserdamm in Charlottenburg haben schon eine neue Straßenbeleuchtung erhalten, das Querstiberdampfschiff, das eine tageshelle Beleuchtung garantiert. Die die Perlen an der Kette reihen sich die hunderte von Lampen hoch über dem Straßendamm den Berg hinauf zum Adolf-Hitler-Platz. Eine Strecke von über drei Kilometer ist auf diese Weise vom berühmten „Knie" aus zu überblicken — des Abends ein grandioser Anblick!

Daß der deutsche Rundfunk, der in Berlin-Charlottenburg, nicht weit von der Kampfstätte entfernt, seine Zentrale im großen Funkhaus in der Masurenhalle hat, den olympischen Spielen gegenüber besonders gewappnet dastehen wird, versteht sich eigentlich von selbst. Garmisch-Partenkirchen war anläßlich der Wintersportspiele gewissermaßen die Generalprobe; in Berlin werden die Anforderungen an Menschen und Geräte vom Funk allerdings in gleich gewaltiger sein. Aber wie in Garmisch die „Generalprobe" geglückt ist, so wird es in Berlin der Rundfunk bereit sein, das Fest der Völker — Olympia — der Welt zu vermitteln.

*Der Träger des olympischen Feuers*

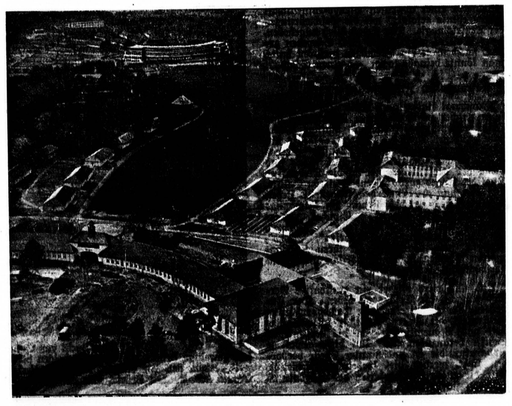
**In einem riesigen Fackelstaffellauf von mehr als 3000 Kilometer Länge wird bekanntlich das olympische Feuer von der klassischen Stätte des alten Olympia nach Berlin gebracht, wo mit diesem Feuer die Fackeln im Olympiastadion entzündet werden. Für die Fackeln des Stafettenlaufes ist nunmehr vom Organisationskomitee dieser Halter geschaffen worden, der ob. d. Reichsadler mit den fünf olympischen Ringen in den Klauen zeigt und am unteren Teil die Strecke des Stafettenlaufes.** (Schirner, K.)



*Das Reichssportfeld*

Die neueste Luftaufnahme von dem Reichssportfeld zu Berlin, der größten und schönsten Sportstätte der Welt, die das neue Deutschland für die Olympiakämpfe errichtet. Im Vordergrund die Dietrich-Eckart-Freilichtbühne, dahinter das Aufmarschgelände mit dem gewaltigen Glockenturm und das Olympiastadion. (H. Hoffmann K.)

(Freigegeben durch RLM.)



*← Olympisches Dorf von oben*

Bei Döberitz, 14 Kilometer vom Reichssportfeld entfernt, wurde das Olympische Dorf angelegt, die Wohnstätte der Olympiakämpfer, das nunmehr fast vollständig fertiggestellt ist. Das Bild gibt eine der ersten Luftaufnahmen wieder. Man sieht im Vordergrund den Haupteingang, rechts das Hindenburg-Haus, das die Gemeinschaftsräume enthält, im Hintergrund das ringförmige Wirtschaftsgebäude, in dem sich auch die Küchen befinden, die sich den Bedürfnissen der einzelnen Nationalitäten genau anpassen werden. (Heinrich Hoffmann, K.)

(Freigegeben durch RLM.)



# Welt der Frau

## Vater und erwachsene Tochter

So schwierig und konfliktreich, so problematisch das Verhältnis Mutter und erwachsene Tochter sein kann, so wenig „Reibungsflächen" oder „Angriffspunkte" gibt es zwischen Vater und erwachsener Tochter. Was hemmend, zum Widerspruch, zu Vergleichen, zur überschnellen Verneinung reizend, sehr oft zwischen Tochter und Mutter aufwächst, das fehlt hier, schon weil die Stellung des Vaters zu den Kindern eine ganz andere als die der Mutter.

Der Vater, für die Kinder von klein auf die Respektperson, der nicht wie die Mutter so eng mit den Kindern verbunden ist, wird der erwachsenen Tochter in den meisten Fällen recht freundschaftlich, ritterlich oder — ein wenig illusionistisch, je nach Veranlagung, gegenüberstehen. Der „tyrannische" Vater, der auch in der erwachsenen Tochter immer noch das Erziehungsobjekt, das unmündige Kind sieht, das nicht der „väterlichen Gewalt" entwachsen darf, ist die Ausnahme. Die Regel ist der auf seine erwachsene Tochter stolze Vater, der geneigt ist, ihr mehr Freiheiten zu gestatten als die Mutter.

Mit der Entwicklung des Kindes zum jungen Weibe ändert sich oft das Verhalten und die Einstellung der Tochter zum Vater. Sie sieht in ihm nicht mehr so sehr den Vater als den Mann, den sie auf seine Vorzüge (auch auf seine Schwächen!) hin beobachtet und danach einschätzt. Er ist Exponent des Männlichen, das sie als das Große, Geheimnisvolle immer wieder zu Vergleichen mit anderen, jüngeren Männern ihres Bekanntenkreises zwingt. Wenngleich der Vater, weil Ehrfurcht und Liebe sein Bild ins Unfehlbare erheben, unerreichbar, gleichsam als Ideal über den anderen Männern schweben wird.

Es ist deshalb nicht selten, daß die Tochter — eben aus dieser unbewußten Einstellung heraus — offen für Vater und gegen Mutter Partei ergreift, daß sie sich, je mehr sie sich von der Mutter entfernt, um so enger an den Vater anschließt. Zwischen ihnen gibt es kaum Konflikte, der Vater scheint ihr viel verständnisvoller, sachlicher, mehr „über den Dingen stehend" als die Mutter. Wer es in den Kinderjahren die Mutter, die zwischen Kindern und Vater vermittelte, wenn die kleinen Sünder zu Rechenschaft gezogen werden sollten, so ist jetzt oftmals der Vater den Vermittler spielen zwischen Mutter und erwachsener Tochter. Letztere ist viel eher geneigt, dem Vater Verfehlungen einzugestehen, als der Mutter. Vielleicht, weil der Mann rascher mit seiner Sache fertig wird als die Frau. Der Vater läßt ein solches Vorkommnis nach der Aussprache „tot und begraben" sein, die Mutter wird es sich nicht versagen können, bei passender Gelegenheit darauf zurückzukommen und der Tochter erneut Vorhaltungen darüber machen. Ausfluß mütterlicher Sorge, das Kind — denn die erwachsene Tochter bleibt dem Mutterherzen immer Kind — vor Enttäuschungen und menschlichen Fehlschlägen zu bewahren. Sie möchte ihre Tochter vollkommen sehen, ihren Lebensweg freudenreich und mühelos gestalten. Sie lebt und leidet jedes Erlebnis im Leben der Tochter mit, sie kann nicht „darüber stehen", denn sie ist Mutter, die mit Sehnsucht und Freude das Kind erwartete, es mit Schmerzen gebaren hat, die ihr Leben aufgab, um im Kinde weiterzuleben. Das wird die Tochter erst in der ganzen Größe begreifen, wenn sie selbst Mutter geworden ist. Dann weiterhin ändert sich das Verhältnis Mutter/Tochter wieder zum Guten. Die Tochter, die das Mütterliche der Mutterschaft erlebt, fühlt sich nun aufs engste verbunden mit der Frau, die ihr das Leben schenkte. Der Vater ist, wieder wie in Kindertagen, Gegenstand der Liebe und der Verehrung; die Mutter hat den ihr zugebörigen Ehrenplatz und das Vertrauen der Tochter.

So wie die heranwachsende Tochter den Vater sieht, so wird später ihre Einstellung dem Manne gegenüber sein. Nach ihm wird sie das männliche Geschlecht einschätzen, weil ja der Vater der erste Mann ist, der in ihr Leben tritt. Sein Beispiel ist für sie maßgebend, sie wird es auf alle Männer anwenden, die vor ihr bestehen oder von ihr abgelehnt werden. Das sollten die Väter nie vergessen, daß sie, viel stärker als es der Tochter zu Bewußtsein kommen mag, ihr späteres Verhältnis zum Manne beeinflussen. Wie der Vater zur Mutter war, ritterlich, zuvorkommend, beherrscht, wie er das Prinzip der gerechten Beurteilung auf die Kinder anwandte, so wird die Tochter es von ihrem Manne verlangen. Und es gibt kein größeres Lob, als wenn eine Ehefrau von ihrem Manne sagt: „Er ist wie mein Vater!"

I. M. Jünnemann.

Lottchen staunt (Deike M.)

## Pechvogel

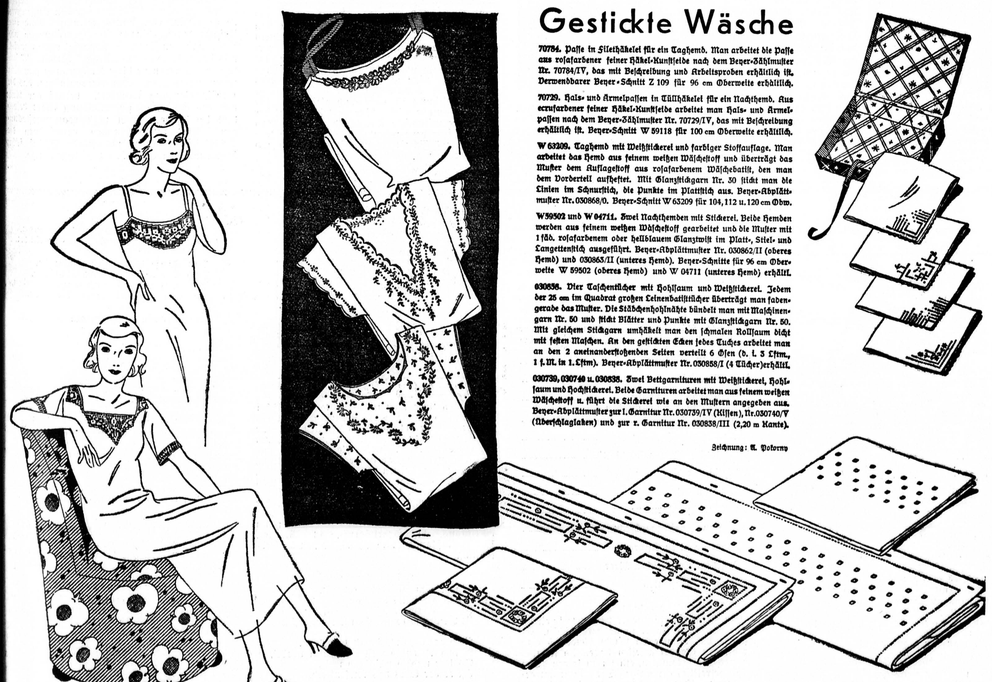
Mancher Frau fällt das Butterbrot immer auf die verkehrte Seite. Die auf dem Feuer stehende, sorgsam beobachtete Milch kocht in dem Augenblick über, in dem der Briefträger kommt. Beim Spülen bleibt ihr der Henkel der Kaffeekanne auf einmal in der Hand. Der überraschende Besuch einer lieben, auswärts wohnenden Freundin trifft gerade mit der großen Wäsche zusammen. Folge: mürrisches Gesicht, leiser Seufzer: „Natürlich mir kann es ja gar nicht anders gehen!"

Andere dagegen scheinen ohne Schwierigkeiten fertig zu werden. Bleiben sie von den kleinen Tücken des Alltags verschont, haben sie eine glückliche Hand? Und ist das der Grund, weshalb sie immer ein heiteres Gesicht zeigen? Wohl kaum. Es liegt wohl eher daran, daß die zuerst erwähnten Frauen, die immer klagenden, ein zu gutes Gedächtnis für jede Unannehmlichkeit haben, so daß dann in ihrer Einbildung jedes folgende kleine Mißgeschick mit allen vorangegangenen irgendwie im Zusammenhang steht, eine Kette ihnen vom Schicksal zugedachter Mißhelligkeiten bildet. Aber das Schöne, das das Leben seit jedem Menschen bietet, sehen sie nicht mehr. Sie haben kein Empfinden für die kleinen Glücksmöglichkeiten des Alltags. Dem wunderbar blühenden Baum, an dem sie auf dem Einkaufsweg vorübergehen, schenken sie keinen Blick; die erquickende Frische der Luft, die sie an einem klaren Frühlingsmorgen einatmen, kommt ihnen nicht zum Bewußtsein. Sie spüren immer nur die Widerwärtigkeiten des Daseins.

Je mehr wir unsere Umgebung und uns selbst beobachten, um so deutlicher merken wir, daß es sich bei den kleinen Alltagsgeschehnissen fast nie um dauerndes Glück oder Pech, sondern zumeist nur um die Haltung zum Leben handelt. Jene ewig unzufriedenen, mit einer Jammermiene herumlaufenden Frauen seufzen ja in der gleichen Weise über die Mühe, die mit der Führung des Haushaltes selbstverständlich und unvermeidlich verbunden ist. Ist es nicht furchtbar, was man ihnen da zumutet? Ach, man arbeitet geradezu für den Schmutz! Man spült das Geschirr — umsonst! Nach wenigen Stunden ist es wieder voll Speisereste. Man wäscht die Wäsche — vergeblich! Wenige Tage später ist sie wieder verunreinigt. Man kehrt und putzt die Stuben — aber o weh, wie schauen sie am nächsten Morgen schon wieder aus!

Die andern heiteren (und meist tapferen) Frauen sehen bei all dem gerade das Gegenteil. In Sigrid Undsets großem Roman „Ida Elisabeth" wird beispielsweise gezeigt, wie eine durch die Sorge für Geschäft, Haushalt und Kinder dreifach belastete Frau trotzdem an der Hausarbeit immer wieder Freude findet, mehr sogar als an irgendeiner anderen Tätigkeit. Die Freude am Morgen über die wohlgeordneten, gut gelüfteten Zimmer, die Freude über die geglückte Zubereitung des Mahles, das bei aller Einfachheit den heimkehrenden Kindern gut mundet, die Freude über die Sauberkeit der kleinen Küche am frühen Nachmittag, über das blitzende Geschirr im Schrank kehrt immer wieder. Wie weiß sie aber auch aus einem Wort ihrer Kinder, aus dem bloßen Anblick eines solchen kleinen, tapsigen Wesens Freude für den ganzen Tag zu schöpfen! Oder sich aus einem Weg durch reifende Felder neue Kraft, neue Geduld für ihre Aufgaben zu holen! Nur eine Frau, die sich immer wieder zu dieser Gelassenheit selbst gegenüber den Bedrängnissen des Alltags erheben kann, wird wirklich Gefährtin ihres Mannes, wird, — weil bei aller Arbeit innerlich nicht belastet — wirklich Mutter sein können. Sie wird keinen Aerger ganz von sich Besitz ergreifen, sie wird sich von keiner Arbeit „fressen" lassen, sondern noch immer Zeit genug für die ihr anvertrauten Menschen finden, wird, trotz aller sonstigen ihr zugewiesenen Aufgaben, doch imstande sein, ihnen das Haus zur Heimat zu machen! —s.

## Gestickte Wäsche



**70784.** Passe in Filethäkel für ein Taghemd. Man arbeitet die Passe aus rosafarbener feiner Häkel-Kunstseide nach dem Beyer-Stickmuster Nr. 70784/IV, das mit Beschreibung und Arbeitsproben erhältlich ist. Verwendbarer Beyer-Schnitt Z 109 für 96 cm Oberweite erhältlich.

**70729.** Hals- und Ärmelpassen in Tüllhäkel für ein Nachthemd, aus ecrufarbener feiner Häkel-Kunstseide arbeitet man Hals- und Ärmelpassen nach dem Beyer-Stickmuster Nr. 70729/IV, das mit Beschreibung erhältlich ist. Beyer-Schnitt W 89118 für 100 cm Oberweite erhältlich.

**W 63209.** Taghemd mit Weißstickerei und farbiger Stoffauflage. Man arbeitet das Hemd aus feinem weißen Waschstoff und überträgt das Muster dem Auflagestoff aus rosafarbenem Waschsatin, den man dem Vorderteil auffestet. Mit Glanzstickgarn Nr. 50 stickt man die Linien im Schnurstich, die Punkte im Plattstich aus. Beyer-Abpaßstickmuster Nr. 030868/0. Beyer-Schnitt W 63209 für 104, 112 u. 120 cm Obw.

**W 59502 und W 06711.** Zwei Nachthemden mit Stickerei. Beide Hemden werden aus feinem weißen Waschstoff gearbeitet und die Muster mit 1 fäd. rosafarbenem oder hellblauem Glanzzwirn im Platt-, Stiel- und Langettenstich ausgeführt. Beyer-Abpaßstickmuster Nr. 030862/II (oberes Hemd) und 030865/II (unteres Hemd). Beyer-Schnitte für 96 cm Oberweite W 59502 (oberes Hemd) und W 06711 (unteres Hemd) erhältl.

**030836.** Der Taschentücher mit Hohlsaum und Weißstickerei. Jedem der 25 cm im Quadrat großen Leinenbatisttücher überträgt man fadengerade das Muster. Die Stäbchenbordhäkelei bändelt man mit Maschinengarn Nr. 80 und flicht Bläuer und Punkte mit Glanzstickgarn Nr. 50. Mit gleichem Stickgarn umhäkelt man den schmalen Rollsaum dicht mit festen Maschen. An den gestickten Ecken jedes Tuches arbeitet man an den 2 aneinanderstoßenden Seiten verteilt 6 Ösen (d. i. 3 Ctmt., 1 1/2 M. in 1. Ctmt). Beyer-Abpaßstickmuster Nr. 030858/I (4 Tücher) erhältl.

**030739, 030740 u. 030838.** Zwei Bettgarnituren mit Weißstickerei, Hohlsaum und Hochstickerei. Beide Garnituren arbeitet man aus feinem weißen Waschstoff u. führt die Stickerei wie an den Mustern angegeben aus. Beyer-Abpaßstickmuster zur 1. Garnitur Nr. 030739/IV (Kissen), Nr. 030740/V (Überschlaglaken) und zur 2. Garnitur Nr. 030838/III (2,20 m Kante).

Zeichnung: A. Petermann

# Schadenverhütung im Haushalt

Wenn von Schadenverhütung gesprochen wird, denkt man zumeist nicht daran, daß hier für die Frau ein großes Aufgabengebiet liegt.

Wie oft lesen wir in den Zeitungen, daß durch falsches Heizen von Kachelöfen Kohlengasvergiftungen und sogar Explosionen vorkommen, und da wir gerade vom Heizen sprechen, soll hier noch ein sehr häufiger Nachlässigkeitsschaden erwähnt werden. Beim Heizen ist ganz besonders darauf zu achten, daß die Ofentür geschlossen ist, denn erstens ist es keine Freude, etwa ein Stück Glut auf die Hand oder den Fuß zu bekommen, und zweitens tragen die Brandstellen, die die herausfallende Glut hinterläßt, nicht zur Verschönerung des Fußbodens oder des Teppichs bei. Daß es noch Frauen gibt, die Petroleum zum Feueranzünden verwenden, wollen wir nicht annehmen; über die damit verbundene Gefahr dürfte sich heute wohl jeder klar sein.

In der Küche bietet sich ein weites Feld für die Schadenverhütung. Man lese sich einmal die Gasberede in den Haushaltungen an und wird erkannt sein, wie leichtsinnig vielfach defekte Gasschläuche verwendet werden, ohne daran zu denken, daß ein undichter Gasschlauch Lebensgefahr mit sich bringt. Gerade in Bezug auf das Ausströmen von Gas muß die Kontrolle scharf durchgeführt werden. Wo Kinder im Hause sind, die an den Herd herankönnen, schließt man zweckmäßig nicht nur den Zuführungshahn, sondern auch den Hauptahn, wenn der Herd nicht benutzt wird, damit jede Zufälligkeit nach dieser Richtung unmöglich gemacht wird.

Beim elektrischen Herd achte die Hausfrau auf die Instandhaltung von Sicherung und Kontakt.

Die Elektrizität ist leider eine bei den meisten Menschen zu gering geachtete Gefahrenquelle, trotzdem immer und immer wieder darauf hingewiesen wird, daß die Benutzung schadhafter elektrischer Geräte z. B. Heizkissen, Bügeleisen und deren Zuleitungsschnuren nicht unerhebliche Schäden herbeiführen kann. Ohne an die Folgen zu denken, hantiert man mit nassen Händen mit schadhaften Geräten, und schon ist der Kurzschluß da. Auch die Unsitte, den Lichtschalter zum Anhängen von Kleidungsstücken oder anderen Gegenständen zu benutzen, mag in diesem Zusammenhang erwähnt werden.

Es würde zu weit führen, wollte man alle die Schäden aufführen, die der Volkswirtschaft durch die Unachtsamkeit und Unsauberkeit in der Küche zugefügt werden. Täglich verderben wertvolle Nahrungsmittel durch unzweckmäßige Behandlung und Aufbewahrung und wandern dann in den Mülleimer. Der größte Teil der Vergiftungen durch Nahrungsmittel (Fisch, Fleisch, Wurst) dürfte auf das Konto der Unachtsamkeit zurückzuführen sein.

All den Gefahrenmöglichkeiten zum Wohle der Allgemeinheit und zum Nutzen des einzelnen wird zur Zeit besonders stark der Kampf angesagt. Der Reichs- und Preußische Innenminister hat in einem Runderlaß an alle Polizeibehörden auf einen Wettbewerb aufmerksam gemacht, der von der Arbeitsgemeinschaft für Schadenverhütung geplant ist und der die Aufdeckung und Abstellung von Schäden und Unfallgefahren zum Ziel hat.

# Im Lichte einer Stehlampe

Stehlampen mit zwei 40-Watt-Birnen sind nur im Augenblick der Anschaffung teuer. Aber diese zehn oder zwanzig Mark für eine schöne hohe Lampe werden bald ausgeglichen, da die Mittelleuchte des Zimmers nun viel seltener brennt. Mit einem hübschen Mut für das Ungewöhnliche wird man sich hier und da sogar entschließen, die Mittellampe ganz fortzulassen zugunsten einer schönen und gemütlichen Stehlampe.

Die Stehlampe ist umso schöner, je einfacher sie geformt ist. Ein starker Messing- oder Nickelschaft, etwa in der Mitte, an der Stelle, wo die Hand ihn greifen würde, sinnvoll verstärkt, ruht auf einem Fuß, der das Gewicht der Lampe gut trägt. Das eigentlich Schöne einer Stehlampe ist der Schirm aus Seide, Pergament, einfachem Papier. Wenn oft in der ganzen Wohnung das Praktische und Zweckmäßige vorherrschen muß, so bildet sich im Lichtkreis der Stehlampe eine kleine Stätte des Friedens und der Versunkenheit, die ihre Macht anwendet, sobald der Abend anbricht. Da sieht man sich suchend in der ganzen Wohnung um; wo möchte man wohl sitzen, mit seinem Buch, seinem warmen Hausrock und seiner Tasse Tee? Dort in dem alten Ohrensessel an dem runden Tischchen, den man vor die Bücherregale gerückt hat, im Lichte der traulichen Stehlampe, die unsere Mußestunden erhellt. Jetzt müßte die Welt versinken!

(Foto BUR / Deike M)

**Jenny Jugo**
als Königin von England in dem Film: „Mädchenjahre einer Königin"
Foto: Clausen-Tobis-Rota-Film

# Die Pflege der Schuhe

Neuzeitliche Schuhcreme dient nicht nur dem Glänzen des Schuhwerks. Die Zusammensetzung ist so gewählt, daß auch dem Leder Oele und Fette zu seiner Erhaltung zugeführt werden. Darin besteht schließlich auch der Wert solcher Schuhpflegemittel. Nur werden sie gewöhnlich nicht richtig angewandt. Die Schuhe werden vom Schmutz gesäubert, dann wird das Putzmittel aufgetragen und anschließend daran das Blankreiben vorgenommen. Das ist so verkehrt wie möglich. Der Crem findet bei solcher Anwendung überhaupt nicht Zeit, in das Leder einzudringen. Unmittelbar nach dem Auftragen wird er wieder fortgewischt — der Erfolg der Schuh„pflege" besteht lediglich darin, daß sie blank werden. Wer es gut mit seinem Schuhwerk meint, trage das Putzmittel des Abends auf, lasse es die Nacht über auf das Leder einwirken und beschränke sich am Morgen darauf, den Glanz zu erzeugen. Die Schuhe werden es dem Besitzer danken.

Dabei darf darauf hingewiesen werden, daß hart gewordener Schuhcrem mit ein wenig Terpentin erweicht werden kann. So kann mancher Rest noch verbraucht werden, der sonst mit der Schachtel in den Mülleimer wanderte.

Bürsten und Lappen, die zum Reinigen und Blankmachen des Schuhwerks dienen, müssen öfters ausgewaschen werden. Von schlechtem Handwerkszeug kann keine saubere Arbeit verlangt werden, und Bürsten und Lappen, die voller Schmutz und Schuhcreme sitzen, erfüllen ihren Zweck nicht mehr. Ueberdies achte man darauf, daß Putzwerkzeug, das für farbige Schuhe bestimmt ist, nicht auch gleichzeitig für schwarze benutzt wird. Nur zu leicht leidet der oft sehr empfindliche Farbton darunter. Man ist dann sehr verwundert, wenn schon nach kurzer Zeit das Schuhwerk unansehnlich wird und muß sich doch allein die Schuld zumessen.

Wenn Schuhe und Stiefel nicht ständig benutzt werden, darf man sie nicht ohne Behandlung einfach im Schuhschrank stehen lassen. Sie werden hart und unansehnlich, und wenn sie wieder gebraucht werden, erlebt man die allerschlimmsten Ueberraschungen. Deshalb sorge man dafür, daß unbenutztes Schuhwerk mindestens alle vier Wochen nachgesehen und frisch mit Crem behandelt wird. Nur dann ist man Sicherheit auf seine ständige Verwendungsmöglichkeit zu rechnen.

### Die Ursachen der Augenringe

In der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" macht Professor Husler darauf aufmerksam, daß starke körperliche Anstrengungen als Erkrankungen ernsterer Art die Ursachen verunränderten Augen sein können. Auch ihr Gewichtsverlust spielt beim Entstehen dieser Erscheinung eine wichtige Rolle. Der Hauptanlaß zur Bildung der Ringe unter den Augen ist jedoch der Füllungsgrad der Arterien und Venennetze der Augenhöhle, der abhängig ist von Funktionen des Nervensystems. Liegt Endes sind also die Ringe unter den Augen eine Folge veränderter Blutverteilung. Noch eine Ursache kommt hinzu: Bei Ermüdungen und Anstrengungen sinkt der Augapfel etwas zurück, und dadurch treten die „Ringe" hervor. Besonders bei Kindern ist diese Erscheinung gar nicht selten anzutreffen. Das Nervensystem, das die Gefäßverteilung reguliert, bedarf der Ruhe und des Schlafes. Ueberm üdung führt besonders bei Kindern leicht zu Verdauungsstörungen. Verdauungsstörungen vermindern den Schlaftiefe, und der mangelnde Schlaf führt wiederum zum Entstehen der Augenringe.



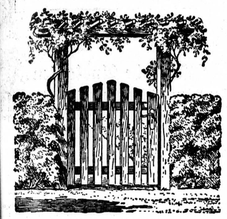
# Haus, Hof und Garten

## Die Gartentür

Von Gartenbauinspektor Schieferdecker

Durchwandert man die Gärten kleiner Städte, so findet man oft wohlgepflegte Blumen- und Nutzbeete, doch macht vielfach die Tür nicht den freundlichen Eindruck, sie ladet nicht zum Eintritt in den Garten ein. Bei richtiger Pflege des Gartens wird der äußere Rahmen leicht übersehen, und doch beeinflußt gerade die Gartentür das Gesamtbild des Gartens in erheblichem Maße. Dabei wäre es falsch, etwa eine besonders verzierte oder gar prunkhafte Tür zu wünschen. Denn es hat z. B. ein vor der Stadt liegender Garten in erster Linie eine zweckmäßige Umzäunung und Tür. Eine besondere Verzierung durch Holzbastelei en oder ähnliches würde sich gar nicht in die Umgebung einfügen und würde auch die Aufgabe der Tür verdecken, was meist unschön wirkt. Aber wie man den Eingangsweg in den Garten gern mit Blumenrabatten einfaßt, so muß die Tür einen freundlichen Eindruck machen. Sie kann also etwa aus gehobelten Holzlatten gefertigt sein, die hell gestrichen stets gut wirken. Dabei darf sie auch dem Vorübergehenden einen Einblick in den Garten ermöglichen. Schön kann auch eine Ueberranken der Tür etwa durch Schlingrosen wirken oder eine Einfassung durch Bäume oder Büsche an jeder Seite.

Eine andere Wahl ist zu treffen, wenn es sich um eine Vorgartentür handelt. Tür und Zaun müssen sich an die Gestaltung des Hauses anlehnen. Ein Haus, das außen verputzt ist, wird Zaun bzw. Türpfosten und den Garten erhalten, die ebenfalls verputzt sind. Vor Häuser im Klinkersteinbau wird man die Türpfosten auch aus gleichem Material stellen. Bei einer Vorgartentür sind auch kleine Verzierungen am Platze, sofern sie nicht den Eindruck eines überflüssigen Schmuckwerkes machen. Ein Ueberziehen von Ranken über den Türbogen wird hier nicht angebracht sein aber ein starker Pfeiler kann oft durch Beranken mit Efeu oder selbstklimmendem Wein sehr gewinnen, so daß auch hier der Eingang einen freundlichen Eindruck macht. Fast immer wird Holz das geeignete Material für die Tür sein; eiserne Tore, Kunstwerke aus Schmiedeeisen geben oftmals für große Parks eine schöne Einführung. Wir kennen solche von fast allen größeren Parks früherer Residenzen her. Jedoch paßt sich Schmiedeeisen seltener dem Bau kleiner Wohnhäuser an. Eine Anregung möge die nebenstehende Abbildung geben.



Zeichnung: Zambony (M)
Überrankte Gartentür in einer Hecke

## Warum frühe, mittelfrühe und späte Gemüsesorten?

Obwohl in den Preisverzeichnissen unserer Samenhandlungen die frühen, mittelfrühen und späten Gemüsesorten schon seit Jahren getrennt aufgeführt und beschrieben werden, machen doch noch manche Gartenbesitzer und Kleingärtner den Fehler, sich nicht danach zu richten und entweder ihre alle Lieblingssorte jede für sich Jahr auszupflanzen oder aber planlos irgendwelche Samen oder Setzlinge von irgendwelchen Geschäften oder Händlern zu kaufen, ohne genau zu wissen, welche Sorte sie z. B. von Kohl-, Weiß- oder Wirsingkohl eigentlich bekommen haben. — Aerger und Enttäuschung sind dann die Folge dieser Unvorsichtigkeit und Gleichgültigkeit. Dies muß ich auf Grund meiner alljährlichen Rundgänge durch Haus- und Kleingärten der verschiedensten Art und Größe aus eigener Anschauung leider immer wieder feststellen.

Es ist unerklärlich, weshalb sich die Gartenbesitzer nicht einmal überlegen, daß sie bzw. die Hausfrauen viel besser fahren, wenn sie sich z. B. von Erbsen, Bohnen, Salat, Kohl usw. nur eine frühe, mittelfrühe und späte Sorte zulegen, was ihnen ermöglicht, von der betreffenden Gemüseart möglichst lange zu ernten bzw. zu genießen. — Vielleicht hat man diese Vorteile bis jetzt aus Unkenntnis, Kurzsichtigkeit oder Bequemlichkeit nicht wahrgenommen; aber die neue Zeit verlangt unbedingt eine hundertmögliche und vielseitige Selbstversorgung des deutschen Volkes.

So kann man z. B. im April bei Märzaussaat bereits den ersten Kresse-, Lattich- oder Schnittsalat essen; dann kommt der übervinterte, im September gepflanzte Winterkopfsalat; ihm folgen im Mai die im April gepflanzten Sorten Maikönig, Maigold, Expreß usw. — Um nun im Salatgenuß, der doch der Gesundheit so außerordentlich zuträglich ist, bis zum Winter überhaupt keine Unterbrechung zu haben, muß allerdings jeden Monat ein kleiner Satz von 10 bis 30 Stück (je nach der Kopfzahl der Familie) gepflanzt werden, und zwar von den Sorten Rudolphs Liebling, Goldforellen, Böhmen, Graf Zeppelin usw. — Im Juni ereift man dann zu den hitzebeständigen Sorten spät aufschießender großer gelber, Heinemanns Riesen-Kristallkopf usw. Diamant; Ende Juli sät man zur Gewinnung von Herbstsalat nochmals Maikönig, gelben oder braunen Prunkkopf, Graf Zeppelin usw. aus, den man im August auspflanzt, um ihn bis September, Oktober genußreif zu haben. Im September kommt sodann die Aussaat von Neapurner und Winterkopfsalat (Herkules, Nansen, Eiskopf usw.) an die Reihe, sowie das Auspflanzen der im August ausgesäten kraus- und breitblättrigen Winterendivien, die sich bei richtiger Pflege und Ueberwinterung bis Mitte Februar halten. So kann der Salatliebhaber fast das ganze Jahr hindurch den köstlichen Salat zum Mittag- und Abendbrot genießen und ihn mit nur wenig Mühe selbst anziehen. Selbstverständlich soll er keine großen Mengen anbauen; denn nur der tatsächliche Eigenbedarf soll und darf künftig gezogen werden. Hier muß also unbedingt eine Umstellung erfolgen, die sich bestimmt lohnt.

Das vorstehend vom Salat Gesagte läßt sich auch auf die Erbsen übertragen, von deren frühesten Sorten u. a. der vorbesserte Heinemanns Rotrote sich als die beste im Vergleichsanbau in allen Gegenden Deutschlands erwiesen hat. Diese sind bereits im März bei geeignetem Wetter und Boden auszusäen. Sehr gute, mittelfrühe Sorten sind Markerbse Telefon, Riesenmarkerbse, von denen man bei normalem Boden und Klima je nach Bedarf von April bis Juni alle drei bis vier Wochen ein Beet aussäen kann.

Auch unter den Busch- und Stangenbohnensorten gibt es Unterschiede in der Reife bzw. Erntezeit, die allerdings auch, wie bei allen Gartengewächsen, je nach den Einflüssen der Witterung einige Tage vorgelegt oder hinausgeschoben werden kann. Die Auswahl darin ist ebenfalls groß und kann jedem Geschmack, aber auch fast jedem Zweck, Boden und Klima Rechnung tragen. Der Verfasser hat z. B. Ende Juli vorigen Jahres noch Bohnen ausgelegt und konnte Ende September dank des guten Wetters noch eine Vollernte abnehmen.

Recht reichhaltig ist unter den Kohlarten, die ohne Zweifel zu der bogehrtesten Volksgemüseart gehören, die Auswahl in frühen, mittelfrühen und späten Sorten, und da hat als frühseste Weißkohlsorte „Heinemanns Juni-Riesen" im In- und Ausland seit Jahren am besten abgeschnitten; daneben ist auch Dithmarscher, Etampes und Erfurter Zwerg zu nennen. — Von mittelfrühen haben sich Ruhm von Enkhuizen, Cafseler und Erfurter Markt bewauptet; von Spitzkorten sind unübertroffen Braunschweiger — auch zum Einmachen — Amager und Magdeburger. Dieselbe reiche Auswahl weisen auch die Rot- und Wirsingkohlsorten auf, von denen u. a. Haco, Heinemanns Erfurter Schwarzkopf, Nittauer Riesen, feiner Wirsing Eisenkopf, Vertus und Winterfürst zu den anerkannt besten gehören. Auch beim Blumenkohl und den Tomaten findet man frühe, mittelfrühe und späte Sorten. — Was hier vom Gemüse gesagt ist, gilt teilweise auch für das Kern-, Stein- und Beerenobst.

M. T.

**Ein Landwirt, der reich,**
**Hat vier Ernten zugleich:**
**Eine im Feld,**
**eine in harem Geld,**
**eine in der Scheune**
**und auf dem Boden noch eine**

# Praktischer Ratgeber

**Die verschiedenen Sorten des Marktstammkohls haben verschiedenen Futterwert.** Der Anbau des Marktstammkohls zur Gewinnung eiweißreicher Futtermassen für die Herbstfütterung breitet sich immer mehr aus. Die Blätter enthalten mehr Eiweiß als die Strünke. Diejenige Sorte, welche einen geringeren Strunkanteil je Pflanze ausbildet, ist die wertvollere. In der Tschechoslowakei wurden in Höhenlagen von 450 bis 850 Meter vier Sorten in 28 Versuchen angebaut und ihr Erntertrag und Strunkanteil bestimmt. Die Sorten lieferten je Hektar folgende durchschnittlichen Erträge: Englischer 650 dz Grünmasse mit 51 % Strunkanteil; Grüner 420 dz Grünmasse mit 46 % Strunkanteil; Dänischer 460 dz Grünmasse mit 49 % Strunkanteil; hiesiger 430 dz Grünmasse mit 52 % Strunkanteil. Das Mark des englischen und dänischen Marktstammkohls besaß den mildesten Geschmack. Gekochte Pflanzen waren dickfrünkiger und milder im Geschmack. — Die Ergebnisse decken sich mit deutschen Erfahrungen. Beim Anbau von Marktstammkohl ist es daher wichtig, die richtige Sorte zu wählen!

Dr. E.

**Das Schweißreiben der Pferde.** Dieses Unterfangen äußert sich darin, daß das Pferd die sein an den Körper gepreßte Schwanzwurzel an der Stallwand oder an sonst harten Gegenständen reibt. Durch das stetige Reiben werden die Schwanzhaare abgerieben, und die nackte Schweißhaut tritt zutage. Die Ursachen dazu können sehr verschiedenartig sein. In sehr vielen Fällen wird das Schweißreiben durch unpassende Haltung und schlechte Körperpflege veranlaßt. Durch Anhäufung von Schmutz wird auf die Haut ein Juckreiz ausgeübt, auch Ungeziefer, insbesondere Läuse, können hierfür die Ursache sein. Gegen dieses Schweißreiben empfiehlt sich zunächst eine gründliche Reinigung des Pferdes mit warmem Seifenwasser, sowie Einreiben der Schwanzwurzel mit einer Lysollösung. Gegen Ungeziefer hat sich auch Petroleum besonders bewährt. — Weiterhin können auch Eingeweidewürmer Gründe für das Schweißreiben sein. Die Würmer rufen einen starken Juckreiz am After hervor, welcher unmittelbar das Schweißreiben zur Folge hat. In solchen Fällen untersuche man den Kot auf Würmer. Man tut gut, einen Tierarzt zu Rate zu ziehen, denn oft ist auch eine sogenannte „Schwäche des Blutes", d. h. ein gestörter Stoffwechsel, die Ursache, und dann kann nur der Tierarzt die entsprechenden Mittel verordnen. Bei Stuten ist das Schweißreiben vielfach ein Anzeichen von Rossigkeit, wobei dann die Scheide Urin und Schleim ausspritzt. Um zu vermeiden, daß Schweißhaare abgerieben werden, empfiehlt es sich, ein Schweißfutteral, d. h. eine Hülse, über den oberen Teil des Schweifes zu ziehen, welche durch einen Riemen mit dem Bauchgurt in Verbindung steht. Hierdurch schont man aber nur die Schweißhaare vor Verletzung und heilt nicht das Uebel, welches in den meisten Fällen seine dumme Angewohnheit ist, sondern tiefere Ursachen hat, die bekämpft werden müssen. Jede Strafe eines den Schweif reibenden Pferdes ist deshalb unangebracht.

Dr. Bk.

**Eine Kaffeekanne, die eine Kaffeemaschine ersetzt.** Eine Kaffeemaschine pflegt meist ein ziemlich verwickeltes Gerät aus Metall und Glas zu sein. Bei einer neuartigen Kaffeekanne ist nun der Versuch gemacht worden, alle Vorteile einer Kaffeemaschine in einem Gerät zu vereinigen, das trotzdem keine Kaffeemaschine ist, sondern eben eine gewöhnliche Kaffeekanne bleibt, bei deren Gebrauch man zudem kein Sieb braucht, kein Filtrierpapier, keinen Leinenbeutel und keine umständlichen Vorbereitungen. Diese Kaffeekanne liefert einen Kaffee, in dem der Wohlgeschmack erhalten bleibt und bei der man keinen Kaffeegrund

Abb. 1

Zeichnungen 1—2: Blumberg (M)

Abb. 2

**Abb. 1. Neue Kaffeekanne mit der unteren Ausbuchtung, die den Kaffeesatz zurückhält, dem eigenartigen Tropfenfänger unter der Tülle und dem ovalen Deckelloch, der das Herausfallen des Deckels verhindert**

**Abb. 2. Blick in die neue Kaffeekanne Man erkennt die ringförmige Ausbuchtung unten und das doppelte Karlsbader Sieb vor dem Auslauf, sowie die ovale Eingieß-Öffnung, die den entsprechend geformten Deckel festhält**

in der Tasse findet. Das Wesentliche dieser Kaffeekanne ist die untere Ausbuchtung (Abb. 1), die der Kanne auch ihre eigenartige behäbige Form gibt. In dieser Ausbuchtung wird der Kaffee — er darf nicht zu fein gemahlen sein — nach dem Aufgießen zurückgehalten, vermutlich weil durch die wulstartige Formgebung die festen Kaffeeteilchen in eine geschlossene, kreisende Bewegung versetzt werden, die ein Aufsteigen in der Flüssigkeit verhindert. Auf den gemahlenen Kaffee wird das kochende Wasser aufgegossen, dann der Deckel schnell aufgesetzt, damit der Kaffe richtig durchziehen kann. Nach drei Minuten muß man einige Tröpfchen kalten Wassers zufügen oder ein paarmal langsam mit einem Löffel umrühren. Dann läßt man noch fünf bis sechs Minuten ziehen, und der Kaffee ist fertig, schneller als man gewohnt ist; denn die Zubereitung hat im ganzen nur acht bis zehn Minuten gedauert. Im Innern der Kanne, vor dem Auslauf, befindet sich ein doppeltes Karlsbader Sieb (Abb. 2), das die reifen lichen kleinen Kaffeeteilchen zurückhalten soll, die sich vielleicht doch noch in den Aufguß verirrt haben. Die Kanne ist selbstverständlich vollkommen aus Porzellan, so daß der Wohlgeschmack des Kaffees besser erhalten bleibt als in Kannen oder Kaffeemaschinen mit Metallteilen. Es sind gleich noch ein paar weitere kleine Vorteile bei der Herstellung der Kanne vorgesehen worden, nämlich ein Tropfenfänger in Form einer kleinen Nase unmittelbar unter der Tülle und eine Deckelhaltevorrichtung in Gestalt einer besonderen ovalen Formgebung des Deckels und der Eingußöffnung.

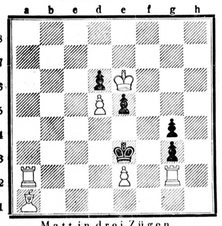
Dipl.-Ign. Lion.

**Auf neu gestrichenem Fußboden** entstehen helle, matte Flecke, wenn Wasser darauf spritzt. Durch Betuschen mit Essig verschwinden sie wieder. Das kann man auch so machen, daß man sie über Nacht mit einem in Essig getränkten Lappen bedeckt.

—l.

Vaterstolz (Plesch, M.)

## Schachaufgabe



Matt in drei Zügen.

Kontrollstellung: 11 Figuren. Weiß (6 Figuren): König e6, Turm a2, g2, Läufer a1, Bauer d5, e2. Schwarz (5 Figuren): König e3, Bauer d6, e5, g5, g4.

### Literarisches Versrätsel.

Schafft frohe Jugend euern Kindern,
Das Lebens-Erinnerung zu lindern!
Wer jung schon viel erfahren Gutes,
Trägt auch das Schlimme leichtern Mutes:
Er weiß, es gibt ein Glück auf Erden,
Und was einst war, kann wieder werden,
Erinnerung an Schönes nährt
Die Hoffnung, die den Blick verklärt.

Wenn man die in obigen Versen fettgedruckten Buchstaben richtig aneinanderfügt, so erhält man den Namen des Dichters.

### Zweisilbige Scharade.

Des ersten Flur hat nie gegrünt,
Des andern Flügel nie zum Flug gedient.
Des ganzen Schloß hat Grafen nie geborgen,
Dahinter mögst du wohnen ohne Sorgen.

### Kettenrätsel.

Aus den 26 Silben:
a — bor — chi — ga — gli — ho — je — ka — les — lo — ma — me — med — mel — ne — ni — ny — o — or — ra — schid — si — ti — va — ve

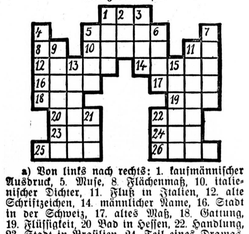
sind 13 dreisilbige Wörter dergestalt zu bilden, daß die letzte Silbe eines jeden Wortes zugleich die erste des nachfolgenden ist, auch die letzte Silbe des dreizehnten Wortes sich mit der ersten des ersten Wortes deckt. Die Wörter bedeuten:

1. Stadt in Schlesien _____
2. Stundainsel _____
3. Griechischer Buchstabe _____
4. Name aus der griechischen Mythologie _____
5. Türkische Goldmünze _____
6. Bibl. Bezeichnung für Gott _____
7. Weiblicher Vorname _____
8. Arzneimittel _____
9. Männlicher Vorname _____
10. Italien. Fürstengeschlecht _____
11. Stadt im alten Assurien _____
12. Insel im Adriatischen Meer _____
13. Berg in Abessinien _____

### Das gefoppte Ei.

Ein Stratosphärenflieger berichtete in einem Buche von einer Fahrt in größere Höhen. Er erzählte, daß er in etwa 12 000 Meter Höhe in der offenen Gondel gesessen habe. Da sei ihm der Gedanke gekommen, ein Ei zu kochen. Das habe vortrefflich gemundet. Der Mann hat geschwindelt. Abgesehen davon, daß kein Ballonfahrer in der Gondel ein Feuer entzünden wird, läßt sich das auch anders nachweisen.

### Kreuzworträtsel.



a) Von links nach rechts: 1. kaufmännischer Ausdruck, 5. Muse, 8. Flächenmaß, 10. italienischer Dichter, 11. Fluß in Italien, 12. alte Schriftzeichen, 14. männlicher Name, 16. Stadt in der Schweiz, 17. altes Maß, 18. Gattung, 19. Flüsse tell, 20 Bad in Hessen, 22. Handlung, 23. Stadt in Brasilien, 24. Teil eines Dramas, 25. Stock, 26. Stadt in Ostfriesland. — b) Von oben nach unten: 1. Element, 2. Nebenfluß der Weichsel, 3. männlicher Name, 4. weiblicher Name, 5. Paradies, 6. Schlinge, 7. Figur aus der „Jungfrau von Orleans", 9. Stadt im Rheinland, 11. Arbeitsgerät, 13. Pelztier, 15. Absatzkanal, 21. Sportgerät, 22. Erdsenkung.

### Zukunftsstraum.

Wo deinem Auge Aether blaut,
Da ist die Eins drin aufgebaut,
Ihr Räderwerk wird ewig geh'n,
Und ewig wird man's nicht versteh'n.

Noch größ'res Rätsel ist der Zwei,
Man forscht und forscht doch nur vorbei,
So hier und so unsäglich weit,
Ist er der Eins das Riesenkleid.

Das Drei, seit alters her der Pflug,
Den Mut von Land zu Lande trug.

Das heute, groß und schnell, verbindet,
Das Farben zeigt und Ruhm verkündet.

Das Ganze bleibt noch Phantasie,
Doch sage nicht: es wird nicht, nie,
Was heut nicht ist, wird morgen werden,
Das Einszweidrei verläßt die Erden.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung: Dame e2—d2.

1. ...., Dame a1—e5.
2. Dame d2—d8; matt.
1. ..., König f6—e5.
2. Dame d2—d6; matt.
1. ..., König f6—g7.
2. Dame d2 schlägt b6; matt.

### Viel Lärm um nichts:

Weit ein dreibeiniger Tisch zwar fehlerhaft stehen, aber niemals wackeln kann, denn seine drei Fußpunkte liegen immer in einer gemeinsamen ebenen.

### Magisches Quadrat:

1 Ponton, 2 Omeara, 3 Nedar, 4 Tatra, 5 Orange, 6 Narses.

### Illustriertes Kreuzworträtsel:

Waagerecht: Celle, Boot Oker, Neger. Senkrecht: Bolz, Clown, Erker, Egge. In richtiger Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

### Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Biese, 5. Eule, 8. Astra, 9. Rose, 10. Nein, 10a. Else, 11. Isar, 12. Staat, 13. Bei, 14. Leere, 17. Abo, 19. Elbe, 20. Olid, 21. Nest, 22. Spree, 23. Ala, 24. Ente. Von oben nach unten: 1. Barcelona, 2. Iser, 3. Erie, 4. San, 5. Lola, 6. Ossa, 7. Beethoven, 9. Reti, 12. See, 13. Brot, 15. Esel, 16. Elba, 17. Alpe, 18. Bier, 20. Ost.

### Draußen und drinnen:

Heide, Weide, Seide.

### Auf einem spitzen Stein

Zeichnung: Pohl

„Reiß dich zusammen, Paul, gleich sind wir oben, dann kannst du dich ausruhen!“

## So weit bin ich noch nicht!

Ein junger Dichter — er behauptete wenigstens, es zu sein — hatte es erreicht, Walter Scott seine Manuskripte in die Hand zu spielen, damit dieser ihm sagen möge, wie groß sein Talent sei. Scott nahm die Blätter auch wunschgemäß mit großer Liebenswürdigkeit entgegen. „Wann darf ich nachfragen?“ wollte der Jüngling wissen. „Ich schreibe Ihnen!“

Es vergingen Monate, der junge Mann wartete; wer nicht schrieb, war Scott. Da faßte er sich ein Herz und begab sich zu Walter Scott, der gerade in seinem Garten lustwandelte. Er erhielt freundlichen Eintritt. Seine erste Frage lautete: „Hatten Sie die Freundlichkeit, meinen Roman zu prüfen?“ — „Oh, gewiß, Sie warten wohl schon lange? Nun, ich kann nur sagen, der Schluß ist fabelhaft!“ Der Pegasusreiter strahlte. „Darf ich nun auch fragen, wie Sie den Anfang, also die ersten vier Kapitel, kritisieren?“

„Nun, da müssen Sie sich noch einige Zeit gedulden“, meinte Scott, „so weit bin ich noch nicht!“

★

Die kleine Rosemarie erhält den Auftrag, die Nachbarin zu einer Tasse Kaffee einzuladen. Das erscheint ihr etwas zu bescheiden, und so lautet die Einladung: „Mutti läßt Sie zu zwei Tassen Kaffee bitten!“

**Druckfehler**

. . . Während der Hundeausstellung großes Moppelkonzert.

**Die Feuerwehr**

In der Deutschstunde wird Schillers „Glocke“ durchgenommen. In der Stelle „Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke!“ fragt der Lehrer: „Warum waren die Menschen damals hoffnungslos?“, und erhält zur Antwort: „Weil damals das Feuerwehrwesen noch nicht so ausgebildet war wie heute.“

**Die Ruinen**

„Da sieh einmal, diese malerischen Ruinen!“

„Ich möchte nur wissen, warum die Leute früher Ruinen und keine ordentlichen Schlösser gebaut haben!“

**Der unbrauchbare Hund**

Gast: „Herr Wirt, heißt Ihr Hund?“
Wirt: „Aber keine Idee!“
Gast: „Schade! Sonst könnte er mal versuchen, das Fleisch zu beißen, was mir eben der Kellner gebracht hat.“

**Freundlicher Rat**

Neben der Tür eines Geschäftes befand sich eine Klingel, neben welcher die Bemerkung stand: „Sollte hier nicht geöffnet sein, so wolle man von morgens bis abends zehn Uhr klingeln!“

**Sein Vorschlag**

„Schon wieder so ein schlechtes Zeugnis?“

„Ja, Papa, du mußt schon ein ernstes Wort mit dem Lehrer reden, sonst macht er es immerfort.“

**Der Silberstreifen**

Der Ehemann wartet vor dem Geschäft. Er wartet diese Stunden. Ein Freund trat hinzu: „Auf wen wartest du?“

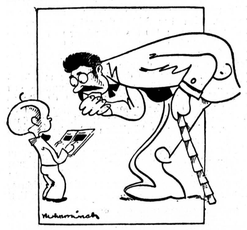
„Auf meine Frau.“

„Wo ist sie?“

„Hier im Geschäft. Bei der Modistin.“

„Wird sie bald kommen?“

Der Mann seufzt: „Bestimmt. Man hat soeben den letzten Hut aus dem Fenster genommen.“



„Sage jetzt die Wahrheit, Peter! Wer hat deinen Aufsatz geschrieben?“
„Mein Vater!“
„Ganz alleine?“
„Nein, ich habe ihm dabei geholfen!“

**Kinder**

„Tante, warum regnet es eigentlich?“

„Damit alles frisch und blühend wird, liebes Kind!“

„Ach, deshalb hast du wohl auch deinen Regenschirm daheim gelassen?“

(„Jugend“)

**Der Schreibfehler**

Der reiche Onkel beantwortet den Brief des Neffen. Er schreibt:

„Beigeschlossen sende ich Dir die erbetenen zehn Mark und möchte Dich noch auf einen Schreibfehler in Deinem Brief aufmerksam machen: zehn schreibt man nur mit einer Null!“

**Offene Kritik**

Kontrolleur (an der Theaterkasse): „Sie gehen hinaus, mein Herr? Nehmen Sie eine Marke mit, damit ich Sie durchlasse, wenn Sie zurückkommen!“

Theaterbesucher: „Ich komme nicht zurück.“

Kontrolleur: „Na, meinetwegen können Sie die Marke auch verschenken!“

Theaterbesucher: „Ich habe keine Feinde!“

(„Jugend“)

**Zur Strafe**

In das Stellenvermittlungsbüro kommt Unke wutschnaubend:

„Sind Sie der Mann, der uns die neue Köchin empfohlen hat?“

„Ja.“

„Marsch! Folgen Sie mir! Mitessen!“

(„Neue J. Z.“)

„Bitte tausendmal um Entschuldigung! Aber das muß ich schon sagen: ich hätte mich nicht so aufgeregt, wenn Sie mir auf den Fuß getreten hätten.“

**Offenherzig**

Herr (im Restaurant zu einem am Nebentische Sitzenden): „Wie unterstehen Sie sich, meine Frau beständig zu fixieren? Was denken Sie sich eigentlich?“

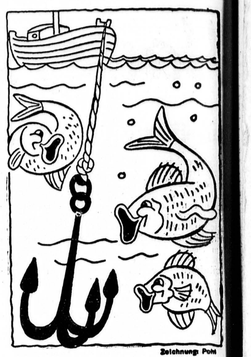
„Wollen Sie das wirklich wissen?“

„Ja.“

„Na, ich denke: die möcht' ich nicht haben.“

(Humorist.)

„Du liebst mich nicht mehr“, schluchzte sie, „die letzten beiden Abende bist du gegangen, bevor Papa dich rausgeworfen hat!“



Zeichnung: Pohl

„Glauben die etwa, daß wir an diesen Angelhaken anbeißen werden!?“

## Historische Anekdoten

Der Leibarzt des Prinzen Conde hatte sich ein Haus bauen lassen, dessen Fenster auf den Friedhof gingen. In einer Gesellschaft sprach man davon und wunderte sich über diese Eigenart des Arztes, der selbst die Anordnung der Fenster bestimmt hatte.

„Ja —“, sagte da einer der Herren, „jeder mann betrachtet eben gern seine Arbeit!“

★

Karl II. von England unterhielt sich einmal mit einem hohen Würdenträger über Tyrannei auf einem Königsthron. „Wenn die Tyrannei allzu drückend wird“, sagte er, „so könnte es wohl möglich sein, daß das Volk einen solchen Tyrannen umbringt!“

„Gewiß, Sire!“, antwortete der Höfling, „Und ich wünschte, daß alle Könige dies glauben, aber daß das Volk es niemals glaubte.“

★

Zur Zeit Augusts des Starken lebte in Dresden ein Arzt, der — obwohl er von einfachen Leuten abstammte — auf seinen akademischen Stand maßlos stolz war. Er ließ selten eine Gelegenheit vorübergehen, ohne zu betonen, wie groß die Kluft zwischen ihm und dem „Volke“ sei. Einmal geschah es, daß er einem Mann vorwarf, sein Vater sei ja nur Maurer gewesen. Der Angegriffene lächelte nur dazu und antwortete:

„Das hat Ihnen sicher Ihr Vater gesagt, denn er war meines Vaters Handlanger!“

★

Als der römische Feldherr Lucullus im Begriff war, das Signal zum Beginn einer großen Schlacht zu geben, warnten ihn die Sterndeuter davor. Aus den Gestirnen — so erklärten sie — hätten sie gelesen, daß dieser Tag ein unglücklicher für den Feldherrn Lucullus sein würde.

„Desto besser!“, antwortete der Römer, „denn wir wollen ihm durch unseren Sieg glücklich machen!“


**Lungen-Asthma nicht nur lindern**

sondern heilwillensm zu beeinflussen und die Anfälle alsbald seltener und schwächer werden zu lassen, gelingt mit „Silphocalin“, welches die Eigenschaft hat, die körperspezifische Bronchialschleimhaut gegen die asthmaauslösenden Reize zu kräftigen und widerstandsfähig zu machen. „Silphocalin“-Tabletten (bestehend aus Calc. glyc. ph., Sulf., Stramt., Lob., Cardo mast., Ol. cerves., Cacao. lact.) sind von Gynäkologen, Hautärzten, Professoren, Aerzten bestens empfohlen, auch zur erfolgreichen Behandlung von anderen Bronchial- und Lungenleiden. Kosten Sie aber keine Nachahmungen sondern nur das Original-Silphocalin. Aufklärungsschrift A 305 von Dr. Vogel wird kostenlos und unverbindlich von der Versandapotheke Carl Bühler, Konstanz, versandt. Pack. mit 80 „Silphocalin“-Tabl. RM. 2.70 in allen Apotheken, bestimmt Rosen-Apoth. München.

**Damenbart** Radikal beseitigung läßt Haare durch die weltbekannte Heimethode für immer. empfohlen u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Wp. 468300 Gold Medaille. Grosse Preis Brüssel 1930, London 1935. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses) Kleinkur RM 4.75, stark RM 3.85, f. geübte Stärken RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Heimeta G. m. b. H., Köln 114

**In Stadt und Land** trägt man meinen stark eingewebten Original-Marine-Moleskin (weiß, grau, grün) f. Sportanzüge. Verlangen Sie sofort Muster (gratis und franko).

**Echte Kieler Matrosen-Anzüge, Kleider u. Mäntel** in gut. Wollqualitäten (Bitte Alter, Körpergröße, Scheitel bis Fußsohle angeben.) Hochwertige blaue Offizierstuche u. Yachtclubsergen, dichte, luftsee cht, für Anzüge, Kostüme, Damenmäntel. Preisliste gratis. 3 bis 4 monatl. Ratenzahlung ohne Anzahlung.
Marine-Versandhaus Bernh. Preiler, Kiel 84

**Edelweiß, die Königin der Alpen! Edelweiß, das gute Fahrrad** zu niedrigem Preis, das Sie vollauf befriedigen wird. Der Lauf ist spielend leicht, die Haltbarkeit jahrzehntelang, das Äußere v. wunderbarer Schönheit. Wenn Sie dieses hübsche Edelweißrad sehen, werden Sie seinen niedrigen Preis kaum für möglich halten. Katalog, auch über Nähmaschinen und allen Fahrradzubehör senden an jeden gratis und franko. Bisher etwa ½ Million Edelweißräder schon geliefert. Das konnten wir wohl nimmermehr, wenn unser Edelweißrad nicht gut und billig wär.
Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg K

**233 Millionen RM für Eigenheime**

Ueber 16300 Bausparer Gemeinschaft der Freunde Wüstenrot in Ludwigsburg haben ihr Ziel schon erreicht

**Die neue Baugeldzuteilung** erbrachte soeben wieder 3 Millionen RM für Gut. Bausparer.

Wer sich und seine Familie ein Eigenheim erstellen möchte, verlange sofort die kostenlose Broschüre „Durch Bausparen zum Eigenheim“ von der größten deutschen Bausparkasse.

Gemeinschaft d. Freunde Wüstenrot in Ludwigsburg / 348

Neue Baugeldzuteilungen folgen monatlich

**Erst prüfen, dann urteilen!** Was Stricker bietet, bewährt d. Katal. 36. Eingehd. Beschreibungen, günstige Preise. Zusendung kostenl. Anfordern.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

**Graue Haare** erhalten die Naturfarbe Diagnose mit goldd. Medaille. Briefl. Aufklärung kostenlos d. Bath. Nürnberg K 9 Nr. 42

**Hastreiter's Kräuterkuren gegen Kropf Basedow** vollständig giftfrei, ohne Jod, vollkommen unschädlich. Tausende von Heilerfolgen. Bei Nichterfolg Geld zurück. Verlangen Sie kostenlose Auskunft und wissenschaftliche Broschüren über Kropf und Basedowleiden Nr. 2
Friedr. Hastreiter Germering bei München

Der schönste Blumenschmuck für Veranda, Balkon, Fensterbrett, sind unstreitbar meine echten **Gebirgs-Hängenelken** illustr. Preisl. grat. u. fr. A. Gnadl, Versandgärtnerei Trudering 174, Obb.

**Bettfedern** in allen Qualitäten!! Kaufen u. Betten aller Art äußerst preiswert! Jos. Christl Nachf. Than 508 Bayr. Ostmark

Anzeigen im „7. Tag“ haben groß. Erfolg.

Für alles, was man scheuern muß: **Fegeputz** Es kratzt nicht!

**die neue linie** das Monatsblatt für Menschen von Geschmack. Literatur, Reise, Kunst, Sport, Mode, Architektur. Jedes Heft mit prächtigen Bildern, Beiträgen erster Autoren. Überall für 1 Mark erhältlich
Verlag Otto Beyer, Leipzig C 1

**Reelle Bezugsquelle Neue Gänsefedern** mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt Pfd. 2.-, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.- u. 8.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.- u. 8.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 5 Pfd. portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück.
Willy Mantouffel, Gänsemästerei, Neutrebbin 92 c (Oderbr.).
Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Bei Hexenschuß, Gicht, Rheuma, Ischias, Rückenschmerzen, Kopfgicht mit Krämpfen, Auszug **Nadalin** einreiben. Altbewährtes Hausmittel. Nach 2-3 Einreibungen meistens schon Linderung. Flasche Mk. 3.25 frk. lg. Nachn. Nadalin-Vertrieb, Borken I. W.

**Für den katholischen Soldaten!**

Wir wollen dienen

Glaubenskraft als Quelle unserer Wehrkraft. Der wehrhaften Mannschaft des deutschen Volkes und dem Gedächtnis der Gefallenen gewidmet von Standortpfarrer Georg Wertmann. Kart. 0.40 RM

Kath. Militär-Gebet- und Gesangbuch

Zusammengestellt von Heeresoberpfarrer Franz Justus Rarkowski. Amtliche Ausgabe lt. Heeresverordnungsblatt Nr. 1 vom 7. Jan. 1936 unter D 51. Kunstleder I -RM, Leder 2.- RM

Orgelbuch für die deutschen Gesänge des kath. Kirchenjahres, bearbeitet von Kurt Doebler, Lehrer a. d. Staatl. Hochschule für Musikerziehung u. Kirchenmusik, Berlin. In halbarem Kunstlederein bd. 12.50 RM

Wehrverlag Joseph Bercker Berlin W 30 Neue Bayreuther Str. 4

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

**Heiraten**

Junger Gärtner, kath., 28 Jahre, 1.70 groß, solide u. arbeitsfreudig, nicht unbemittelt, sucht frohes, tücht., gefallend. Mädchen kennen zu lernen.

**Einheirat** erwünscht. Gefl. Zuschriften unter Nr. 7/179 an „Der 7. Tag“, Paderb.

Lehrer i. Dialyora, 32 J. alt, 1.67 Mtr. groß, wünscht **Lebensgefährtin** kennenzulernen. Barvermög. erw. Ausf. Ang. m. Bild u. Nr. 7/130 an „Der 7. Tag“, Paderb.

**Anzeigen** im 7. Tag haben immer Erfolg!

**Stellenmarkt**

Für kath. Haush. in Kassel, 3 schulpflichtige Kinder, zum 1. od. 15. Mai zuverläss., tücht. **Mädchen** gesucht, das schon angelernt ist. Angeb. u. Nr. 7/178 an „Der 7. Tag,“ Paderborn.

**Wer** Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

**Eine Leistung** Nahtlos Stahl Muffenlos und Garan. M. 36 Foto-Apparate Uhren a. Katalog SIGURD KASSEL


Verantw. i. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag“: I. Vj. 36: 37 660. Zurzeit ist Liste 8 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt“, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße